

## Du und Dein Stress

Eine soziologische Rekonstruktion des Burnout-Diskurses  
und der Arbeit am inneren Gleichgewicht

von Alexander Hirschfeld



University  
of Bamberg  
Press

**37** Schriften aus der Fakultät Sozial- und  
Wirtschaftswissenschaften der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Schriften aus der Fakultät Sozial- und  
Wirtschaftswissenschaften der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Band 37



University  
of Bamberg  
Press

**2019**

# Du und Dein Stress

Eine soziologische Rekonstruktion des Burnout-Diskurses  
und der Arbeit am inneren Gleichgewicht

von Alexander Hirschfeld



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Diese Arbeit hat der Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg als Dissertation vorgelegen.

1. Gutachter: Prof. Dr. Richard Münch

2. Gutachter: Prof. Dr. Stephan Lessenich, LMU München

Tag der mündlichen Prüfung: 08.11.2018

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; [fis.uni-bamberg.de](http://fis.uni-bamberg.de)) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk – ausgenommen Cover, Zitate und Abbildungen – steht unter der CC-Lizenz CC-BY.



Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0  
<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Herstellung und Druck: Digital Print Group, Nürnberg  
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press

© University of Bamberg Press, Bamberg, 2019  
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 1867-6197

ISBN: 978-3-86309-678-6 (Druckausgabe)

eISBN: 978-3-86309-679-3 (Online-Ausgabe)

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-555683

DOI: <http://dx.doi.org/10.20378/irbo-55568>

## Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung .....</b>	<b>7</b>
<b>2. Die psychische Erschöpfung im Feld der Expertise .....</b>	<b>21</b>
2.1 Zur Erweiterung des Sozialen: Die performative Kraft der Wissenschaft .....	24
2.2 Diskursive Strategien: Wissen als politische Rationalität .....	38
2.3 Expertinnen und Laien: Deutungshoheit im Feld der Expertise ..	54
2.4 Zusammenfassung: Die Regierung der psychischen Erschöpfung .....	70
<b>3. Zur Analyse sozialer Problematisierungen .....</b>	<b>73</b>
3.1 Forschungsgegenstand Burnout: Die Debatte als Problematisierung .....	76
3.2 Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault: Interpretative Analytik .....	82
3.3 Methodisches Vorgehen: Untersuchungsphasen im Überblick ...	87
3.4 Zusammenfassung: Hermeneutik zweiter Ordnung .....	97
<b>4. Psychologie der Arbeit .....</b>	<b>99</b>
4.1 Entstehung im 19. Jahrhundert: Zwischen Philosophie und Naturwissenschaft .....	102
4.2 Psychologie der Last: Labor und Fabrik Anfang des 20. Jahrhunderts .....	111
4.3 Psychologie der Lust: Aufstieg der Motivation Mitte des 20. Jahrhunderts .....	128

4.4. Zusammenfassung: Von der Anpassung zum Imperativ der Gestaltung.....	143
<b>5. Genealogie der Burnout-Forschung .....</b>	<b>147</b>
5.1. Psychische Ergonomie: Burnout als Pathologie sozialer Arbeit in den 1970ern .....	150
5.2. Steuerung der Gefühle: Die Normalisierung in den 1980ern und 90ern .....	168
5.3. Die Arbeit am inneren Gleichgewicht: Eine Selbst- und Sozialtechnik .....	180
5.4. Theoretische Zuspitzung: Das Paradigma der Kognition und Emotion .....	192
<b>6. Die Debatte zur psychischen Erschöpfung in Deutschland.....</b>	<b>197</b>
6.1. Die ambivalente Rolle der Medizin: Burnout gibt es (nicht) .....	201
6.2. Biologisch-psychologischer Komplex: Das innere Gleichgewicht .....	213
6.3. Krankheit vs. Gesundheit: Steuerung des Selbst und der Bevölkerung.....	223
6.4. Theoretische Zuspitzung: Die psychische Erschöpfung und der Markt.....	245
<b>7. Schluss: Arbeit und Leben als persönlicher Balanceakt.....</b>	<b>253</b>
<b>Literatur.....</b>	<b>273</b>

# 1. Einleitung

Psychische Leiden sind in den letzten Jahrzehnten zunehmend ins Zentrum der öffentlichen Wahrnehmung gerückt. Besonders häufig wird hier der alltägliche Stress thematisiert: Ob Arbeit oder Privatleben, überall finden sich Situationen, die die psychische Gesundheit langfristig belasten. Vor diesem Hintergrund haben insbesondere berufliche ‚Krisen‘ und damit verbundene persönliche Probleme enorm an Relevanz gewonnen. Dabei hat sich der Begriff Burnout zum Synonym eines Unbehagens an gegenwärtigen Arbeitsbedingungen und zur Chiffre der Leidenserfahrung in einer ‚gestressten Gesellschaft‘ entwickelt. Im Zentrum der Problemdeutung stehen der gestiegene Leistungsdruck und die „ständige Erreichbarkeit“ (FAZ 2016a) in Zeiten digitaler Kommunikationsmedien. In der alten, relativ klar strukturierten Arbeitswelt konnte man den Laden demnach noch bei Betriebsschluss – sowohl physisch als auch gedanklich – verlassen; flache Hierarchien, steigende Verantwortung sowie die Verdichtung der beruflichen Tätigkeit durch E-Mail und Smartphone schaffen hingegen eine Konstellation, die ein „Abschalten“ (Die Zeit 2016a) kaum mehr erlaubt. Der sozialwissenschaftliche Beobachter Hartmut Rosa spricht in diesem Zusammenhang von „der ‚Psychokrise‘, die sich beispielsweise in wachsenden Burnoutraten manifestiert“ (Rosa 2016, 14) – eine Einschätzung, die direkt an die öffentliche Darstellung eines „Rekordhochs“ (Der Spiegel 2011a) psychischer Erkrankungen anschließt.

Aus soziologischer Perspektive ist der Begriff Burnout jedoch noch aus einem anderen Grund faszinierend: Mit ihm wird die Motivation selbst und damit *das* Fundament unseres modernen Arbeitsethos zum Problem. Denn die Zuschreibung ‚ausgebrannt‘ zu sein, verweist nicht zuletzt darauf, dass ein Mensch zuvor ‚gebrannt‘ haben muss, also mit besonderer Leidenschaft bei der Sache war. Daher, so ein typisches Narrativ, sind vor allem diejenigen gefährdet, die „viel Idealismus und Engagement mit in ihren Beruf bringen“ (Die Welt 2011a). Dieses Motiv verdichtet sich zur Vorstellung der „Burnout-Falle“ (Hirschfeld 2015a); die Ausführungen der Psychologie und Betroffenenliteratur zeichnen hierbei ein Szenario, in der die psychische Erschöpfung fast zwangsläufig aus der Kombination eines außergewöhnlichen Engagements und hoher beruflicher Belastung resultiert. Es scheint somit, als sei Burnout nicht



nur Ausdruck einer Pathologie heutiger Arbeitsbedingungen, sondern als formiere sich um den Begriff eine Kritik an der „freiwilligen Selbstausschöpfung“ (Moosbrugger 2012), die auf Risse der etablierten ‚Ideologie‘ der Motivation hindeutet. „Wer Burnout sagt, spricht im Modus der Kulturkritik“, meint auch Ulrich Bröckling (2013, 179) und verweist damit auf die Tatsache, dass der Begriff den allgegenwärtigen Imperativ der Selbstoptimierung herausfordert.<sup>1</sup>

Dieser Anfangsverdacht war es, dem die Fragestellung der Arbeit zugrunde liegt: *Wie wird die psychische Erschöpfung problematisiert und mit welchen Lösungsansätzen will man ihr beikommen?* Hinter dieser Frage verbirgt sich ein Interesse an gegenwärtigen Machtverhältnissen, die sich im gesellschaftlich verankerten Wissen äußern. Denn „[z]um Erbgut der modernen Kultur gehören [...] nicht nur die jeweils bestehenden gesellschaftlichen Institutionen, sondern auch allgemeine Ideen, die in ihrem Gehalt weit über diese hinausgreifen“ (Münch 1986, 14). Aus solchen Ideen speisen sich die normativen Anforderungen, die an das moderne Subjekt herangetragen werden. Als Techniken, die unsere Beziehung zu uns selbst und anderen beeinflussen, haben diese Imperative die Wirkung politischer Strategien, die von Beginn an einschränken, was überhaupt gedacht, gesagt und getan werden kann – Diagnosen, Selbsttests oder Interventionsstrategien, das alles sind Bestandteile einer gesellschaftlichen „Ordnung des Diskurses“ (Foucault 2000). Wie die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen werden, ist die Debatte um die psychische Erschöpfung von einer „Sorge um sich“ (Foucault 1986a) geprägt, deren Ziel es ist, den Menschen vor einer übermäßigen Verausgabung seiner Energie zu schützen. Die therapeutische Rhetorik verwandelt die arbeitsbedingte Erschöpfung in ein Problem der Selbstfindung – krank werde man vor allem deshalb, „weil das Bewusstsein für das eigene Wesen fehlt“ (Prieß 2014, 30). Wenn die Motivation abnimmt und die Erschöpfung einsetzt,

---

<sup>1</sup> Wenn man sich mit der symbolischen Konstruktion von Wirklichkeit und der Rolle der Sprache beschäftigt, kommt man um die Verwendung von Anführungszeichen auch jenseits des Zitierens nicht herum. Ich verwende im Folgenden die ‚einfach Variante‘ zum Zweck der eigenen Distanzierung oder Hervorhebung. Die „doppelten Anführungszeichen“ verweisen auf wörtliche Zitate oder auf etwas, das kurz zuvor bereits wörtlich zitiert wurde. Insgesamt steht aus formalen Gründen ein möglichst sparsamer Einsatz im Vordergrund, weshalb diese Satzzeichen für Begriffe, wie den der Krise, entweder nur einmal oder nur an einigen wenigen Stellen verwendet werden.

müsse man daher „auf die innere Stimme hören“ (Eckstein 2015), sich den gegebenen Anforderungen widersetzen und herausfinden, was man wirklich will. So entsteht das Ideal der *Arbeit am inneren Gleichgewicht*, eine Subjektivierungsweise, die den Umgang mit dem psychischen Stress als Prozess der Selbsterfahrung und gleichzeitig als ökonomische Bilanzierung erscheinen lässt.

Die Selbsttechnik der Arbeit am inneren Gleichgewicht steht nicht für sich allein, sie verweist stattdessen auf weitreichendere Themenkomplexe und damit verbundene Fragestellungen: In welche Richtung bewegt sich unser Menschenbild in Zeiten zunehmender psychologischer Krisenerfahrungen? Wie verhält sich die dargestellte Problemdeutung zu Arbeitskämpfen und anderen Formen des Widerstands? Und welche Konsequenzen hat die zunehmend dominante Sprache der Emotionen für die professionelle Autorität der Medizin aber auch für die Rolle der Soziologie? Einige Antworten will ich an dieser Stelle zumindest andeuten: Die Anforderung der Arbeit am inneren Gleichgewicht bringt eine Grundformel zum Ausdruck, die unterschiedlichen „Psycho-Techniken“ (Traue 2010) der Gegenwart, wie der Resilienz und Work-Life-Balance, zugrunde liegt. Es handelt sich hier um ein Dispositiv, dessen Bedeutung in der aktuellen historischen Phase, die durch diffuse politische und wirtschaftliche Krisenszenarien sowie durch ganz konkrete Abstiegsängste geprägt ist, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann (Nachtwey 2016; Bude 2014). Die hier wirksame Sprache der persönlichen Wahrnehmung verbannt jede Objektivierung psychischer Belastung aus dem Diskurs; anstatt von der Arbeit überfordert, erscheinen Burnout-Betroffene als Sklaven der eigenen Erwartungen, die sie selbstständig kontrollieren müssen. Soziologische Deutungsangebote, die Burnout als Problem der Arbeitsbelastung begreifen, ebenso wie gewerkschaftliche Initiativen gegen den Arbeitsstress spielen daher eine untergeordnete Rolle. Die Medizin orientiert sich ebenfalls am Primat der Selbstsorge: Das Attribut der Krankheit bleibt Ausnahmefällen vorbehalten, weshalb Burnout in Abgrenzung gegenüber „echten Krankheiten“ gerne als „Mode“ diffamiert wird (Kaschka et al. 2011). Vor diesem Hintergrund wird der Anstieg psychischer Störungen weniger mit den Arbeitsbedingungen als vielmehr mit der ärztlichen Diagnosepraxis in Beziehung gebracht – aus der Pathologie der Arbeit wird ein Problem der „Inflation“

(Frances 2014) von Krankheiten. Die Aufgabe medizinischer Expertise besteht nun immer häufiger auch darin, die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit an die erhöhte Sensibilität der Gesellschaft anzupassen und damit zur Pflicht der Selbstsorge beizutragen. Mithilfe der Arbeit am inneren Gleichgewicht werden somit berufsbedingte Leiden, in der industriellen Moderne üblicherweise noch Problem des Sozial- und Wohlfahrtsstaates (Kaufmann 1997), zur Aufgabe der *Selbststeuerung*.

### **Eine wissenssoziologische Perspektive**

Die Subjektivierung durch Arbeit ist eine der wichtigsten – wenn nicht gar *die* – soziologische Fragestellung, deren Ursprung bis auf die Gründer des Fachs zurückreicht. Um einen kleinen Einblick in die Rolle der Erschöpfung innerhalb dieses soziologischen Diskurses zu geben, soll Emile Durkheim kurz zu Wort kommen:

In dem Maß, in dem sich der Markt ausdehnt, erscheint die große Industrie. Sie hat aber die Wirkung, die Beziehung zwischen den Fabrikanten und den Arbeitern zu verändern. Eine größere Ermüdung des Nervensystems und der ansteckende Einfluss der großen Städte erhöhen die Bedürfnisse der Arbeit. Maschinenarbeit ersetzt die Arbeit des Menschen; die Arbeit in der Fabrik die Arbeit in der Werkstatt. Der Arbeiter wird sozusagen kaserniert und den ganzen Tag über seiner Familie entzogen. Er lebt nicht länger Seite an Seite mit dem, der ihn beschäftigt usw. Die neuen Bedingungen der Industrielwelt verlangen natürlich eine neue Organisation. Da aber diese Umwandlungen mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit vor sich gegangen sind, haben die konfligierenden Interessen noch keine Zeit gehabt, sich auszugleichen. (Durkheim 1992, 439)

Die Ausbreitung des Marktes, technische Veränderungen, steigende Belastungen und die Isolation des Arbeiters werden hier als Prozesse benannt, die mit „einer außerordentlichen Geschwindigkeit vor sich“ gehen und zur „größeren Ermüdung des Nervensystems“ beitragen. Durkheim folgt einer seinerzeit gängigen Deutungsweise: der Überreizung der Nerven im Zuge der industriellen Produktion, die sich Ende des 19. Jahrhunderts zum Krankheitsbild der Neurasthenie verdichtet (Kury 2013; Sarasin 2001). Für den französischen Soziologen, der das Problem in den äußeren Bedingungen der Arbeit verortet, resultiert daraus in erster Linie

eine politische Aufgabe der Herstellung sozialer Ordnung und Integration.

Wie meine Analyse zeigen wird, waren solche und ähnliche Perspektiven auf die psychische Erschöpfung auch innerhalb der Psychologie bis weit ins 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung. In den letzten Jahrzehnten wurden sie jedoch durch die Sprache des inneren Gleichgewichts verdrängt. Zur Rekonstruktion dieser Veränderung bedarf es einer *wissenssoziologischen Perspektive*: In Erweiterung der lebensweltlichen „Konstruktion der Wirklichkeit“ (P. Berger und Luckmann 2004) geraten dabei gesellschaftlich institutionalisierte Wissensordnungen in den Fokus. Was mich interessiert, ist also nicht das, was „die Menschen sagen“ und „sie diesseits oder jenseits dieser Worte gedacht haben mögen, sondern das, was sie von vornherein systematisiert“ (Foucault 1973, 17). Wie bereits angekündigt, fragt diese Arbeit, „auf welche Art und Weise das Subjekt in bestimmten historischen Momenten zum Problem wurde“ (Bröckling 2007, 23), da diese Art der Problematisierung auf herrschende Denkweisen hindeutet, die sich unmittelbar auf normative Anforderungen auswirken. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Psychologie, die sich im Kontext der neoliberalen Reformbewegungen der letzten Jahrzehnte zu einer der wichtigsten Produzenten „individualisierender Technologien“ (Rose 1996a) entwickelt hat.<sup>2</sup> Die andere Seite dieser Erfolgsgeschichte ist der Abstieg einer soziologischen Problemdeutung, die die psychische Erschöpfung als kollektives Leiden an den gegebenen Arbeitsbedingungen anstatt eines singulären Problems jedes Einzelnen begreift.

In Ergänzung zur bereits existierenden Forschungstradition in diesem Feld, die sich unter dem Schlagwort der Regierung bzw. Gouvernamentalität vor allem der Schnittstelle zwischen Neoliberalismus und Selbst widmet (Bröckling et al. 2000; Dean 2009), will ich zeigen, dass sich die Techniken der Psychologie nicht auf die Erschaffung eines autonomen und durchsetzungsstarken Unternehmers reduzieren lassen. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Krisenszenarien und Kritiken am Leistungsimperativ hat sich analog dazu ein reflexiver Diskurs etabliert,

---

<sup>2</sup> Mit dem Verweis auf den Neoliberalismus soll an dieser Stelle weniger die gängige Kritik an der Allmacht der Wirtschaft mobilisiert werden. Stattdessen stellt der Begriff ein brauchbares zeitdiagnostisches Konzept dar, um gerade die kulturelle und politische Dimension einer an den Prinzipien des Marktes und der Idee der (Selbst-)Steuerung orientierten Gesellschaft zu erfassen (Flew 2014).

der Themen wie Achtsamkeit und Gelassenheit in den Mittelpunkt rückt. Beim Umgang mit der psychischen Erschöpfung begegnet man einem *Diskurs der Innerlichkeit*, der Probleme der Arbeitsbelastung in persönliche Identitätskrisen verwandelt. Yoga, Meditation, Work-Life-Balance, um diese und ähnliche Strategien organisiert sich die Arbeit am inneren Gleichgewicht, deren Betonung der Gefühle als Kritik an der Leistungsgesellschaft auftritt – man dürfe sich von äußeren Zwängen nicht das Leben diktieren lassen, heißt es immer wieder. Gleichzeitig wird das Scheitern, laut Richard Sennett noch „das große moderne Tabu“ (Sennett 1998, 159), mithilfe derartiger Techniken direkt an die Anforderungen des Marktes und dessen Glauben an Mechanismen der Selbststeuerung gebunden. Seine Grenzen zu kennen und nein sagen zu lernen, all das dient in erster Linie dem Erhalt der Lust an der Arbeit und formiert sich zu einer Strategie, die in fundamentalem Gegensatz zu jeder (Re-)Mobilisierung von Solidarität und politischer Regulierung steht.

Bei der Dechiffrierung dieser Form der Selbstsorge spielten kultursoziologische Arbeiten eine wichtige Rolle. Der Aufstieg eines therapeutischen Diskurses im „Zeitalter des Narzissmus“ (Lasch 1980) weist bereits seit längerem darauf hin, dass sich neben der Selbstoptimierung ein psychologischer Diskurs der Selbstfindung etabliert hat. Die beiden symbolischen Register – das der Ökonomie und das der Identität – stabilisieren sich gegenseitig und schaffen gemeinsam ein „hybrides Subjekt“ (Reckwitz 2006), ein Menschenbild, in dem sich die Anforderungen des Marktes und expressiv-ästhetische Werte verschränken (Boltanski und Chiapello 2003; Koppetsch 2006). Das Subjekt, das im Zeitalter des Digitalen, in allen sozialen Bereichen der Standardisierung, dem Vergleich und Wettbewerb ausgesetzt ist, und der gleichzeitige Aufstieg des Anspruchs auf Einzigartigkeit lassen sich vor diesem Hintergrund als zwei Seiten derselben Medaille interpretieren (Reckwitz 2017; Mau 2017). Vor allem die enge Beziehung einer Semantik der Emotionen und der ökonomischen Rationalität sorgt dafür (Illouz 2009, 2012), dass ökonomische Kräfteverhältnisse verdeckt werden und Burnout als persönliche Krise jenseits wirtschaftlicher Zwänge erscheinen kann. Neben dieser Strategie der Selbststeuerung etabliert sich im Problemfeld der Erschöpfung eine Sozialtechnik, die von einer „Ideologie der Intimität“ (Sennett 1983, 293) geprägt ist. An die Stelle der Solidarität und wohlfahrtsstaatlichen

Schutzfunktion tritt ein Diskurs der positiven Bedeutung sozialer Beziehungen auf dem Weg zur Selbstfindung, wobei intime Kontakte immer auch als Ressourcen im Prozess der Selbstoptimierung fungieren.

Neben der gesellschaftlichen Subjektivierung und dem zeitdiagnostischen Interesse bildet die Wissenschaftssoziologie den zweiten wichtigen Diskussionszusammenhang, in dem sich diese Arbeit bewegt. In der Debatte um Stress und Burnout zeigt sich ein für die Gegenwart symptomatisches Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit – auf der einen Seite der akademische Anspruch besseren Wissens, auf der anderen das demokratische Ideal der Partizipation (Brown 2009; Jasanoff 2005). In meiner Untersuchung werde ich zeigen, dass die Macht der Psychologie gerade auf einer Verbindung dieser scheinbar widersprüchlichen Bedingungen gründet: Der weitreichende Einfluss dieser Disziplin basiert nicht auf der professionellen Monopolisierung, sondern auf ihrer Fähigkeit, wissenschaftliche Begriffe und Konzepte im Alltagsdenken zu verankern. Auf diese Weise etablieren sich stabile Verhältnisse der Übersetzung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, vor deren Hintergrund sich wissenschaftliche Expertise als heterogenes Zusammenspiel von Expertinnen<sup>3</sup>, Laien und anderen Interessengruppen konstituiert (Collins und Evans 2007). Die Entstehung und Institutionalisierung gültigen Wissens gleicht damit einer politischen Bewegung, in der gesellschaftliche Diskurse und Sprecherpositionen den Raum des Möglichen abstecken (Epstein 1995, 1998). Anschließend an diese Überlegungen und empirischen Einsichten einer „Soziologie der Expertise“ (Eyal 2013) wird ein theoretisches Raster entworfen, durch das dieser Prozess analytisch und interpretativ zugänglich gemacht wird.

Dieses theoretische Modell bildet den Hintergrund, vor dem der Aufstieg psychologischer Expertise und der Abstieg der Deutungsangebote anderer Disziplinen – allen voran der Soziologie – diskutiert werden: Ab Ende des 19. Jahrhunderts und über weite Strecken des 20. Jahrhunderts war die Soziologie eine der wichtigsten Stimmen sozialer Bewegungen; die Figur des Intellektuellen steht sinnbildlich für eine historische

---

<sup>3</sup> Im Sinne eines geschlechterbewussten Sprachgebrauchs wird in dieser Arbeit zwischen der männlichen und weiblichen Form gewechselt. Ausnahmen sind historische und soziale Konstellationen, in denen nur männliche Akteure auftreten – ein Umstand, der selbst auf Machteffekte verweist, die man nicht verschleiern sollte. Bei Komposita, wie beispielsweise dem Begriff *Sprecherpositionen*, wird stets die maskuline Form verwendet.

Phase, in der sich diese Disziplin mit ihrem Anspruch auf „inkompetente aber legitime Kritik“ (Lepsius 1964, 88) zu fast allen Themen äußern und dafür Gehör finden konnte; so gelang es ihr, auf Basis abstrakten Wissens im Namen einer allgemeinen Moral, Ästhetik oder Wahrheit in unterschiedlichsten Gesellschaftsbereichen zu intervenieren. Darin gründet bis heute die Faszination einer wissenschaftlichen Kritik, die im Namen idealisierter Menschenbilder und gesellschaftlicher Utopien über soziale Realität spricht. Der vielfach diagnostizierte Niedergang der Intellektuellen fällt nicht zufällig mit dem Bedeutungsverlust der Soziologie zusammen (Carrier und Roggenhofer 2007; Lyotard 1985; Hirschfeld und Gengenagel 2017). Vor dem Hintergrund der fehlenden Akzeptanz allgemeiner Kategorien des Sozialen interessiert sich heute kaum mehr jemand für die gesellschaftlichen Probleme, auf die individuelle Leiden an der Arbeit hindeuten. Im Rahmen der psychologischen Sichtweise dominiert stattdessen ein Diskurs der persönlichen Erfahrung, der jede Kritik an den Arbeitsbedingungen zu einer Frage der individuellen Einstellung macht.

#### **Der soziologische Diskurs der Erschöpfung<sup>4</sup>**

Auf den soziologisch informierten Leser muss die dargestellte Perspektive im ersten Moment etwas ungewöhnlich wirken. Im Rahmen der disziplinären Tradition würde man die psychische Erschöpfung üblicherweise selbst als Ausdruck gesellschaftlicher Wandlungsprozesse interpretieren. Historisch bedeutsame Vorbilder dafür gibt es zur Genüge: Wie bereits angedeutet, lassen sich im Anschluss an Durkheim persönliche Leiden als Problem der sozialen Integration verstehen; die zunehmend unregelmäßigen Arbeitsbedingungen im „flexiblen Kapitalismus“ (Sennett 1998) erzeugen ein normatives Vakuum; dem Menschen fehlt es an Halt und Orientierung – ein klassischer Fall von Anomie (Durkheim 1992; Merton 1938). Im Unterschied oder eher in Ergänzung dazu lädt Burnout gleichzeitig zu einer Marxschen Kapitalismuskritik ein: Hier wäre die psychische Erschöpfung Indikator einer neuen Form der Entfremdung innerhalb der „postindustriellen Gesellschaft“ (Bell 1975; Touraine 1972), die den körperlichen Raubbau durch die geistige Ausbeutung ergänzt. So

---

<sup>4</sup> Die Argumentation im folgenden Abschnitt orientiert sich grob an einem von mir im Sammelband *Die Innenwelt der Ökonomie* veröffentlichten Beitrag (Hirschfeld 2017).

plausibel diese Argumente einem sozialwissenschaftlichen Publikum erscheinen mögen, so gering ist ihre Resonanz in Öffentlichkeit und Politik; auch wenn sich einige dieser Begriffe und Konzepte hin und wieder ins Feuilleton verirren, so dominiert doch klar die Sprache des inneren Gleichgewichts.

Es ist nicht zuletzt diese Marginalisierung oder „Neuerfindung des Sozialen“ (Lessenich 2009) im gesellschaftlichen Diskurs, die eine Metaperspektive auf die psychische Erschöpfung so notwendig macht. Dazu ist es unabdingbar, „den selbstreflexiven Blick zu schärfen“ und zu fragen, „in welchem Ausmaß Gegenwartsdiagnosen ebenso wie analytische Perspektiven von habitualisierten Beobachtungseinstellungen der Disziplin durchzogen“ sind (Endreß 2015, 16). Von solchen Annahmen und damit verbundenen Engführungen muss man sich distanzieren, um gesellschaftlichen Wissensordnungen und Machtverhältnissen auf die Spur zu kommen. Dabei gilt es vor allem zu berücksichtigen, dass die Sprache der Soziologie durch die Klassiker und ihre Beschreibung der industriellen Moderne geprägt ist, in denen typischerweise die Themen der Ordnung, der Rationalität und das Problem der individuellen Freiheit dominieren. Die erste und bis heute sehr offen vertretene Variante ist die marxistisch inspirierte *Kritik an den Zwängen der Arbeit*. Eine relativ frühe und häufig zitierte Untersuchung, die dieses Paradigma auf die Dienstleistungsökonomie überträgt, ist Arlie Hochschilds *The Managed Heart* (1983). In ihrer Analyse von Flugbegleiterinnen argumentiert sie, dass auch Emotionen zur Ware werden, sobald Serviceberufe auf „Gefühlsarbeit“ setzen; das Ergebnis des Immer-freundlich-Seins und Lächeln-Müssens, so die Autorin, ist eine emotionale Verausgabung und Abstumpfung. Der Autor David Foster Wallace (1997) bläst ins gleiche Horn, wenn er vom wohlkalkulierten „Professional Smile“ als Pandemie der heutigen Gesellschaft spricht.

In der deutschsprachigen Arbeits- und Industriesoziologie wird diese Tradition unter den Schlagwörtern der „Entgrenzung“ oder „Subjektivierung von Arbeit“ gepflegt (Kleemann et al. 1999; G. Voß 1998). Als Folge der neuen Arbeitsorganisation wird auch hier eine Verschiebung von der körperlichen hin zur psychischen Belastung konstatiert. Demnach bringt die heutige Arbeitswelt eine „erweiterte Selbstkontrolle des Arbeitenden“ mit sich und forciert den „Zwang zur verstärkten



Ökonomisierung der eigenen Arbeitsfähigkeit“ (G. Voß und Pongratz 1998, 131). „Konsequenz solcher Mechanismen ist eine Selbstüberforderung, welche die Menschen bis in die letzte Pore ihres Lebens in und außerhalb des Betriebs verfolgt“ (G. Voß und Weiss 2013, 36). Der Arbeitskampf, so die These, hat sich auf die Ebene des Individuums verschoben, das den Mechanismen von Markt und Wettbewerb nun direkt ausgeliefert ist – materielle Ausbeutung, typisches Merkmal des Taylorismus, ist zunehmend der psychischen Ausbeutung immaterieller Arbeit gewichen. Im Fahrwasser solcher Diagnosen der fortschreitenden „Landnahme“ (Dörre et al. 2010) des Kapitalismus gegenüber dem Subjekt spricht Byung-Chul Han von einer „Müdigkeitsgesellschaft“ (2010), die laut Autor in der gegenwärtigen „Burnoutgesellschaft“ (2016) ihren bisherigen Höhepunkt erreicht. „[D]er Leistungsdruck verursacht die Erschöpfungsdepression“ (2010, 20), so Han, die zunehmende Ökonomisierung des Selbst führe zu einer „Schaffens- und Könnensmüdigkeit“ (2010, 21).

Neben dieser Deutung der Erschöpfung als Ergebnis der Selbstausbeutung findet sich außerdem eine Schule, die die positiven Funktionen sozialer Institutionen zur Abfederung derartiger Probleme betont. In diesem Fall wird die „Krise der Arbeit“ (Castel 2011) als Ergebnis der gesellschaftlichen Deregulierung betrachtet, was sich auf der Ebene des Subjekts in Form von Unsicherheiten und Existenzängsten niederschlägt. Die neuen Arbeitsbedingungen, heißt es, verlangen nach einem „Menschen, der ohne feste Ordnung auskommt, jemand, der inmitten des Chaos aufblüht“ (Sennett 1998, 79) – wer das nicht könne, werde nicht nur scheitern, nein, der müsse sich die Verantwortung für diesen Misserfolg selbst zuschreiben. In dieser Konstellation, so Alain Ehrenberg, entwickelt sich die Depression zur gesellschaftlichen Leitkrankheit; spiegelbildlich zum aktiven und autonomen Subjekt entsteht „eine Krankheit der Verantwortlichkeit, in der das Gefühl der Minderwertigkeit vorherrscht“ (2004, 18). Der Mensch wisse nicht mehr, wer er ist, und die nie enden wollende Aufgabe der Selbstverwirklichung treibe ihn in die völlige Erschöpfung. Auch für Andreas Reckwitz stellt sich der steigende „Besonderheits- und Selbstentfaltungsanspruch des Lebens in der Kultur der Spätmoderne als ein Enttäuschungsgenerator dar, vor dessen Hintergrund sich psychische Überforderungssymptome erklären lassen“ (2017, 22). Gegenwärtige psychische Leiden seien somit das Resultat eines

generellen Sinnverlusts, der mit dem Zusammenbruch eindeutiger Regelsysteme einhergeht – ein Argument, das in vielerlei Hinsicht an Durkheims These der Anomie erinnert.

Der exemplarische Einblick in zwei Stränge der sozialwissenschaftlichen Problematisierung macht deutlich, dass die psychische Erschöpfung als direkte Konsequenz veränderter Arbeitsbedingungen begriffen wird. Ausgangspunkt der Argumente sind anthropologische Grundverständnisse, die entweder die menschliche Freiheit oder das Bedürfnis nach institutioneller Ordnung in den Vordergrund rücken. Die psychische Erschöpfung lässt sich damit in loser Anlehnung an die Konzepte der Ausbeutung und Anomie problemlos in die Sprache der Soziologie übersetzen und wird zu einer Krise der Selbstverwirklichung in der „Leistungsgesellschaft“ (Neckel und Wagner 2013; G. Voß und Weiss 2013; Hillert und Marwitz 2006; Han 2016). Auch die Zeitdiagnose der „Beschleunigung“ weist in diesem Zusammenhang auf individuelle Pathologien im Kontext der Globalisierung und Digitalisierung hin (Rosa 2005; Wajcman 2015). Solche und ähnliche Positionen sind in jedem Fall ein wichtiges Gegengewicht zu unternehmerischen Erfolgsgeschichten, die im Rahmen des Hypes um digitale Technologien, Startups und Industrie 4.0 im Aufwind sind. Gerade mit Blick auf die gegenwärtige Macht psychologischer Expertise ist die Stärkung einer soziologischen Perspektive, die den Fokus auf die gesellschaftlichen Umstände der arbeitsbedingten Erschöpfung richtet, umso wichtiger.

Will man jedoch die Frage beantworten, wie die Sprache des inneren Gleichgewichts die Deutungshoheit erlangen konnte, muss man sich von dieser Sichtweise lösen. Denn auch im *soziologischen Diskurs der Erschöpfung* bleiben die Entstehungsbedingungen des Wissens nicht nur unberücksichtigt, sondern werden durch implizite Annahmen einer spezifischen gesellschaftlichen Struktur und menschlichen Natur systematisch verschleiert. Die Soziologie zeichnet ein Subjekt, das bestimmte Institutionen benötigt, um vor den negativen Einflüssen eines ungezügelten Wettbewerbs und vor einer immer komplexer werdenden Welt geschützt werden muss. Gleichzeitig weisen die oben zitierten Untersuchungen jedoch auch darauf hin, dass der Mensch in seinen Denk- und Verhaltensweisen zunehmend durch kulturelle, ökonomische und expressive Imperative strukturiert ist: Jedes Individuum sei etwas Besonderes und solle

seinen eigenen Weg gehen, aber es müsse sich eben auch im Vergleich und der Konkurrenz mit anderen behaupten. Löst man sich nun vom soziologischen Diskurs der Erschöpfung, wird die enorme Reichweite und Verbindung dieser beiden Subjektivierungsprogramme sichtbar. Denn wie ich zeigen werde, tritt die Psychologie auch im Umgang mit arbeitsbedingten Problemen als wichtigste Quelle wissenschaftlicher Expertise in Erscheinung. Als solche transformiert sie arbeitsbedingte Leiden in Probleme der Individualität, für die sie Techniken der alltäglichen Selbstsorge und Selbstökonomisierung bereithält. Als einzigartige und gleichermaßen eigenverantwortliche Subjekte müssen Betroffene nun kontinuierlich an ihrer inneren Balance arbeiten, um sich einerseits selbst zu finden und sich andererseits an die Anforderungen des Marktes anpassen zu können.

### **Gang der Untersuchung**

Damit sind die Perspektive und die wichtigsten Thesen angedeutet sowie der allgemeine Diskussionszusammenhang der Untersuchung benannt. Die beiden Argumente – der Aufstieg einer Arbeit am inneren Gleichgewicht und die Etablierung psychologischer Techniken in Alltag und Politik – ziehen sich durch den gesamten Text und werden in fünf Kapiteln parallel entwickelt. In *Kapitel 2* wird der theoretische Rahmen der Arbeit dargestellt, der ausgehend von der Diskurstheorie Foucaults unterschiedliche Impulse aus der Wissenschafts- und Professionssoziologie aufnimmt und integriert. Im Mittelpunkt steht eine erweiterte Konzeption des Sozialen, die auf die performative Wirkung wissenschaftlicher Praktiken verweist. Auf diese Weise wird mit dem *Feld der Expertise* ein analytisches Bezugssystem entwickelt, durch das die Deutungsmacht des psychologischen Dispositivs als Zusammenspiel abstrakter Theorien, konkreter Anwendung und ihrer alltagsweltlichen Verbreitung interpretiert werden kann. Das *dritte Kapitel* beschäftigt sich mit der daraus resultierenden erkenntnistheoretischen und methodologischen Perspektive. Primärer Bezugspunkt ist die Orientierung an einem holistischen Forschungsprogramm, ein Ansatz, der die soziale Konstruktion jeder Form der Erkenntnis auf die Arbeit überträgt und eine selbstreflexive Position einfordert. Darüber hinaus wird das konkrete methodische Vorgehen

illustriert, insbesondere die Auswahl des Untersuchungszeitraums, des Textkorpus sowie der interpretative Zugang zu den Daten.

Im *vierten Kapitel*, dem ersten empirischen Teil, geht es um die Darstellung der Entstehungsbedingungen der Psychologie im ausgehenden 19. Jahrhundert. Ihre prekäre Position zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, so das Argument, macht das Fach seit dessen Gründung zu einer besonders offenen und anwendungsorientierten Disziplin, die in enger Beziehung zu ökonomischen und politischen Regierungstechniken steht. Inhaltlich dreht sich alles um das Verhältnis zwischen Arbeit und Subjekt, wobei bis Mitte des 20. Jahrhunderts ein Diskurs der Effizienz, Ordnung und Anpassung dominiert, der sich spätestens in den 1970er Jahren durch den Begriff der Motivation in Richtung der persönlichen Gestaltung und Autonomie bewegt. Vor diesem Hintergrund entsteht die Problematisierung Burnout, deren Entwicklung innerhalb der psychologischen Forschung in *Kapitel 5* dargestellt wird. Während die Anfangsphase noch von der industriellen Logik der Rationalität und Organisation geprägt ist, setzt sich auch dort schnell eine andere Sprache durch. Hier stößt man mit der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* auf eine Subjekttechnik, die die Kritik an Leistung und Wettbewerb aufnimmt und eine neue Spielart der Selbststeuerung hervorbringt. Im *sechsten Kapitel* – dem abschließenden empirischen Teil – wird die enorme Reichweite dieses psychologischen Dispositivs in der gegenwärtigen öffentlichen Debatte verdeutlicht. Selbst die Medizin orientiert sich am Ideal der emotionalen Balance und springt immer dann ein, wenn diese Technik der Selbstsorge ins Stocken gerät. Im Zuge der damit verbundenen Entgrenzung von Krankheit und Gesundheit wird es zunehmend zur Aufgabe medizinischer Expertinnen, die Menge der Diagnosen *zu steuern* und den arbeitsfähigen Menschen vor der suggestiven Wirkung attraktiver ‚Modekrankheiten‘ zu schützen. *Das siebte und zugleich letzte Kapitel* fasst die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit zusammen und diskutiert sie vor dem Hintergrund ihrer zeitdiagnostischen und politischen Implikationen.



## 2. Die psychische Erschöpfung im Feld der Expertise

Der Anstieg psychisch bedingter Arbeitsausfälle ist seit einigen Jahren Gegenstand einer öffentlichen Debatte. Es geht dabei nicht nur um den Zusammenhang zwischen beruflicher Tätigkeit und psychischem Wohlbefinden, sondern auch um die Einschätzung und Bewertung gegenwärtiger Arbeits- und Lebensbedingungen. Besonders häufig begegnen wir hier dem Begriff der Erschöpfung; die Arbeit scheint den Menschen zu viel abzuverlangen, sie zu überfordern. Daran anknüpfend rückt die Soziologie üblicherweise den Wandel der Arbeit in den Vordergrund. Demnach erzeugt die fortschreitende Subjektivierung und Entgrenzung der Arbeit eine „freiwillige Selbstaubeutung“ (Moosbrugger 2012), was sich in immer mehr psychischen Krankheiten niederschlägt. So wichtig die Positionierung der eigenen Disziplin gegenüber anderen Fächern ist, bedarf sie doch der Ergänzung durch eine *Beobachtung zweiter Ordnung*: Aus dieser Metaperspektive stellt sich die Frage, warum bestimmte Denkweisen und Sprecherinnen die Debatte dominieren, während andere marginalisiert oder vollständig verdrängt werden. Anstatt also selbst Position zu beziehen, geht diese Arbeit den Bedingungen der Konstitution des Problemfeldes auf den Grund. Burnout wird daher als *soziale Problematisierung* verstanden, die durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Akteure, Wissensbestände und Institutionen hervorgebracht wird.

In der Öffentlichkeit ist im Kontext der psychischen Erschöpfung meist nur am Rande vom Wandel der Arbeit die Rede. Hier geht es primär um die subjektiven Erfahrungen von Stress, Burnout und Depression, was bereits auf die zentrale gesellschaftliche Bedeutung medizinischer und psychologischer Expertise verweist. Durch die im Folgenden entwickelte theoretische Perspektive geraten die Wissensordnungen und Machtverhältnisse in den Blick, die dafür sorgen, dass bestimmte Sichtweisen die Debatte beherrschen. Die Frage, ob es so etwas wie Burnout wirklich gibt – es sich um eine ‚Mode‘ oder eine ernstzunehmende Krankheit handelt –, wird deshalb in diesem Zusammenhang bewusst nicht gestellt. Hinter dieser Entscheidung steckt keine Leugnung des Leidens und damit auch keine Anklage gegen Betroffene. Im Gegenteil, ich möchte vor allem eine gängige Denkfigur vermeiden, die zwischen ‚echten Krankheiten‘ auf der einen und dem ‚Mythos Burnout‘ auf der anderen Seite

unterscheidet. Die Gegenüberstellung von Krankheiten und gesellschaftlichen Vorstellungen verdeckt die Tatsache, dass beide Dimensionen immer bereits aufs Engste miteinander verwoben sind.<sup>5</sup> Expertinnen wie Laien greifen bei der Artikulation psychischer Schwierigkeiten zwangsläufig auf den verfügbaren Deutungshorizont zurück; das Entstehen neuer Gegenstände und Begrifflichkeiten verweist somit auf veränderte Problemlagen *und* deren soziale Problematisierung. Therapeutische Interviews, Fragebögen und Statistiken zur Prävalenz, all das sind kulturell spezifische Formen der Objektivierung gesellschaftlicher Phänomene.

Ausgehend von diesen Überlegungen wird im Folgenden ein *Feld der Expertise* als theoretisches Modell entwickelt, das die soziale Konstruktion wissenschaftlicher ‚Tatsachen‘ und deren performative Wirkung betont. Der Begriff *Expertise* wird dabei als Netzwerk heterogener Elemente verstanden, das Akteure, Wissensbestände, Techniken, Objekte und Institutionen bezüglich eines spezifischen Aufgabenbereichs verbindet (Cambrosio et al. 1992; Eyal 2013). Als Expertise gelten abstrakte Erkenntnisse und dazu korrespondierende Arten der Problembearbeitung, die gesellschaftlich anerkannt sind und sich in unterschiedlichen praktischen Anwendungsfeldern etabliert haben. Dieser Ansatz ist eine wichtige Erweiterung der Professionssoziologie, die sich typischerweise mit Formen der Monopolisierung und Interessenspolitik beschäftigt. Durch den breiteren Fokus auf Expertise kann man die eindimensionale Diagnose der Herrschaft bestimmter Berufsgruppen – etwa der Medizin oder Ökonomie – unterlaufen und hinsichtlich relevanter Koalitionen ergänzen. Anstatt Machtbeziehungen auf soziale Positionen zu reduzieren, lassen sie sich damit als Ergebnis einer „komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft“ (Foucault 1983, 94) begreifen. Die wichtigsten Bezugspunkte dieser strategischen Situation bilden Diskurse, die die Welt des Sichtbaren, Sagbaren und Machbaren strukturieren. So werde ich zeigen, dass der Diskurs rund um das Problem Burnout von einer Sprache der Balance geprägt ist, die den Menschen zu einem reflektierten und

---

<sup>5</sup> Das erkenntnistheoretische Terrain wird in diesem Kapitel immer wieder angeschnitten. An dieser Stelle sei nur auf Ludwig Flecks Begriff der „Erfahrungstatsachen“ verwiesen, mit dem er in seiner klassischen Studie zur Syphilis die Untrennbarkeit von existierendem Beobachtungssystem und dem zu beobachtenden Gegenstand illustriert. Vor dem Hintergrund sozialer „Denkstile“ kann jede Tatsache nur auf Grundlage des kollektiv Erfahrbaren ‚entdeckt‘ werden (Fleck 1980).

eigenverantwortlichen Umgang mit seiner psychischen Energie anleitet. Diese Form der Expertise verdichtet sich zu einem Bündel konkreter Maßnahmen, das als Dispositiv der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* gleichermaßen Ausgangspunkt gesellschaftlicher Problemdeutungen und subjektiver Selbstverhältnisse ist.

Mit dem Feld der Expertise wird zudem ein theoretischer Beitrag zwischen Wissenschaftssoziologie, Professionssoziologie und politischer Soziologie geleistet. Das Motiv für diese Bemühung ist die Diagnose zunehmend kleinteiliger Analysen innerhalb der Wissenschaftssoziologie und dem Desinteresse an gesellschaftlichen Strukturen.<sup>6</sup> Demgegenüber werde ich mit Foucault argumentieren, dass sich die Untersuchung wissenschaftlicher Praktiken systematisch zu sozialtheoretischen und zeitdiagnostischen Überlegungen in Beziehung bringen lässt. Daraus resultiert ein Vorgehen, das sich in drei Phasen gliedert: In einem *ersten* Schritt müssen, ausgehend von sozialen Problematisierungen, die ihnen zugrunde liegenden Diskurse rekonstruiert werden. Vor diesem Hintergrund lässt sich *zweitens* die Frage nach den im Feld dominanten Akteurinnen und Koalitionen stellen. *Abschließend* können die Ergebnisse als Aspekte einer gesellschaftlichen *Regierungsform* interpretiert werden, die immer auch eine spezifische Identitätsvorstellung und damit einhergehende ‚Arbeit am Selbst‘ mit sich bringt. Die Arbeit steht also in der Tradition Max Webers, der den gesellschaftlich vorherrschenden Typus der Rationalität als Grundlage der jeweiligen Herrschaftsformation begreift. Darüber hinaus wird an die bereits diskutierte Forschung der Arbeits- und Kultursoziologie angeknüpft, die – ebenfalls im Anschluss an Weber – die Konstitution des subjektiven Ethos durch gesellschaftliche Wissensordnungen in den Blick nimmt.

Das folgende Kapitel gliedert sich in vier Abschnitte, die diese theoretische Position entwickeln. Zu Beginn werden einige Einsichten

---

<sup>6</sup> Die Theoriearbeit ist in dieser Hinsicht eng mit der empirischen Analyse verbunden, die den Aufstieg psychologischer und ökonomischer Expertise gegenüber der soziologischen konstatiert. Besonders deutlich wird das im vierten Kapitel: Hier zeigt sich, welche zentrale Rolle soziologische Konzepte für die Problematisierung der Arbeit bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts spielen, bevor sie ab den 1960er und 70er Jahren von einer individualistischen Psychologie der Motivation abgelöst werden.



der ‚neuen‘<sup>7</sup> Wissenschaftssoziologie aufgegriffen. Dabei dient die erweiterte Vorstellung des Sozialen innerhalb der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) als Ausgangspunkt der Analyse von Expertise (Kapitel 2.1). Im Anschluss daran wird das Konzept Expertise und der dazugehörige Diskurszusammenhang in der Wissenschaftssoziologie an Foucaults diskurs- und machttheoretische Überlegungen rückgebunden (Kapitel 2.2). In der Folge geraten die Experten in den Blick: Dazu werden einige Ansätze der Wissens- und Professionssoziologie aufgegriffen und in loser Anlehnung an Pierre Bourdieus Feldbegriff weiterentwickelt (Kapitel 2.3). Das Ergebnis ist ein Feld der Expertise, das den Fokus auf die Entstehung und Veränderung gesellschaftlicher Regierungsweisen mit der Analyse von Koalitionen zwischen Akteurinnen verknüpft (Kapitel 2.4).

## 2.1 Zur Erweiterung des Sozialen: Die performative Kraft der Wissenschaft

It is especially important not to rely on any science of society or science of man to impute interests because, as I will show, sciences are one of the most convincing tools to persuade others of who they are and what they should want. A sociology of science is crippled from the start if it believes in the results of one science, namely sociology, to explain the others. But it is still possible to follow how sciences are used to transform society and redefine what it is made of and what are its aims. (Latour 1999a, 259)

Das Konzept Burnout wurde zuerst Mitte der 1970er Jahre als Problem der sozialen Berufe in den USA artikuliert (Freudenberger 1974, 1975) und fand anschließend schnell den Weg in die psychologische Forschung (Maslach 1978; Maslach und Jackson 1981a). Die dort entstandenen Begriffe, Messinstrumente und Erklärungsansätze prägten den Diskurs über

---

<sup>7</sup> Die Differenzierung zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Wissenschaftssoziologie bezieht sich auf eine Debatte der 1980er und 90er Jahre und ist daher im Prinzip veraltet (Heintz 1993). Die Unterscheidung ist aber hilfreich, um ein nach wie vor bedeutsames Spannungsfeld kenntlich zu machen, in dem sich diese Arbeit bewegt. Im weiteren Textverlauf wird auf die Anführungszeichen verzichtet.

die psychische Erschöpfung, ihre Ursachen und wirksamen Gegenmittel bis heute. Zur Untersuchung der sich hier herausbildenden Form der Expertise bedarf es daher eines theoretischen Blicks, der wissenschaftliche Erkenntnisse an deren soziale Entstehungsbedingungen und gesellschaftliche Wirkung koppelt. Innerhalb der Wissenschafts- und Technikforschung hat sich in den letzten drei Jahrzehnten eine solche Perspektive entwickelt; in Abgrenzung zu älteren Ansätzen rücken dabei die *performative Wirkung* des Wissens und die aktive Rolle der Forschungsgegenstände in den Blick (Latour 2010).<sup>8</sup> Anstatt Burnout lediglich als wahre oder falsche Repräsentation des Leidens an der Arbeit zu interpretieren, lässt sich auf diese Weise untersuchen, wie das Konzept und die mit ihm einhergehenden Vorstellungen psychischer Probleme ihren Weg von der Wissenschaft in den gesellschaftlichen Diskurs gefunden haben. Die Möglichkeit das Soziale wesentlich weiter zu denken, ist daher für eine Genealogie psychologischer Expertise unabdingbar und bildet den Ausgangspunkt der theoretischen Überlegungen.

Gleichzeitig zeigt sich innerhalb dieser konstruktivistischen Tradition die Tendenz, die Sensibilität für gesellschaftliche Strukturen zu verlieren und Machtbeziehungen zu vernachlässigen oder gar zu verschleiern. Die Betonung der Besonderheit des jeweiligen Gegenstandes sowie dichte Beschreibungen wissenschaftlicher Praxis lassen nur wenig Raum für die Einbettung und Kontextualisierung der untersuchten Phänomene. So ist die Soziologie, die ohne Annahmen bezüglich des Aufbaus gesellschaftlicher Strukturen unmöglich ist, zunehmend auf der Strecke geblieben. In dieser Arbeit geht es jedoch gerade nicht darum, am Beispiel von Stress und Burnout erneut zu zeigen, dass hier etwas konstruiert wird – stattdessen will ich wissen, was uns die Debatte zur psychischen Erschöpfung über *die Gesellschaft* verrät. Aus diesem Grund werde ich in der folgenden Argumentation auch auf die Grenzen einer – insbesondere im angloamerikanischen Raum – dominanten

---

<sup>8</sup> Im Grunde befasst sich die folgende Darstellung mit der Konfliktlinie, die auch den gegenwärtigen Streit um den „new materialism“ prägt (Barad 2007; Dolphijn und Tuin 2013; Lemke 2014). Während die Verfechterinnen des neuen Materialismus, die häufig aus den Natur- in die Geisteswissenschaften drängen, die Bedeutung materieller Gegenstände für gesellschaftliche Zusammenhänge hervorheben, verteidigt die Gegenseite das Primat sozialer Akteurinnen und gesellschaftlicher Institutionen.

ethnographischen Herangehensweise hinweisen und im anschließenden Abschnitt den Dialog zu historischen und sozialtheoretischen Ansätzen suchen.

### **Das Soziale in der Akteur-Netzwerk-Theorie**

Die alte Wissenschaftssoziologie, vertreten durch Denker wie Talcott Parsons und Robert Merton, räumt der Wissenschaft noch einen Sonderstatus innerhalb der Gesellschaft ein. Die Forschung verfüge über einen kognitiven Kern (Parsons und Platt 1973), in dem gesellschaftliche Moralvorstellungen, Machtbeziehungen und partikuläre Interessen keine Rolle spielen.<sup>9</sup> Aus dieser Perspektive lässt sich ein einfaches, aber auch heute noch einflussreiches theoretisches Modell formulieren, das sich folgendermaßen zuspitzen lässt: Wissenschaft ist die Suche nach universellem und objektiv gültigem Wissen. Diese genuine Orientierung an Wahrheit kann jedoch durch Interessen und Machtverhältnisse gestört und sogar völlig außer Kraft gesetzt werden. Dementsprechend sind egoistische Motive, Ressourcenmonopole und politische Ideologien beliebte Forschungsfelder der alten Wissenschaftssoziologie. Hinter diesen Themen steht die Suche nach den Bedingungen, unter denen sich ‚echte‘ Wissenschaft entwickeln und effektiv funktionieren kann. Man beschäftigt sich also, vereinfacht gesagt, mit der Entstehung der Institution Wissenschaft und den Bedingungen ihrer gesellschaftlichen Autonomie. In den idealtypischen Gegenüberstellungen früherer Untersuchungen werden soziale Faktoren daher als externe Größe verstanden – wissenschaftliches Wissen erscheint als objektive Realität jenseits des Sozialen.

Wissenschaft und Gesellschaft gelten somit als zwei unterschiedliche Realitätsebenen, denen man sich nicht mit der gleichen Methode nähert. Was die alte Wissenschaftssoziologie dabei nicht berücksichtigt, ist, dass man es beim Wissen selbst mit kulturellen Objekten zu tun hat, die in sozialen Kontexten entstehen und diese gleichzeitig verändern. Aus den historisch sehr unterschiedlichen psychologischen Traditionen etwa resultieren bestimmte gesellschaftliche Vorstellungen des Leidens: Im

---

<sup>9</sup> Einen Überblick des Forschungsprogramms der alten Wissenschaftssoziologie geben Joseph Ben-David und Teresa Sullivan (Ben-David und Sullivan 1975). Bettina Heintz hat in einem systematischen Review den Übergang zur neuen Wissenschaftssoziologie ab dem Ende der 1970er Jahre dargestellt (Heintz 1993), während Steven Yearley die unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Annahmen verdeutlicht (Yearley 2005, 1–20).

Rahmen der Freudschen Psychoanalyse ist die Erfahrung der Patientinnen Ausdruck von Konflikten zwischen individuellen Neigungen und gesellschaftlichen Zwängen. Die heutige Psychiatrie lehnt dieses Modell ab und geht stattdessen von anlagebedingten Störungen des Gefühlslebens aus. Dass aus diesen Problemdeutungen völlig unterschiedliche Interventionsstrategien resultieren, ist offensichtlich. Wissenschaftliche Tatsachen dürfen daher nicht als „Sonderwissen“ (P. Berger und Luckmann 2004) jenseits des Sozialen verstanden werden; sie sind Ergebnis ihrer spezifischen Bedingungen der Produktion und Anwendung. Die „Fabrikation von Erkenntnis“ (Knorr-Cetina 1991) ist eine soziale Praxis, durch die die Welt, in der wir leben, mit hervorgebracht und verändert wird (Knorr-Cetina 1988, 2002, 45–67; Latour 1999a). Daher gilt es, wissenschaftliches Wissen ausgehend von dessen Formierung zu rekonstruieren und bezüglich der konkreten Wirkungsweise zu untersuchen.<sup>10</sup>

Genau hier liegt der Mehrwert der neuen Wissenschaftssoziologie: Sie interessiert sich für die sozialen Bedingungen der Erkenntnisproduktion und fragt, wie das Wissen und dessen Gegenstände die Gesellschaft formen und verändern. Mit dieser Perspektive wird also die kategorische Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft aufgegeben und stattdessen betont, dass auch der akademische Diskurs über die psychische Erschöpfung immer schon sozial geprägt ist. Vor diesem Hintergrund lässt sich Burnout als Schnittpunkt alltäglicher Erzählungen zur ‚inneren Stimme‘ sowie dem eigenen ‚Wesen‘ einerseits und psychologischer Konzepte der ‚Selbstwirksamkeit‘ andererseits verstehen – die gesellschaftliche Vorstellung des Ausbrennens wird also maßgeblich durch psychologische Expertise performiert. Als Ausgangspunkt der

---

<sup>10</sup> Julie Reubens Untersuchung zur Entstehung der amerikanischen Universität im 19. Jahrhundert macht deutlich, dass die Geschichte der Säkularisierung hier zu kurz greift (1996). Sie zeigt, wie Fragen der Sinnstiftung, Moral und praktischen Anwendung von Beginn an die Etablierung und Entwicklung des akademischen Feldes der USA prägen. Die lineare Erzählung der Aufklärung und Autonomisierung wird so durch eine Rekonstruktion der beteiligten Akteure und Diskurse ersetzt, die vor allem den Einfluss nicht-wissenschaftlicher Aspekte verdeutlicht. In der jüngeren Vergangenheit haben historische Studien auf die Bedeutung praktischen und lokalen Wissens in unterschiedlichen beruflichen Kontexten für die Entstehung der Wissenschaft hingewiesen (Conner 2009). Arbeiten aus dem Bereich der postcolonial studies stellen außerdem den Sonderstatus westlicher Wissenschaft auf Basis von Abstraktion und Universalität in Frage, indem sie auf ähnliche Formen der Wissensproduktion in vermeintlich primitiven Kulturen verweisen (Harding 1998; Watson-Veran und Turnbull 1995).

weiteren Argumentation bieten sich daher Ansätze an, die in bewusst provokanter Manier versuchen, den erkenntnistheoretischen Anspruch des Realismus zu unterlaufen und damit den Sonderstatus wissenschaftlichen Wissens in Frage stellen.<sup>11</sup> Im Folgenden werde ich mich auf die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) konzentrieren, die eine solche Konzeption seit Anfang der 1980er Jahre systematisch entwickelt und sehr prägnant formuliert. Der Ansatz wird nur holzschnittartig dargestellt<sup>12</sup>, was aber für das Ziel, eine sozialwissenschaftliche Konzeption von Expertise zu formulieren, völlig ausreicht.

Die grobe Ausrichtung der ANT lässt sich vielleicht am besten an der Reaktion ihrer Kritikerinnen verdeutlichen: Ihr wird vorgeworfen, die Objektivität wissenschaftlicher Tatsachen zu missachten, indem Fakten zum Ergebnis sozialer Prozesse und damit zu „kollektiven Repräsentationen“ (Durkheim 2007a) degradiert werden.<sup>13</sup> Soziale Faktoren dienen als Erklärung, wo es doch eigentlich um Fragen des besseren Arguments geht, die sich naturgemäß einer solchen Analyse entziehen. Wie das Zitat zu Beginn des Kapitels verdeutlicht, begreift Bruno Latour diese Häresie als

---

<sup>11</sup> Kerngedanke der neuen Wissenschaftssoziologie ist die Demontage des Sonderstatus der Wissenschaft. Besonders deutlich wird dies in der 1976 publizierten programmatischen Schrift *Knowledge and Social Imagery* von David Bloor (1991). Unter dem Schlagwort der Symmetrie fordert Bloor, die gleichen Analysemethoden und Erklärungsstrategien für die Produktion wahren und falschen Wissens zu nutzen (1991, 7). Das so formulierte „strong program“ war zentraler Bezugspunkt wichtiger Untersuchungen der neuen Wissenschaftssoziologie – sichtbar beispielsweise in Karin Knorr-Cetinas *The Manufacture of Knowledge* (1981).

<sup>12</sup> An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass sich die ANT gerade aufgrund des eigenen Anspruchs, keine Theorie im klassischen Sinne zu sein, einer Zusammenfassung und überblicksartigen Darstellung in besonderem Maße entzieht. Die drei wichtigsten Autoren, Bruno Latour, Michel Callon und John Law, haben ihre Überlegungen zum Teil in unterschiedliche Richtungen entwickelt und im Zeitverlauf stark verändert. Mir geht es jedoch um die grundlegende Ausrichtung der Theorie, die vor allem in den frühen Arbeiten klar erkennbar ist. Auch wenn mit dem Fokus auf die ANT anderen Theorien hinsichtlich ihrer Bedeutung Unrecht getan wird, handelt es sich hier zweifellos um einen Ansatz, der zentrale Überlegungen im Feld der neuen Wissenschaftssoziologie versammelt und Ausgangspunkt einer Vielzahl empirischer Untersuchungen ist.

<sup>13</sup> Olga Amsterdamska, die in den 1980er Jahren bei Robert Merton promovierte, schreibt in ihrem Review zu Latours *Science in Action* (1987): „[E]quipped with this Machiavellian view of the world around him, he attempts to interpret science in the only terms he knows. So, where others see reasoned arguments or evidence or interpretation or experiments, Latour’s outsider sees only attempts to dominate, strategies for winning battles, means of attack, trials of strength, and other forms of violence.“ (Amsterdamska 1990, 496)

notwendigen epistemologischen Bruch, der die soziologische Untersuchung wissenschaftlicher Praxis erst ermöglicht. Das Ziel: eine *symmetrische Analyse*, die alle Wissensbestände unabhängig ihrer Herkunft auf die gleiche Art und Weise betrachtet. Darüber hinaus verweist Latours Kommentar auf die *performative Wirkung* von Wissenschaft und Technik, spricht deren aktive Rolle bei der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit (Callon 1998; Callon und Latour 1981). Die ANT bedient sich also – und darin besteht der Unterschied zur alten Wissenschaftssoziologie – eines soziologischen Blicks bei der Erklärung der Entstehung jeglicher wissenschaftlicher ‚Tatsachen‘. Dabei bringt sie eine Sprache der Politik ins Spiel, die an Theorien sozialer Bewegungen erinnert: Aus der Genese und Anerkennung wissenschaftlicher ‚Fakten‘ wird so eine Geschichte von Interessen, Machtbeziehungen und der Mobilisierung von Allianzen.<sup>14</sup>

Auf den ersten Blick scheint es sich hier um eine Spielart des Basis-Überbau-Modells zu handeln, in dem soziale Strukturen als Ursache bestimmter Denk- und Handlungsweisen begriffen werden. Die ANT zielt jedoch in eine völlig andere Richtung und grenzt sich scharf von dieser Tradition ab. An der Konzeptualisierung von *Interessen* lassen sich die dabei wichtigsten Unterschiede zum Basis-Überbau-Modell ebenso wie zur alten Wissenschaftssoziologie verdeutlichen: Die gängige Vorstellung sozialer Interessen, so Michel Callon und John Law (1982), sei zu statisch – sie unterschätze vor allem die aktive Rolle und reflexive Kompetenz von Akteurinnen. Soziologische Theorien, so ihre Kritik, unterstellen Individuen bestimmte Interessen, entweder in Form universeller Präferenzen oder als Ergebnis der sozialen Lage. Aus diesem Grund sei man blind für die wirklichen Motive, die in konkreten Interaktionen und Aushandlungsprozessen entstehen. Die beiden Autoren positionieren sich damit klar gegen die Idee stabiler sozialer Faktoren; Strukturen seien das Ergebnis des Handelns von Akteuren und nicht deren Ausgangspunkt. Die Vorstellung, dass Akteurinnen immer bereits in soziale Strukturen eingebettet sind, die Handlungsmöglichkeiten beeinflussen, lehnen die Autoren

---

<sup>14</sup> Dies wird vor allem in Latours *The Pasteurization of France* (1993) deutlich, in dem er sich Leo Tolstois *Krieg und Frieden* zum literarischen Vorbild der Analyse nimmt. Michel Callon und John Law fassen diese Position wie folgt zusammen: „The aim of the scientist has been to determine the most ‘interesting’ option available. [...] Analytically their position is little different from a politician who uses argument and persuasion to insist that it is in the ‘interest’ of this or that social group to vote in this or that way.“ (1982, 618)

ab. Nichts existiere außerhalb der Ereignisse in konkret beobachtbaren Situationen.

Doch wie entstehen und verändern sich nun Interessen? Interessen gelten in der ANT nicht nur als flüchtig und variabel, sie sind Bestandteil heterogener Assoziationen, die nicht auf Individuen und soziale Gruppen beschränkt sind. Dies lässt sich an der Beschreibung der Funktion eines von zwei Forschern zum Review eingereichten Papers durch Callon und Law gut verdeutlichen:

The paragraph acts, then, as a kind of 'funnel of interests'. At the start it is wide – designed to 'catch' a broad range of general interests. It then proceeds to concentrate and specify these by means of a series of transformations, or 'translations', in which different claims, substances or procedures are equated with one another [...]. The outcome (it is hoped) is that many interests are identified, attracted and transformed in such a way that other actors value and utilize the research reported in the paper: they become provisionally 'enrolled' in the scheme of the author, and fall into line. (Callon und Law 1982, 619)

Der Paragraph zu Beginn eines wissenschaftlichen Artikels, auf den sich diese Interpretation bezieht, versucht demnach, Interessen zu kanalisieren („funnel of interests“) und auf einen Punkt hin zu konzentrieren. Er tut dies, indem er unterschiedliche Argumente, Objekte und Methoden aufeinander abstimmt und damit (zuvor) heterogene Interessen verbindet. Ziel dieser Übersetzungsarbeit („translation“) ist es, die eigene Position für andere attraktiv zu machen und sie so in eine gemeinsame Allianz einzuschreiben („enrollment“). Glückt das Vorhaben, dann können die Forscher die Motive der zu überzeugenden Anderen – in diesem Fall eines wissenschaftlichen Journals und seiner Vertreterinnen – verändern. Doch auch die Interessen der Autoren des Papers haben sich in diesem Prozess gewandelt, da sie sich nun an den im Journal existierenden Bedingungen der Wissensproduktion orientieren. Man ist jetzt Bestandteil einer neuen Koalition und damit ändert sich auch die eigene Sicht auf die Welt. Im vierten Kapitel der Arbeit wird ein ähnlicher Prozess rekonstruiert werden, in dem sich die Burnout-Forscherinnen von der Darstellung des beruflichen Leidens lösen und sich der im Rahmen der

psychologischen Forschung drängenderen Frage einer statistischen Operationalisierung des Phänomens zuwenden.

Der Fokus auf die Konstitution von Interessen durch Prozesse der Übersetzung stellt das Primat gängiger soziologischer Erklärung in Frage (Callon 1986; Latour 1986, 1987). Nicht die soziale Lage der Forscherinnen bestimme deren Denken und Handeln, sondern die situativen Umstände der Wissensproduktion.<sup>15</sup> In einer bekannten Studie zur Domestizierung von Muscheln in einer Küstenstadt Frankreichs geht Callon (1986) diesbezüglich noch einen Schritt weiter. Er argumentiert, dass jegliche Vorannahme in Hinblick auf die Wirksamkeit sozialer Strukturen unzulässig ist. Ansonsten, so Callon, würde man die Soziologie und ihre Theorien naturalisieren: Die Natur gelte dann als kontingent, die soziale Welt hingegen als Sphäre objektiver Regelmäßigkeiten, die die wissenschaftliche Erkenntnis in letzter Instanz bestimme. Der vermeintliche Unterschied zwischen sozialer Welt und Natur müsse aufgehoben werden, um die symmetrische Analyse von Gesellschaft, Wissenschaft und Technik zu ermöglichen (Latour 2008). Die weitreichenden Konsequenzen dieses Vorschlags lassen sich erneut am Interessenbegriff verdeutlichen. Vor dem Hintergrund einer symmetrischen Perspektive sind Interessen nicht mehr länger an Individuen oder soziale Gruppen gebunden, sondern können auch für die Beschreibung des ‚Verhaltens‘ nicht-menschlicher Entitäten herangezogen werden.<sup>16</sup> Callons Muscheln etwa verfügen demnach selbst über Interessen, auf die die Forscher reagieren bzw. angemessen eingehen:

The domestication of scallops strikingly illustrates the general interestement mechanisms. [...] Towlines made up of collectors are immersed in the sea. Each collector carries a fine netted bag containing a support for the anchorage of the

---

<sup>15</sup> Zu nennen wäre hier vor allem die Konzeption sozialer Interessen innerhalb der Wissenschaftssoziologie, die in den späten 1970er und frühen 80er Jahren von Autoren wie Barry Barnes und Donald MacKenzie vertreten wurde (Barnes und MacKenzie 1979; MacKenzie 1981; Yearley 2005, 41–54) und gegenwärtig vor dem Hintergrund der Debatte um die Performativität der Wirtschaftswissenschaften wieder an Bedeutung gewinnt (MacKenzie et al. 2007).

<sup>16</sup> Aus diesem Grund nimmt Latour für die ANT in Anspruch, eine dritte Position jenseits des sozialen Konstruktivismus und natürlich-technischen Realismus einzunehmen (Latour 1992, 1999b). Eine Darstellung der dazugehörigen Debatte findet sich bei Markus Holzinger (2013).



larvae. These bags make it possible to assure the free flow of water and larvae while preventing the young scallops from escaping. The device also prevents predators from attacking the larvae. In this way the larvae are protected during the period when they have no defence: that is, when they have no shell. (Callon 1986, 209)

Nicht-menschlichen Entitäten kommt in diesem Beispiel eine aktive Rolle bei der Bildung von Interessen und sozialen Beziehungen zu („interestement mechanisms“): Sollten sich die Muscheln nicht vermehren, bricht das Konstrukt zusammen – solange sie ‚mitspielen‘, hält die Verbindung. Mithilfe von Statistiken und anderen Abbildungen – ebenfalls nicht-menschliche Entitäten –, die das Wachstum der Tiere dokumentieren, werden sie später als Verbündete mobilisiert.

Die klassische Unterscheidung zwischen handelnden Akteuren und passiven Objekten tritt damit in den Hintergrund. Stattdessen spricht man in der ANT gerne von menschlichen und nicht-menschlichen „Aktanten“, denn in beiden Fällen beobachtet man „entities that do things“ (Latour 1988, 303). Wie schon angedeutet, läuft eine solche Perspektive einerseits Gefahr, die Soziologie abzuschaffen, da anstatt des sozialen Kontexts das ‚Handeln der Dinge‘ in den Vordergrund tritt. Auf der anderen Seite liefert diese Herangehensweise interessante Impulse für die Untersuchung der psychischen Erschöpfung: In der Analyse wird deutlich werden, wie eng der Begriff Burnout in seiner wissenschaftlichen Entstehung an die Rhetorik der Selbsthilfe und eine Semantik der Balance gebunden ist – die Diagnosen innerhalb der sozialen Berufe kreisen um Leidenserfahrungen und rücken das Problem des Gleichgewichts zwischen Anforderungen und Erfolgserlebnissen in den Vordergrund. Im Anschluss daran wird sich zeigen, wie stark die Debatte außerhalb der Wissenschaft durch diese Deutungsweisen geprägt ist. Selbst wenn im öffentlichen Diskurs von einer ‚Epidemie‘ oder ‚Volkskrankheit‘ die Rede ist, sind Begriffe wie Stress und Burnout in der Lage, die Problematisierung in ein persönliches Anliegen der Selbstsorge zu verwandeln. Diese politische Dimension von Expertise gilt es verstehbar zu machen – denn einmal ‚gebaut‘ und in Interventionsprogramme gegossen, entfaltet sie ihre Macht auch in anderen Kontexten. Der Mehrwert der ANT liegt darin, für diese *performative Kraft der Wissenschaft* zu sensibilisieren.

### **Reichweite und Grenzen einer ‚Soziologie der Dinge‘**

Forschungsleitend für die Perspektive der ANT ist die Idee eines variablen Netzwerks als Konzeption des Sozialen. Ziel jeder Untersuchung ist die Rekonstruktion der heterogenen Assoziationen von Akteuren, Wissensbeständen und anderen ‚Dingen‘. Als methodologische Konsequenz ergibt sich daraus die Forderung, den wichtigsten Protagonisten, also meist den Wissenschaftlerinnen, während ihrer Tätigkeit zu folgen, ihnen sozusagen bei Produktion der Netzwerke über die Schulter zu schauen (Callon 1986; Latour 1987). Wie gezeigt, wird der Materialität von Gegenständen – ihren Eigenschaften und Effekten – dabei eine besonders große Bedeutung zugeschrieben.<sup>17</sup> Bei der ANT handelt es sich also um so etwas wie eine ‚Soziologie der Dinge‘, die sich vor allem dafür interessiert, wie wissenschaftliche Objekte und aus ihnen hervorgehende Konzepte soziale Wirkung entfalten. Für die Untersuchung der Genealogie des Burnout-Syndroms heißt das, eine hohe Sensibilität für mobilisierte Begriffe, Theorien, Methoden und auch für die materiellen Gegenstände, wie zum Beispiel eingesetzte Medikamente, mitzubringen.

Im Anschluss daran stellt sich aber die soziologisch zentrale Frage nach der strategischen Ausrichtung von Expertise und den damit verbundenen Machtverhältnissen in der ANT: Wenn nicht Individuen, Gruppen oder Institutionen Macht konzentrieren, wer oder was ist dann in der Lage, Interessen durchzusetzen? Auf welche Art und Weise geht dieser Prozess vonstatten und mit welchen Ergebnissen ist zu rechnen? Callon (1986) hat diesbezüglich das Konzept des „obligatory passage point“ (OPP) eingeführt. Es handelt sich dabei um eine Art Schnittstelle unterschiedlicher Interessen innerhalb des Netzwerks. Callon beschreibt das Forschungsprogramm dreier Wissenschaftler in seiner Untersuchung als Versuch der Etablierung eines solchen OPP:

The three researchers do not limit themselves simply to identifying a few actors. They also show that the interests of these actors lie in admitting the proposed research programme. The argument which they develop in their paper is

---

<sup>17</sup> Der enormen Komplexität des Gegenstands sei daher mit einer besonders sorgfältigen deskriptiven Analyse zu begegnen; als gute Erklärungen gelten dichte Beschreibungen von Prozessen der Übersetzung, Mobilisierung und Assoziation (Latour 2010, 378–82; Law 2004, 2–15).

constantly repeated: if the scallops want to survive (no matter what mechanisms explain this impulse), if their scientific colleagues hope to advance knowledge on this subject (whatever their motivations may be), if the fishermen hope to preserve their long term economic interests (whatever their reasons) then they must: 1) know the answer to the question: how do scallops anchor?, and 2) recognize that their alliance around this question can benefit each of them. (Callon 1986, 205)

Auch in Latours Arbeit zur Pasteurisierung spielt das Konzept der OPP eine zentrale Rolle; hier sind es die Mikroben, die zum unverzichtbaren Bezugspunkt der Allianz werden. Die Hygieniker beispielsweise erhielten durch die Mikroorganismen einen konkreten Angriffspunkt praktischer Intervention. Sie müssen nun nicht mehr alle denkbaren Umwelteinflüsse berücksichtigen und können sich stattdessen auf spezifische Orte und Maßnahmen konzentrieren. Gerade deshalb, so Latour, konnte sich die hygienische Bewegung in der Medizin ausbreiten (Latour 1993, 43–49). Mit Blick auf das Phänomen Burnout lässt sich analog zeigen, wie in diesem Begriff alltagsweltliche Vorstellungen der Achtsamkeit und ökonomische Imperative des Ressourcenmanagements zu einer wirkmächtigen Koalition verschmelzen.

Die Besonderheit dieser Sichtweise wird deutlich, wenn man sie mit Webers klassischer Vorstellung von Macht als „Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen“ (Weber 1972, 28) vergleicht. Vor allem zwei Unterschiede werden erkennbar: *Erstens* sind soziale Beziehungen in der ANT nicht auf Verhältnisse zwischen Personen und Gruppe beschränkt, sondern beinhalten auch nicht-menschliche Entitäten. Die Theorie Pasteurs ist kein Instrument, das man sich je nach Interesse zunutze macht, sie ist selbst ein soziales Phänomen, von dem bestimmte Machteffekte ausgehen. *Zweitens* setzt sich Pasteurs Modell der Mikroben nicht einfach gegen Widerstand durch, sondern übersetzt es in die Interessen anderer. Auf diese Weise verändern die Mikroorganismen die Theorien der Hygieniker und reorganisieren anschließend gemeinsam die Medizin – etwa durch die Praxis der Desinfektion. Dabei hat sich auch die Rolle der Mikroben verändert, die, einmal ‚entdeckt‘ und zur praktischen Anwendung gebracht, zur treibenden Kraft der Geschichte werden. Keine hygienischen

Richtlinien und medizinischen Eingriffe sind mehr denkbar ohne die Berücksichtigung dieser kleinen Lebewesen, die Menschen krank machen. Macht resultiert demnach nicht aus einer dominanten Position, sie besteht vielmehr aus der Fähigkeit der Übersetzung, der Verallgemeinerung von Interessen und der Bildung von Allianzen. Genau das ist es, was die ‚obligatory passage points‘ (OPP) auszeichnet und sich auf das Burnout im Speziellen und psychologische Expertise im Allgemeinen übertragen lässt.

Mithilfe der ANT ist man also vor allem in der Lage zu erklären, wie Ideen, Interessen und Machtbeziehungen durch Veränderungen in Wissenschaft und Technik in Gang gesetzt werden. In der vorliegenden Untersuchung dient diese Perspektive als wichtiger Denkanstoß: Theoretische Begriffe, Methoden, Krankheitsbilder, Statistiken zu Prävalenzen oder Patientenfragebögen, all dies ist Teil der aktiven Konstruktion der psychischen Erschöpfung. Burnout ist damit Ausgangspunkt einer Spurensuche, die die performative Wirkung der unterschiedlichen Elemente des Phänomens ernst nimmt. Diese erweiterte Konzeption des Sozialen bietet vor dem Hintergrund der zentralen Bedeutung wissenschaftlicher Expertise in der Debatte um die arbeitsbedingte Erschöpfung wichtige Einsichten. Darüber hinaus schärft der Ansatz den Blick für heterogene Koalitionen jenseits institutioneller Barrieren. Mit Blick auf die Burnout-Debatte lässt sich dadurch erst erkennen, wie jenseits der professionellen Zugehörigkeit zur Medizin und Psychologie geteilte Gesundheitsverständnisse – beispielsweise die Vorstellung der emotionalen Balance – artikuliert werden.

In vieler Hinsicht stößt die ANT jedoch auch an Grenzen. Diese resultieren vor allem aus der Radikalität theoretischer und methodologischer Schlussfolgerungen, die aus dem Prinzip der Symmetrie abgeleitet werden: Demnach dürfe man keinerlei Vorannahmen darüber treffen, wer oder was am Ende den Stein ins Rollen bringt. Dass es sich beispielsweise bei der Hygiene um einen gesellschaftlichen Diskurs handelt, durch den eine bestimmte Vorstellung von Krankheit und Gesundheit forciert wird, widerspricht dieser Position. Gleiches gilt für die Interpretationen der Hygienikerinnen als einflussreiche soziale Bewegung, die ihre Sicht der Dinge durchsetzt. Die ANT möchte auf diese Weise den Anspruch des

Relativismus möglichst lange aufrechterhalten und sieht nur darin die Möglichkeit, das Spiel der Wissenschaften zu untersuchen. Das Misstrauen gegenüber den anderen Disziplinen setzt sich also in Form eines noch größeren Misstrauens gegenüber dem eigenen Fach fort und redet damit einer Schwächung der Soziologie das Wort. Die Möglichkeit der Formulierung allgemeiner Erklärungsmodelle, die sich bei der Lektüre der detaillierten und sorgfältigen Studien aus dem Kontext der ANT aufdrängen, wird damit vertan. Am Ende bleibt es unbefriedigend, im Rahmen der soziologischen Interpretation bei der Benennung von Stress oder Burnout als zentrale Bezugspunkte von Machtbeziehungen stehen zu bleiben. Viel interessanter ist die daran anschließende Frage, welche gesellschaftliche Rationalität sich in solchen Fällen offenbart – etwa eine Vorstellung des psychischen Gleichgewichts, die an Techniken des Selbstmanagements unter Marktbedingungen anschließt.

Ob man durch diese bewusste Selbsteinschränkung dem Anspruch einer symmetrischen Analyse tatsächlich gerecht wird, kann ebenfalls bezweifelt werden. Die ANT beobachtet im Sinne der Ethnographie, was Akteure tun, oder, im Stile der Semiotik, welche Zeichen sie produzieren; im Anschluss daran werden schrittweise relevante Beziehungen rekonstruiert. Das Problem dieses Vorgehens besteht darin, dass das Pendel in die andere Richtung umzuschlagen droht. Anstatt eine symmetrische Analyse sozialer und natürlicher Prozesse durchzuführen, läuft man Gefahr, naturwissenschaftliche Erfolgsgeschichten aus Sicht ihrer Protagonisten nachzuerzählen. Um beispielsweise etwas darüber sagen zu können, welche Bedeutung Mikroben im sozialen Netzwerk haben, benötigt man naturwissenschaftliches Wissen über diese Lebewesen. Solche Kenntnisse erhält man von den Untersuchungsobjekten, den jeweiligen Spezialistinnen. Anschließend nutzt man dieses Wissen zur Erklärung der Stabilität und Wirkung des Netzwerks. Zur Erinnerung: Die ANT kritisiert, dass üblicherweise soziale Phänomene herangezogen werden, um die Produktion wissenschaftlicher Wahrheit zu erklären. Damit würde man, so der Vorwurf, die Soziologie zur letzten Instanz objektiver Erkenntnis erheben. Die ANT neigt nun demgegenüber dazu, Ergebnisse sozialer Konflikte als Resultat naturwissenschaftlicher Sachverhalte zu begreifen: Der Erfolg von Callons Forschern etwa hängt vom ‚natürlichen‘ Verhalten der besagten Muscheln ab; Pasteurs Sieg über seine Gegner

basiert auf der ‚tatsächlichen‘ Relevanz der Mikroben für die heterogene Allianz aus Landwirtinnen, Hygienikern und Medizinerinnen.<sup>18</sup> Der eingangs geforderte epistemologische Bruch wird somit teilweise wieder aufgegeben, indem man die Sprache der Naturwissenschaft reproduziert, anstatt nach sozialen Mustern Ausschau zu halten.

Die ANT bietet also einerseits eine vielversprechende theoretische Perspektive zur erweiterten Konzeption des Sozialen. Andererseits halte ich die dargestellten Einwände – die besonders ausführlich und prägnant von Harry Collins, Simon Schaffer und Steven Yearley vorgetragen wurden (Collins und Yearley 1992; Schaffer 1991; Yearley 2005, 60–64) – im Kern für stichhaltig. Durch die Rekonstruktion von Phänomenen aus der Perspektive der Expertinnen droht man soziologische Einsichten zu verschenken und sich das erkenntnistheoretische Primat der jeweils untersuchten „Wissenskultur“ (Knorr-Cetina 2002) einzufangen. Die ANT sensibilisiert allerdings in jedem Fall dafür, dass das Soziale auch in der Wissenschaft und sogar in deren vermeintlich kognitivem Kern, dem Labor (Knorr-Cetina 1991; Latour und Woolgar 1986), sein Gesicht zeigt. Das heißt aber nicht, dass wir es hier mit zufälligen Ansammlungen von Ereignissen zu tun haben, die wir lediglich rekonstruieren können. Stattdessen scheint es mehr als plausibel, bezüglich der Produktion und Anwendung von Wissen von historischen und kontextspezifischen Mustern auszugehen.<sup>19</sup> Daher bilden soziologische Ansätze, die bewusst

---

<sup>18</sup> Vor diesem Hintergrund ist die Kritik des Harvard-Physikers John Huth an Latours Untersuchung der Einsteinschen Relativitätstheorie interessant (1998). Huth argumentiert, dass Latours Versuch, Parallelen zwischen Einstein und seiner eigenen Theorie herzustellen, auf einem physikalischen Missverständnis basiert. Anstatt eines Affronts gegen die Wissenschaft wird Latour hier also naturwissenschaftlicher Dilettantismus attestiert. Das zeigt, wie nahe Latour mit seinen Untersuchungen der Welt der Physik in den Augen der Experten kommt. Ein weiterer Hinweis in diese Richtung ist die Wahrnehmung Latours in den Sozialwissenschaften: Als *Liebhaber der Wissenschaften* (Latour 1996) scheint er in der Lage, sich als besonderer Kenner dieses Mikrokosmos zu inszenieren, was ihm sowohl Bewunderung als auch den Vorwurf soziologischer Irrelevanz einbringt.

<sup>19</sup> Ich stelle mich hier gegen das Argument Latours, durch die empirische Rekonstruktion wissenschaftlicher Praxis eine dritte Position jenseits des sozialen Konstruktivismus und natürlich-technischen Realismus einnehmen zu können (Latour 1992, 1999b). Stattdessen scheint mir die Kombination aus einer wechselseitigen Ergänzung unterschiedlicher Sichtweisen und die Reflexion der eigenen Perspektive als einzige ‚Lösung‘ des Problems der Relativität. Mark Elam (Elam 1999) geht noch einen Schritt weiter und versteht Latour nicht als Kritiker der westlichen Moderne, sondern im Gegenteil als Träger einer wissenschaftlich-technischen Weltsicht, die soziale Probleme verwischt. Die Konzeption einer flachen

*asymmetrisch* vorgehen und ein Primat sozialer Strukturierung einfordern, ein nötiges Gegengewicht zur ethnographischen ‚Soziologie der Dinge‘. Sozialtheoretische Annahmen und zeitdiagnostische Einsichten sind unabdingbar, um zu erklären, aufgrund welcher Voraussetzungen bestimmte Wissensformen und Techniken Aussicht auf Erfolg haben. In diesem Zusammenhang will ich an eine laut Peter Berger grundlegende Eigenschaft der Soziologie erinnern, die nicht aus den Augen verloren werden sollte: die Fähigkeit zwischen unterschiedlichen sinnhaften Bezugsrahmen zu wechseln und deren grundlegende Bedeutung zu erfassen (P. Berger 1963). Damit wird die Soziologie keinesfalls zur ‚Königin der Wissenschaften‘ erklärt: Man bleibt Dilettant<sup>20</sup> in allen untersuchten Bereichen, hat aber den Anspruch, etwas sozial Typisches über ihre Besonderheiten und Unterschiede zu sagen. Die im Folgenden konkretisierte Perspektive basiert daher auf einer moderaten Lesart der ANT. Anstatt sie als *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (Latour 2010) zu verstehen, dient sie als produktive Irritation und vor allem als Anstoß zu einer erweiterten Konzeption des Sozialen, die die performative Kraft der Wissenschaft hervorhebt.

## 2.2 Diskursive Strategien: Wissen als politische Rationalität

[T]he vigorous extension of socio-historical analysis to the analysis of the genesis and development of scientific knowledge in recent years, has not found a parallel in efforts to extend and explicate the nature of the role of scientific and technical knowledge in the transformations of social relations generally. The obvious lag in this area is, so it seems, due to the somewhat surprising lack of interest of many sociologists of science in the impact of science on society. (Böhme und Stehr 1986, 4)

---

sozialen Welt und der Fokus auf Prozesse der Innovation machen die ANT außerdem zu einem attraktiven Partner der Organisations- und Managementtheorie (Whittle und Spicer 2008). In diesem Zusammenhang wird die Vernachlässigung von Differenzierungsformen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit auch direkt kritisiert: Netzwerke – so die berechtigte Kritik – seien Produzenten von „boundary objects“, die sozial relevante Unterschiede und Machtverhältnisse hervorbringen und festigen (Star 1990; Star und Griesemer 1989).

<sup>20</sup> Wie die zuvor zitierte Kritik des Harvard-Physikers John Huth zeigt, bleibt das selbst Latour nicht erspart.

Diese Kritik, die bereits vor drei Jahrzehnten von Gernot Böhme und Nico Stehr hervorgebracht wurde, hat nicht an Relevanz eingebüßt. Der zentrale Befund lautet damals wie heute: Die Wissenschaftssoziologie hat sich ins Labor verkrochen und den Kontakt zur Gesellschaft verloren. Die soziologische Analyse wissenschaftlichen Wissens wird gewürdigt, gleichzeitig aber der fehlende Bezug zu sozialwissenschaftlichen Theorien bemängelt. Auf der einen Seite läuft dieser Vorwurf ins Leere: Idee der symmetrischen Perspektive ist es ja gerade, die ‚Black Box‘ Wissenschaft zu öffnen und deren gesellschaftliche Wirkung zu untersuchen. Man tut dies, indem man auf die gängige Differenzierung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft verzichtet. Mit dieser Herangehensweise lässt sich die Offenheit wissenschaftlicher Tatsachen berücksichtigen und ihre performative Wirkung verstehen – ihre gesellschaftliche Dimension ist in diesem Sinne immer schon gegeben. Andererseits berührt die Kritik einen wichtigen Punkt, der im vorherigen Abschnitt ausführlich diskutiert wurde: Kleinteilige Analysen wissenschaftlicher Praxis laufen Gefahr, den Grad der Veränderung systematisch zu überschätzen, indem sie die Wirkung sozialer Arrangements und gesellschaftlicher Institutionen ausklammern (Hacking 1992; MacKenzie und Millo 2003; D. Miller 2002). Als Ausgangspunkt sozialen Wandels gelten im Extremfall allein wissenschaftliche Ideen und Techniken, die von Expertinnen ins Feld gebracht werden. Auf diese Weise konzipierte Untersuchungen können daher zur Reproduktion wissenschaftlicher Erfolgsgeschichten verkommen, was einerseits der empirischen Realität nicht gerecht wird und andererseits dominante Denkweisen weiter festigt.<sup>21</sup>

So wichtig und hilfreich die Idee der symmetrischen Perspektive auf Wissenschaft und Gesellschaft ist, am Ende handelt es sich doch um eine Illusion, die dazu verleitet, ausgehend vom sozialen Konstruktivismus direkt in einen naturwissenschaftlichen Realismus zu geraten. Das wird deutlich, sobald man den analysierten Gegenstand hinsichtlich seiner sozialen Voraussetzungen befragt: Pasteurs Mikroorganismen etwa

---

<sup>21</sup> Diesen Vorwurf hat Daniel Miller bezüglich Callons Überlegungen zur Performativität der Ökonomie folgendermaßen formuliert: „I shall argue that, contrary to his own understanding and representation of what he is trying to accomplish, the theory that Callon produces is in most major respects a defence of the economists’ view of the world and a rejection of the evidence of how actual economies operate as available to anthropologists and sociologists.“ (2002, 219)



werden im Labor im Rahmen unzähliger Experimente sichtbar gemacht. Dazu bedarf es eines spezifischen institutionellen Settings ebenso wie einer bestimmten wissenschaftlichen Methode. Außerdem zeigt Latours (1993) Analyse selbst, wie wichtig die mediale Berichterstattung für die Auflösung der Grenzen zwischen Labor und Gesellschaft ist – ganz zu schweigen von der Bedeutung eines naturwissenschaftlich geschulten Publikums. Auch das Konzept Burnout bewegt sich nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum, sondern wird durch lebensweltliche Deutungsweisen, psychologische Expertendiskurse, arbeitsrechtliche Bestimmungen und vieles mehr konstituiert. Daher ist es nötig, die performative Perspektive auf Wissenschaft und Technik an die Wirkung sozialer Bedingungen rückzubinden.<sup>22</sup> Dazu bedarf es einer theoretischen Entscheidung darüber, welche Dimensionen der sozialen Wirklichkeit man ins Zentrum rückt. Im Folgenden werde ich für eine *wissenssoziologische Perspektive* plädieren, die vor allem an die Überlegungen Michel Foucaults anschließt und von einem Primat des Diskurses über andere soziale Praktiken ausgeht. Bei der Betonung von gesellschaftlichen Diskursen handelt es sich um eine bewusste Entscheidung für eine asymmetrische Herangehensweise, die es erst ermöglicht, die sozialen Entstehungsbedingungen psychologischer Expertise zu beleuchten.

### **Diskurse und das Primat des Wissens**

Während die ANT die soziale Bedeutung der ‚Dinge‘ hervorhebt, interessiert mich, wie sich in Form von Sprache, Schrift und anderen Zeichen eine „Ordnung der Dinge“ (Foucault 1971) kulturell manifestiert. Innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft bestehen relativ stabile Wissensordnungen, die Bedeutungen und Klassifikationen zwar nicht determinieren, sie jedoch einschränken und kanalisieren. Dass es sich dabei nicht um für alle Zeit gültige Wahrheiten handelt, ist eine Sache; aber es lässt sich kaum leugnen, dass die jeweiligen ‚Wahrheitsspiele‘ spezifischen sozialen Bedingungen unterliegen. Auch der Begriff Burnout ist Bestandteil solcher gesellschaftlicher Diskurse, die in bestimmten Verhältnissen zu

---

<sup>22</sup> Auch Latour hat in den letzten Jahren einige Schritte in diese Richtung unternommen. In seinen Überlegungen zu gegenwärtigen „Modes of Existence“ (Latour 2013) argumentiert er, dass sich die Bildung von Netzwerken in unterschiedlichen institutionellen Settings systematisch unterscheidet. Einige interessante Überlegungen dazu finden sich bereits in Latours Analyse rechtlicher Praktiken (2009).

rechtlichen Vorgaben, politischen Programmen und alltäglichen Denkweisen stehen. Darüber hinaus lassen sich wichtige Unterschiede im Verständnis dieses Konzepts je nach sozialem Kontext identifizieren. Die Kommunikation, die im Falle der psychischen Erschöpfung zwischen Psychiater und Patientin stattfindet, folgt beispielsweise einem völlig anderen ‚Drehbuch‘, als die zwischen zwei Medizinern.

Das Ziel der Arbeit ist es, Expertise als Moment gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu begreifen, die das Denken und Handeln strukturieren. Um diese soziale und politische Dimension zu untersuchen, bedarf es einer Wissenssoziologie, die nicht bei lebensweltlichen Deutungsweisen stehen bleibt, sondern die gesellschaftliche „Ordnung des Diskurses“ (Foucault 2000) in den Mittelpunkt rückt. Ann Swidler und Jorge Ardití formulieren ein solches Programm folgendermaßen:

The new sociology of knowledge examines how kinds of social organization make whole orderings of knowledge possible, rather than focussing in the first instance on the differing social locations and interests of individuals or groups. It examines political and religious ideologies as well as science and everyday life, cultural and organizational discourses along with formal and informal types of knowledge. It also expands the field of study from an examination of the contents of knowledge to the investigation of forms and practices of knowing. (Swidler und Ardití 1994, 306)

In den letzten beiden Jahrzehnten ist ein Forschungsfeld entstanden, das sich genau mit diesen Schnittstellen zwischen unterschiedlichen Denkweisen beschäftigt. Unter Expertise werden dabei Wissensbestände und institutionelle Praktiken verstanden, die sich stets gleichermaßen auf abstrakte Erkenntnisse und konkrete Problemfelder beziehen. Expertise steht somit für etablierte und anerkannte Formen der Definition und Bearbeitung gesellschaftlicher Aufgaben und politischer Probleme.

Im Unterschied zur klassischen Professionssoziologie wird nicht davon ausgegangen, dass diese Anerkennung ausschließlich auf sozialer Autorität – etwa einem akademischen Titel oder der Zugehörigkeit zu einer Profession – basiert. Stattdessen geht es um die Frage, wie Wissensformen und korrespondierende soziale Praktiken selbst gesellschaftliche

Wirkung entfalten (Gieryn 1999, 1; Starr 1982, 13–17).<sup>23</sup> So ist beispielsweise ein Klassifikationssystem der Krankheiten, wie das ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation, selbst ein soziales Phänomen, das durch seine Definition gesellschaftliche Normalitätsvorstellung verbindlich fest schreibt. Die Bedeutung von Expertise geht also weit über die Anerkennung bestimmter ‚Würdenträger‘ – etwa der medizinischen Profession – hinaus. Nicolas Rose hat diesen Zusammenhang für den Fall der Psychologie besonders anschaulich beschrieben:

Psychology is a ‘generous’ discipline: the key to the social penetration of psychology lies in its capacity to lend itself ‘freely’ to others who will ‘borrow’ it because of what it offers to them in a way of a justification and guide to action. It is in this fashion that psychological ways of thinking and acting have come to infuse the practices of other social actors such as doctors, social workers, managers, nurses, even accountants. [...] Through such alliances psychology has made itself powerful: not so much because it has managed to exclude others from making psychological statements or psychological judgement, but because of what it has provided for others, on conditions that they come to think and act, in certain respects, like psychologists. (Rose 1996a, 87)

Im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie rücken hier Übersetzungsverhältnisse sowie die Bildung gemeinsamer Interessen und Koalitionen in den Fokus der Erklärung. Die Macht der Psychologie resultiere demnach *nicht* aus der Stärke und Exklusivität der Profession, sondern aus der Verbreitung psychologischer Konzepte und deren Anschlussfähigkeit an die Interessen anderer Expertengruppen. Gleichzeitig handelt es sich, wie Rose betont, um eine Möglichkeit der Legitimation des eigenen Vorgehens, was auf Prozesse sozialer und politischer Anerkennung verweist.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Im Unterschied dazu nehmen vor allem Harry Collins und Robert Evans die normative Position im gegenwärtigen Forschungsfeld ein, indem sie immer wieder versuchen, zwischen echter Fachkenntnis und der bloßen sozialen Zuschreibung zu unterscheiden (Collins und Evans 2002, 2007)

<sup>24</sup> Dieser Punkt schließt an Webers Argument der Eigendynamik und sozialen Bedeutung gesellschaftlicher Rationalitätsvorstellungen an, das unter anderem der soziologische Neoinstitutionalismus wieder ins Zentrum theoretischer Überlegungen (DiMaggio und Powell 1983; Meyer und Rowan 1977) und empirischer Untersuchungen (Meyer et al. 1992) gerückt hat.

Im Zentrum einer daraus resultierenden wissenssoziologischen Herangehensweise steht die Analyse von Rationalitätsvorstellungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten. So haben eine Reihe von Studien die enge wechselseitige Beziehung zwischen wissenschaftlichem Wissen und rechtlich-politischen Entscheidungen herausgearbeitet (Golan 1998, 2000, 2004, Jasanoff 1994, 1997; Valverde 2009). Auch im Bereich Gesundheit ist die Vorstellung einer staatlich-medizinischen Kontrolle ergänzt und erweitert worden: Aktuelle Analysen weisen auf die Vielzahl der beteiligten Akteure und Institutionen hin und identifizieren dominante Denkweisen und politische Strategien jenseits spezifischer Professionen (Hacking 1998; Heritage und Maynard 2006; Klawiter 2004, 2008; Lakoff 2010; Nathanson 2007; O'Malley und Valverde 2004; Pickard 2009; Valverde 1998). Studien zur Biologie und Genetik haben außerdem einen Dialog zwischen genuin wissenschaftlichen Themen und Fragen der Politik sowie Identität angeregt (Gibbon und Novas 2007; Rose 2003, 2007; Rose und Novas 2004). Aus zeitdiagnostischer Perspektive deuten diese Ergebnisse auf die zentrale Rolle der Kritik gegenüber wissenschaftlichen Institutionen und Akteurinnen hin, die den Fortschrittsglauben zwar nicht völlig außer Kraft setzen, aber zeigen, dass es sich bei der Artikulation von Wahrheitsansprüchen um einen umkämpften Prozess handelt (Beck und Lau 2004; Beck und Bonß 2001). Solche empirischen Beispiele weisen auf die performative Kraft der Wissenschaft und deren Verbindung mit anderen Denkweisen hin – ein Zusammenspiel, das der Begriff der Expertise erfasst. Im Kontext der damit verbundenen Entgrenzung unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären gerät damit die gemeinsame Konstitution von Wissenschaft, Ökonomie, Politik und Alltag in den Blick (Brown 2009; Jasanoff 2004, 2005; Maasen und Weingart 2006).

Vor diesem Hintergrund muss auch Politik wesentlich breiter gedacht und nicht mehr auf den Prozess kollektiver Willensbildung außerhalb der Wissenschaft reduziert werden.<sup>25</sup> In der Medizin lassen beispielsweise eine Vielzahl von Untersuchungen erkennen, dass Laien

---

<sup>25</sup> Besonders deutlich und prominent wird diese Position durch die Konzeption „des Politischen“ und das Projekt der „radikalen Demokratie“ vertreten, die mit dem Begriff der Hegemonie auf die politische Dimension jeglicher Schließung von Kontingenz verweisen (Gengnagel und Hirschfeld 2016; Laclau und Mouffe 2006; Marchart 2010; Mouffe 2007).

nicht nur einen Resonanzraum für Experten darstellen, sondern selbst ein wichtiger Faktor im Kontext der Wissensproduktion geworden sind (Epstein 1995, 1998; Rabeharisoa und Callon 2004; Wynne 1996). Ian Hacking (2007) macht in diesem Zusammenhang die zentrale Bedeutung der Klassifizierten – etwa der Betroffenen psychischer Krankheiten – bei der Entstehung und Veränderung von Krankheitsbildern stark. Steven Epstein (1995, 1998) hat in seiner Studie zum Umgang mit AIDS in den USA zudem gezeigt, wie Betroffene Schritt für Schritt zu anerkannten Expertinnen im Feld der Biomedizin und staatlichen Gesundheitspolitik avancieren, die aktiv in die Produktion und Selektion wissenschaftlichen Wissens und therapeutischer Techniken eingreifen. Epstein rekonstruiert, wie Aktivistinnen in den biomedizinischen Komplex eindringen, indem sie normative Argumente in die Sprache wissenschaftlicher Rationalität übersetzen. Viele der Betroffenen avancieren so selbst zu Expertinnen, die sich in biomedizinische Debatten einmischen; gleichzeitig werden Aktivisten und deren Positionen zum festen Bestandteil des medizinischen Diskurses.

Trotz der unterschiedlichen Gegenstände und Herangehensweisen im skizzierten Forschungsfeld lassen sich also wichtige Gemeinsamkeiten hinsichtlich der theoretischen Perspektive identifizieren, an die ich im Folgenden anschließe. Sie betreffen drei Dimensionen: *Erstens* rückt jenseits der Differenz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft die Entstehung heterogener Koalitionen in den Fokus. So beschreibt Mariana Valverde den gesellschaftlichen Umgang mit Alkoholproblemen als „hybrid project, borrowing bits from psychiatric science, clinical practice, Christian techniques of the self, high philosophy, New Age spirituality, self-help manuals on success and enterprise, and so forth“ (1998, 11). Nicht die Dominanz bestimmter Professionen steht dabei im Fokus (Abbott 1988; Fourcade 2009; Freidson 1970; Rueschemeyer 1973), die heterogene Konstruktion sozialer Problematisierungen rückt in den Mittelpunkt. *Zweitens* eint die Untersuchungen das Interesse an der performativen Wirkung von Expertise: Wissen wird nicht nur als Instrument oder Machtmittel verstanden, sondern auch als aktiver Bestandteil des Sozialen gedacht. *Drittens* gehen die Analysen über die Rekonstruktion der Expertise hinaus und identifizieren grundlegende Formen politischer Rationalität. Häufig wird dabei das theoretische und methodologische

Instrumentarium Foucaults genutzt – seine Begriffe dienen als Interpretationsraster, seine empirischen Diagnosen als Ausgangspunkt immer neuer Fragestellungen.

Die Attraktivität des Foucaultschen Ansatzes für die Wissenssoziologie im Allgemeinen und für diese Arbeit im Besonderen resultiert aus dessen konsequentem Bruch mit dem Bild einer autonomen Wissenschaft, die ausschließlich dem gesellschaftlichen Fortschritt dient. Am deutlichsten sichtbar ist dies als Aufklärungskritik in den empirischen Arbeiten zum Wahnsinn, der Sexualität und der Bestrafung (Foucault 1969, 1983, 1999). So wird aus der optimistischen Erzählung der Humanisierung der Strafe eine Geschichte vom Aufstieg der Disziplinarmacht, die eine veränderte Form sozialer Kontrolle ermöglicht – gerade weil Bestrafung nun „distanziert, sauber und nüchtern“ (Foucault 1999, 19) vonstattengeht. Mit dem Ziel, „eine gemeinsame Geschichte der Machtverhältnisse und Erkenntnisbeziehungen“ (Foucault 1999, 34) zu schreiben, rückt Foucault stets die Verflechtung von Wissen, Macht und Subjektivität in den Vordergrund. Wissen wird dabei weder als Ideologie noch als herrschaftsfreies Objekt betrachtet, sondern als zentraler Bestandteil gesellschaftlicher Institutionen und sozialer Identitäten. Beispielsweise findet der pädagogische Diskurs der Erziehung sein institutionelles Pendant in den unterschiedlichen staatlichen Bildungseinrichtungen, die mit ihrem regulierten und klar strukturierten Tagesablauf bis heute exemplarisch für die Disziplinarmacht stehen. Derartige Arrangements sind Grundbedingung zur Entstehung von Persönlichkeiten, denen man Attribute wie Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit zuschreibt.

Aus dieser Perspektive ergibt sich eine distanzierte Haltung gegenüber der Wissenschaft, die als Untersuchungsobjekt – und nicht als Instrument der Befreiung oder Versklavung des Menschen – verstanden wird. So begreift Foucault wissenschaftliche Äußerungen als „Diskursfakten, die neben den anderen analysiert werden müssen“ (1981, 35). Das Konzept Burnout lässt sich somit hinsichtlich der darin enthaltenen Aussagen wissenschaftlich betrachten und als ein „Spiel der Verweise“ (1981, 36) begreifen, anstatt einfach von einer gesellschaftlichen Verfälschung des ‚wahren‘ Wissens auszugehen. Nur so kommt man den Denkweisen, die eine konkrete historische Situation prägen, auf die Spur.

Ausgangspunkt der Analyse solcher ‚Wahrheitsspiele‘ ist das Konzept des Diskurses, das auf soziale Mechanismen der Verknappung durch gesellschaftliche Sinnsysteme hindeutet. An die Stelle der unhinterfragten Akzeptanz wissenschaftlicher Autorität tritt somit die empirische Rekonstruktion des Diskurses, ausgehend von seinen elementaren symbolischen Bausteinen: „[W]ie kommt es, daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an dieser Stelle?“ (1981, 42) Für uns stellt sich damit die Frage, in welchem Netzwerk von Begriffen, Messtechniken und Erklärungsstrategien die psychische Erschöpfung überhaupt als Gegenstand erscheinen kann. Die disziplinäre Selbstbeschreibung der Burnout-Forschung wird ersetzt durch die Analyse konkreter Beziehungen und Verschiebungen, die sich in den zentralen Publikationen zum Thema finden.

Wissenschaftliche Begriffe und Konzepte gelten also – im Sinne der Performativität – nicht als Abbild der empirischen Realität, sondern als dessen konstitutives Moment. Große Erzählungsmodelle werden durch die „Analyse des diskursiven Feldes“ ersetzt, die versucht, „die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu fassen“, um so „auf das Genauste ihre Grenzen zu fixieren“ (Foucault 1981, 43). Mit Foucault begibt man sich auf die Suche nach einem „System der Streuung“, das „den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit“ verleiht, die darauf hindeutet, dass „man es mit einer *diskursiven Formation* zu tun hat“ (Foucault 1981, 58). Unter diskursiven Formationen werden dabei gleichermaßen die Bestandteile des Diskurses und deren Beziehungen verstanden; es geht sowohl um die Erfassung der unterschiedlichen Aussagen innerhalb des Themenkomplexes als auch um deren Bedeutung im Gesamtzusammenhang. Auf den ersten Blick scheint sich der Anspruch der historischen Rekonstruktion von Diskursen kaum von der deskriptiven Herangehensweise der ANT zu unterscheiden.<sup>26</sup> Im Unterschied zum

---

<sup>26</sup> So begreift Gil Eyal (2013) die Überlegungen Latours und Foucaults als komplementäre Ansätze einer „Sociology of Expertise“. Dabei wird die Analyse von Diskursen und Dispositiven als historisch motivierte Variante einer ethnographischen Perspektive verstanden. Im Unterschied zu dieser Interpretation möchte ich gerade die Unterschiede der beiden Herangehensweisen verdeutlichen und zeigen, dass mit Foucaults Konzeption von Diskursen und Dispositiven Aspekte sozialer Strukturierung wesentlich stärker gemacht werden können.

Netzwerk wird mit dem Diskursbegriff jedoch eine klare perspektivische Einschränkung vorgenommen: Akteure, wissenschaftliche Techniken und Objekte werden nicht ‚an sich‘ als Teil des Sozialen betrachtet; stattdessen richtet sich der Blick ausschließlich auf Aussagen, die diese Elemente auf der Ebene sozialer Sinnsysteme repräsentieren. Durch die Annahme eines Primats des Wissens und den Fokus auf die symbolische Ordnung – sprich eine asymmetrische Herangehensweise – eignet sich die Diskursanalyse zur Untersuchung allgemeiner Mechanismen sozialer Strukturierung.

Ein solches Diskursverständnis reicht weit über die Erfassung und Beschreibung von Aussagen und deren Beziehungen hinaus: Das eigentliche Interesse gilt den *Formationsregeln*, den „Bedingungen [...], denen die Elemente dieser Verteilung unterworfen sind“ (Foucault 1981, 58). Damit gerät ein allgemeines Regelsystem in den Blick, das ein Feld von Aussagen hervorbringt und organisiert. Zur Analyse dieser Formationsregeln bringt Foucault eine Reihe komplementärer Herangehensweisen ins Spiel: Einmal muss man sich den Existenzbedingungen bestimmter *Gegenstände*, wie dem Wahnsinn oder der Sexualität und den ihnen zugrunde liegenden Klassifikationssystemen, widmen. Außerdem wichtig ist die Untersuchung der *Äußerungsmodalitäten*, also der diskursiven Konstitution unterschiedlicher Sprecherpositionen – etwa denen von Arzt und Patientin. Schließlich stellt sich die Frage nach der Verwendung, Anordnung und Funktion von *Begriffen* im Kontext der genutzten Argumentationsweisen (Foucault 1981, 61–93). Bereits hier wird klar, dass Diskurse stets im Verhältnis zu sozialen Strukturen gedacht werden. Darunter werden jedoch nicht nur äußere Bedingungen verstanden, die Interessen und Denkweisen beeinflussen – wie etwa der Status von Medizinern, der in Debatten zum Thema Gesundheit zweifellos einen Trumpf darstellt. Diskurse selbst bilden Strukturen, indem sie als Aussagensysteme und innere Ordnung die diskursive Praxis formen (Diaz-Bone 2005, 2006a). In diesem Sinne reicht Macht wesentlich weiter und beinhaltet vor allem auch die soziale Anerkennung medizinischer Krankheitsbilder und Erklärungsmodelle. Im Unterschied zur ANT, die sich auf die jeweilige Eigenart von Dingen, Akteuren und Techniken konzentriert, kann die psychische Erschöpfung so als Bestandteil gesellschaftlicher Wissensordnungen verstanden werden. Durch diesen Fokus bietet diese



Diskursperspektive die Möglichkeit, wissenschaftliche Aussagen als Element einer strukturierten sozialen Praxis zu begreifen.

Noch deutlicher ist das Interesse an allgemeinen Mechanismen sozialer Strukturierung im Begriff der *Strategie* erkennbar: Darunter werden spezifische Kombinationen von Gegenständen, Äußerungsmodalitäten und Begriffen verstanden, „die gemäß ihrem Grad an Konsistenz, Strenge und Stabilität Themen oder Theorien bilden“ (Foucault 1981, 94). Strategien weisen in eine bestimmte Richtung und definieren übergeordnete gesellschaftliche Ziele oder Funktionen; damit sind sie ein zentraler Bezugspunkt des Diskurses und stellen gleichzeitig ein Bindeglied zu anderen Wissensordnungen und Institutionen dar. Von diesem theoretischen Verständnis ausgehend, stellt sich *erstens* die Frage, welche Rolle „der untersuchte Diskurs im Verhältnis zu denjenigen spielt, die ihm zeitgenössisch und benachbart sind“ (Foucault 1981, 97). In seiner Untersuchung der Humanwissenschaften macht Foucault diesbezüglich auf zentrale Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Disziplinen in der jeweiligen historischen Epoche aufmerksam, die auf eine geteilte epistemische Grundordnung hindeuten (1971). Strategien verknüpfen Denksysteme *zweitens* mit nicht-diskursiven Praktiken: Die Entstehung der Disziplinarmacht beispielsweise ist laut Foucault nicht einfach Ergebnis eines humanwissenschaftlichen Diskurses, sondern „vollzieht sich innerhalb breiter historischer Prozesse, die ökonomischer, rechtlich-politischer und wissenschaftlicher Art sind“ (Foucault 1999, 279). Mit der Verschränkung von Diskursen und anderen sozialen Praktiken ergeben sich spezifische Möglichkeiten und Grenzen bezüglich der Artikulation bestimmter Themen und hinsichtlich legitimer Sprecherpositionen (Foucault 2000). Bei der Debatte um Burnout wird sich zum Beispiel zeigen, dass die Differenzierung zwischen Krankheit und Gesundheit eine zentrale Rolle spielt. Aussagen über den Status von Burnout als ‚echte‘ Krankheit tauchen dabei fast ausschließlich gemeinsam mit psychiatrischen Expertinnen auf, die als Sprachrohr des medizinischen Klassifikationssystems fungieren.

### **Dispositive und die Regierung der Dinge**

Als Praktiken, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1981, 74), entfalten Diskurse soziale Wirkungen, die

Ausgangspunkt von gesellschaftlichen Machtbeziehungen und Wandlungsprozessen sind. Darüber hinaus sind Wissensordnungen nicht isolierte Symbolsysteme, sondern immer schon mit anderen sozialen Praktiken verbunden. Um die daraus resultierenden Phänomene begrifflich zu erfassen, spricht Foucault von *Dispositiven*. Darunter versteht er ein „heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes [...]“ (Foucault 1978, 179f.) umfasst. Aus der Definition ist sofort ersichtlich, dass mit dem Dispositiv wesentlich mehr in den Blick gerät als das Wissen im engeren Sinne. Im Grunde handelt es sich um einen Begriff, der jegliche Erscheinungsform sozialer Phänomene unter einen Hut zu bringen versucht. Dieser Erweiterung steht jedoch eine wichtige Einschränkung gegenüber, die sich bereits im üblichen Gebrauch des Wortes im Französischen andeutet. Als Werkzeug, Apparat oder technische Vorrichtung ist die Bedeutung relativ eng gefasst und weist auf eine klare strategische Ausrichtung hin. Genau dieses Verständnis einer strategischen Verbindung sozialer Praktiken will ich nutzen, um mit dem Begriff die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit auf den Punkt zu bringen. In der Analyse des Burnouts rückt hier vor allem das Dispositiv des *inneren Gleichgewichts* in den Vordergrund: Dabei handelt es sich einerseits um einen psychologischen Diskurs, andererseits aber auch auf um eine Vorstellung von Gesundheit, die sich in offiziellen Richtlinien zur Diagnostik ebenso wie in Praktiken der Selbsthilfe wiederfindet. Der Begriff der Macht bringt in diesem Zusammenhang zum Ausdruck, wie das Dispositiv des inneren Gleichgewichts soziale Realität und subjektive Identität hervorbringt und strukturiert. Anstelle der klassischen Vorstellung<sup>27</sup> von Zwang oder Repression, die zwischen Oben und Unten oder Befehl und Gehorsam unterscheidet, erscheint hier die Vorstellung von Macht als „Strategie ohne Strategen“ (Foucault 1978, 132). So greifen Betroffene und Expertinnen gleichermaßen auf die Techniken der persönlichen

---

<sup>27</sup> Auf die Debatte über Sinn und Unsinn des Foucaultschen Machtbegriffs möchte ich hier nicht eingehen. Wie Thomas Lemke gezeigt hat, dreht sich ein Großteil des Konflikts um die Definition des Begriffs, anstatt diesen im Werk Foucaults zu verorten und damit die Zielsetzung seines Vorhabens zu berücksichtigen (Lemke 2003, 11–34). Die hier vorgenommene breite Einordnung sollte solchen Missverständnissen entgegenwirken.

Balance zurück und tragen damit gemeinsam zur Aufrechterhaltung einer individualistischen Deutung der psychischen Erschöpfung bei.

Diese Verschränkung von Wissen, Macht und Subjektivität lässt sich mit dem Konzept der Gouvernamentalität oder *Regierung* noch weiter konkretisieren (Bröckling et al. 2000; Foucault 2004; Lemke 2001; Dean 2009). Hier wird vor allem betont, dass es sich bei Diskursen und Dispositiven nicht um zufällige historische Ereignisse handelt; stattdessen hat man es mit dominanten Regierungsweisen zu tun, die sich in weiten Teilen der Gesellschaft ausbreiten und verfestigen. Durch die theoretische Perspektive der Gouvernamentalität wird das Subjekt nicht mehr nur als passives Anhängsel des Macht-Wissens-Komplexes begriffen, sondern hinsichtlich seiner Aktivität stärker berücksichtigt. Dies wird vor allem durch die Vorstellung von Macht als *Führung* zum Ausdruck gebracht: Darunter fallen sowohl die Möglichkeit, auf das Handeln anderer Einfluss zu nehmen, als auch die Fähigkeit, sich selbst zu regieren (Foucault 2005, 256). Regierung ist also immer eine Verknüpfung von externer Machtwirkung mit Techniken der Selbstführung<sup>28</sup> – das eine lässt sich nicht auf das andere reduzieren. Vor diesem Hintergrund erscheinen Stress und Burnout als Elemente einer Strategie der Führung und Selbstführung, die hinsichtlich ihrer Verknüpfung, aber vor allem auch in Bezug auf ihre Brüche und Widerstände zu beleuchten sind.

Auf diese Weise wird die Vorstellung einer vollständigen Verinnerlichung externer Regierungsprogramme, die sich häufig bei der Lektüre Foucaults aufdrängt, kritisch hinterfragt. Wichtig ist dieser Gedanke vor allem deshalb, weil sich die hier vorgenommene Diskursanalyse zwischen Expertenwissen und deren praktischer Anwendung bewegt. In der Analyse der Burnout-Forschung im vierten Kapitel der Arbeit werden wir sehen, dass die wissenschaftliche Objektivierung dieses Problems kein abstrakter akademischer Prozess ist. Das Konzept entstammt dem Bereich der sozialen Arbeit in den USA und ist von Beginn an auch mit praktischen Fragen der Selbstführung innerhalb dieses Berufsfeldes verknüpft, die die Problematisierung von Burnout performativ

---

<sup>28</sup> Selbsttechniken sind laut Foucault Praktiken, „mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selbst zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen“ (Foucault 1986b, 18).

hervorbringen. Ähnliches gilt für die Analyse der öffentlichen Debatte im fünften Kapitel: Dort wird sichtbar, wie wichtig subjektive Mechanismen der Aneignung und Veränderung von Expertise im medialen Diskurs über Burnout sind; vor allem dann, wenn Betroffene selbst zu Wort kommen und als Quasi-Experten in den Kontext der Wissensproduktion eingebunden werden. Das Interesse an Subjektivität darf jedoch gleichzeitig nicht darüber hinwegtäuschen, dass es im Rahmen der hier angelegten Sichtweise immer um die Repräsentation des Subjekts auf der Ebene des Diskurses geht. Strategien der Selbstführung werden in diesem Sinne immer dann relevant, wenn sie sich als soziale Praxis verfestigen.

In meiner bisherigen Darstellung habe ich Foucaults Perspektive auf Diskurse bewusst in die Nähe Durkheims sozialen Tatbestands gerückt, der ein von „individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt“ (Durkheim 2007b, 114). Dass man Foucault mit dieser etwas strukturalistischen Lesart nicht ganz gerecht wird, steht außer Frage; die Zuspitzung in Richtung der ordnenden Kraft von Diskursen dient vor allem der besseren Unterscheidung zur ANT. Der ‚Soziologie der Dinge‘ wird so eine „Regierung der Dinge“ (Lemke 2014) gegenübergestellt, ein Ansatz, der sich nicht direkt mit der Materialität von Forschungsobjekten beschäftigt, sondern mit deren Symbolisierung und Ordnung auf der Ebene von Diskursen. Soziale Problematisierungen im Sinne Foucaults (1986b) entstehen nicht aus dem Nichts; sie sind stattdessen immer bereits durch gegebene Wissensordnungen geprägt. Darüber hinaus verweist der Umgang mit gesellschaftlichen Problemen auf politische Strategien und damit verbundene Subjektivierungsformen. Dabei basiert Macht nicht nur auf der Konzentration von Ressourcen oder auf sozialen Positionen, sondern insbesondere auch auf der Diffusion von Wissensformen und anderen sozialen Praktiken.

Aus diesen theoretischen Überlegungen lassen sich einige Annahmen bezüglich der gesellschaftlichen Etablierung von Machtverhältnissen ableiten. Das damit einhergehende Erklärungsmodell tritt in Foucaults Untersuchung der „Anormalen“ besonders deutlich zum Vorschein (2007, 2003): Eines der zentralen Themen dieser Analyse ist der Einzug der forensischen Psychiatrie in die Strafjustiz. Hier geht es vor allem um die Frage, weshalb die an formalen Kriterien der Tat

orientierten Juristen ab dem 19. Jahrhundert immer häufiger dazu neigten, „aus einem Kriminellen einen Kranken zu machen“ (Foucault 2003, 578). Wie konnte sich die Analyse des Gewissens und der persönlichen Biographie von Angeklagten im juristischen Apparat ausbreiten? Foucault erteilt der üblichen Erklärung, die die Ursache dafür im Aufstieg der psychiatrischen Profession sieht, eine deutliche Absage und bietet eine andere Version der Geschichte an:

Nicht »von oben« – über das Strafgesetzbuch oder über theoretische Prinzipien – drang die Psychiatrie in die Rechtsprechung der Strafjustiz ein, sondern »von unten« über die Mechanismen der Bestrafung und der Bedeutung, die man ihnen verlieh. Das Strafen war unter all den Techniken zur Kontrolle und Veränderung der Menschen ein Komplex von Verfahren geworden, mit denen man die Gesetzesbrecher zu verändern trachtete. [...] [D]iese Strafform setzt voraus, dass die Strafe weniger am Verbrechen als an der Person des Verbrechers ausgerichtet wird, also an dem, was ihn zum Verbrecher macht: seinen Motiven und Beweggründen [...]. (Foucault 2003, 579)

In dieser Erklärung wird genau jener soziale Mechanismus erkennbar, der im Zitat von Rose bereits eingeführt wurde: Die Macht der Psychiatrie bezieht sich auf die weitreichende Diffusion bestimmter Denkweisen und Interventionsstrategien und gerade nicht auf die Monopolisierung sozialer Positionen. Der Glaube an die Möglichkeit der Disziplinierung des Menschen und der Bedarf einer genauen Kenntnis ihrer Persönlichkeit sind bereits gesellschaftlicher ‚common sense‘. Begriffe und Techniken der Erziehung hatten daher schon weite Teile des juristischen Apparats reorganisiert und konnten so mühelos in die Rechtsprechung eindringen.

Neben diesem spezifischen Verständnis von Machtverhältnissen deutet Foucault außerdem ein für die Analyse der Problematisierung Burnout hilfreiches Bild der Dynamik sozialen Wandels an. Besonders deutlich wird dies in der Untersuchung zur Sexualität (Foucault 1983): Auf Grundlage der Vorstellung der gemeinsamen Konstitution von Macht und Widerstand wird die Repressionshypothese – die Kritik an einer gesellschaftlicher Unterdrückung der Sexualität – dort selbst als Teil des herrschenden Diskurses identifiziert. Foucault zeigt, dass die sexuelle Revolution der 68er-Bewegung und deren literarische und philosophische

Vorläufer, die bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichen, Bestandteil eines Dispositivs der Sexualität sind, das sich um die Steigerung der individuellen Lust formiert und wissenschaftliche Diskurse ebenso einschließt wie staatliche Institutionen. Denn erst auf Grundlage einer geteilten Vorstellung der individuellen Lust konnte man sich darüber streiten, ob man die menschlichen ‚Triebe‘ bändigen müsse oder ihnen lieber freien Lauf lassen sollte. Gleichzeitig macht Foucault aber deutlich, dass die Kritik der Repression ein wichtiger Ausgangspunkt der Veränderung ist. Die bürgerliche Moral, die sich um das Bild der Familie formierte, bildete mit ihren Zielen, Forderungen, Geboten und Verboten das Außen, das zum Ausgangspunkt widerständiger Strategien und sozialer Veränderungsprozesse wird.<sup>29</sup> Etwas sehr Ähnliches zeigt sich im Rahmen der Rekonstruktion der Arbeitspsychologie in Kapitel vier: Die Kritik an stupider und damit lustfeindlicher Arbeit wird zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der Psychologie aufgegriffen und avanciert später zum wichtigsten Motor der positiven Psychologie. Und bis heute werden das Fließband und die Stechuhr als Symbole einer Arbeitsweise bemüht, die den Motiven und Bedürfnissen des Menschen im Wege stehen.

Die dargestellte diskurs- und machttheoretische Perspektive erlaubt es nun, Expertise als Moment gesellschaftlicher Wissensordnungen, politischer Strategien und sozialer Veränderungsprozesse zu begreifen. Daraus ergibt sich der Bedarf nach einem ausgewogenen methodischen Vorgehen, das zwischen der detaillierten Rekonstruktion der psychischen Erschöpfung und der historischen Untersuchung der allgemeinen Beschaffenheit dieses Problemfeldes oszilliert. Wie wir in der empirischen Analyse sehen werden, gibt es wichtige ideengeschichtliche Bezugspunkte der psychischen Erschöpfung, ohne deren Kenntnis die Dominanz bestimmter Problemdeutungen und Interventionsstrategien nicht nachvollziehbar ist. Die Rekonstruktion des Phänomens muss daher durch eine Untersuchung der beteiligten Disziplinen, insbesondere der Psychologie, Psychiatrie und relevanter Bereiche der Wirtschaftswissenschaften ergänzt werden. Im Mittelpunkt steht die Rekonstruktion der Regelmäßigkeiten bzw. der diskursiven Formationen, die sich in

---

<sup>29</sup> Solch eine relationale Theorie von Macht, Widerstand und sozialem Wandel findet sich auch in der „Soziologie der Konventionen“ und deren dialektischem Modell von Kritik und Rechtfertigung (Boltanski und Chiapello 2003; Boltanski und Thévenot 2007).

unterschiedlichen Äußerungsformen wie wissenschaftlichen Fachtexten, politischen Stellungnahmen, Forderungen von Gewerkschaften, Darstellung von Unternehmen, der Selbsthilfeliteratur usw. manifestieren.

## 2.3 Expertinnen und Laien: Deutungshoheit im Feld der Expertise

The sociology of science rests on the postulate that the objective truth of the product - even in the case of that very particular product, scientific truth - lies in a particular type of social conditions of production, or, more precisely, in a determinate state of the structure and functioning of the scientific field. The “pure” universe of even the “purest” science is a social field like any other, with its distribution of power and its monopolies, its struggles and strategies, interests and profits, but it is a field in which all these invariants take on specific forms. (Bourdieu 1975, 19)

Diskurse verbinden Argumente, Sprecherpositionen, Äußerungsformen – etwa statistische Trends zur Arbeitsunfähigkeit –, indem sie sie einer bestimmten Logik unterwerfen.<sup>30</sup> Auf diese Weise stellen sie Beziehungen zu unterschiedlichen sozialen Arenen, wie der Öffentlichkeit oder Politik, her und sorgen dafür, dass Expertise dort anerkannt und genutzt wird. Aus dieser Perspektive wird verständlich, dass psychologische Denkweisen ihre Deutungsmacht nicht primär durch die Dominanz einer Profession erlangen. Konzepte wie Stress und Burnout schreiben sich in den unterschiedlichsten sozialen Bereichen ein und bilden so den Horizont dessen, was überhaupt über die psychische Erschöpfung gedacht und gesagt werden kann. Gleichzeitig ist die Wissenschaft selbst als soziale Praxis nicht von öffentlichen und politischen Diskursen getrennt, die relevante Problemstellungen vorgeben und maßgeblichen Einfluss auf die verwendeten Erklärungssysteme nehmen. Dass Burnout beispielsweise in den 1970er Jahren noch als ein Problem der Arbeitsbelastung begriffen wurde, während sich das Interesse in den 80er und 90er Jahren hin zur individuellen Arbeitsgestaltung verschiebt, muss vor dem

---

<sup>30</sup> Die Argumentation im folgenden Abschnitt orientiert sich grob an einem im Konferenzband *Routinen der Krise - Krise der Routinen* veröffentlichten Beitrag (Hirschfeld 2015b).

Hintergrund wirtschaftspolitischer und sozialstaatlicher Liberalisierungsprogramme dieser Zeit gedeutet werden (Lessenich 2009; Rose 1996b).

Diese neoliberalen Reformprozesse sind keine rein politische und ökonomische Angelegenheit – sie sind maßgeblich von Veränderungen innerhalb der Wissenschaft getragen worden (P. Miller und Rose 1990; Rose und Miller 1992; Moore et al. 2011).<sup>31</sup> Der Aufstieg der Psychologie, Ökonomie und Beratung verweist in diesem Zusammenhang auf die Träger und Gewinner dieses Wandlungsprozesses. Es existieren also nach wie vor bestimmte Experten- und Berufsgruppen, die eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher Problemfelder beherrschen, sich jedoch deutlich vom Modell des Professionalismus unterscheiden. Ausgehend von einer schematischen Darstellung eines sogenannten *Felds der Expertise* werden daher im Folgenden zentrale Bedingungen der gegenwärtigen Konstitution von Deutungshoheit in Expertendiskursen benannt. Meine These hierzu ist, dass diese Macht maßgeblich von der Bildung und Aufrechterhaltung heterogener Koalitionen zwischen Expertinnen, Laien und öffentlichen Interessenvertretern abhängig ist. Expertinnen können vor allem dann dominante Positionen einnehmen, wenn sie ihre Deutungsangebote in relevanten sozialen Kontexten verbreiten. Dies fügt sich in die theoretischen Überlegungen der letzten beiden Abschnitte: Sowohl die ANT als auch Foucaults Diskurstheorie rücken die Verästelung und Ausbreitung von Wissen ins Zentrum. Nur die Übersetzung und Anpassung von Wissen an die jeweiligen Produktions- und Anwendungsbedingungen ermöglichen es, machtvolle Netzwerke der Expertise zu etablieren. Die große gesellschaftliche Resonanz für die Vorstellung des ‚Ausbrennens‘ resultiert unter anderem daraus, dass hier ein gesundheitliches Leiden mit der gängigen unternehmerischen Rhetorik der Aktivität verbunden wird. Der Zwang zur ständigen Selbstopтимierung wird medial breit diskutiert und bietet dem Begriff Burnout eine

---

<sup>31</sup> Den Neoliberalismus verstehe ich mit Terry Flew als “a particular form of policy-related doctrine, or a combination of ideas about the optimal form of market capitalism, combined with concrete proposals for institutional reform that would move particular societies towards such preferred outcomes” (2014, 64). Anstatt den Neoliberalismus dabei nur mit einer Dominanz der Ökonomie gegenüber der Gesellschaft gleichzusetzen, geht es darum, ihn als gleichermaßen politische und kulturelle Bewegung zu erfassen, die den Markt eben auch als wirkungsvolles soziales Steuerungsinstrument begreift.



ideale Arena zur weiteren Entfaltung. Die öffentliche Plausibilität des Konzepts Burnout ergibt sich somit nicht nur aus der Legitimität psychologischer Expertise, sondern auch aus der Verknüpfung zwischen wissenschaftlichem Diskurs und Alltagsdenken.<sup>32</sup>

### **Die Grenzen professioneller Herrschaft**

Vor dem Hintergrund des Interesses an Diskursen und Machtbeziehungen stellt sich die Frage nach der Dominanz bestimmter Expertengruppen also aufs Neue. Genau darauf verweist das Eingangszitat von Bourdieu: Für ihn ist die Welt der Wissenschaft, wie jedes soziale Feld, ein Schauplatz von Kämpfen, in dem Akteurinnen versuchen, ihre Interessen durchzusetzen. Der Erfolg oder Misserfolg hängt dabei von den Ressourcen – vor allem den Forschungsgeldern sowie akademischen und gesellschaftlichen Machtpositionen – ab, die den Wissenschaftlerinnen zur Verfügung stehen. Wer über welche Ressourcen verfügt, darüber entscheidet die Struktur des Feldes, die eine Rangordnung sozialer Positionen produziert. Bisher wurde dieses Thema ausgeklammert und auf die Vernachlässigung der performativen Wirkung von Expertise seitens einer Professionssoziologie verwiesen, die bestimmte Gruppen a priori an die Spitze eines Herrschaftsapparats stellt. Die existierende Forschung macht jedoch deutlich, dass auch in der Gegenwart soziale Machtpositionen zu finden sind, also bestimmte Expertengruppen mit ihren Theorien und Interventionsprogrammen Problemfelder beherrschen. So haben vor allem die Ökonomie und die Biowissenschaften in den letzten Jahrzehnten enorm an gesellschaftlicher Bedeutung gewonnen (Fourcade 2006; Gibbon und Novas 2007; MacKenzie et al. 2007; Rose 2007; Rose und Novas 2004). Darüber hinaus sind bestimmte Theorien in der Lage, eine

---

<sup>32</sup> In vielerlei Hinsicht ist diese Perspektive Ergebnis der Analyse des empirischen Materials. Ursprünglich hatte ich, im Sinne der Professionssoziologie, unterschiedliche Expertengruppen im Sinn, die ihre jeweiligen Theorien und Interventionsstrategien gegeneinander in Stellung bringen. Ich dachte dabei an einen Konflikt um das Deutungsmonopol zur psychischen Erschöpfung zwischen Medizin, Psychologie und jüngeren Berufsgruppen wie etwa der Beratung. Nach und nach wurde jedoch erkennbar, dass neben Abgrenzung und Konflikt vor allem die Koalitionen der unterschiedlichen Expertengruppen von zentraler Bedeutung sind. So nimmt beispielsweise die Ärzteschaft Bezug auf öffentliche Debatten um Krankheitsbegriffe und reflektiert die ökonomischen und psychologischen Konsequenzen ihrer eigenen Diagnosepraxis. Auf diese Weise präsentiert sie sich als Partner einer beratenden Gesundheitsökonomie und positiven Psychologie der Aktivierung.

Disziplin über sehr lange Zeiträume zu dominieren, etwa das neoklassische Paradigma in der Wirtschaftslehre (Hodgson 2001).

Fachgebiete wie die Ökonomie sind Ausdruck einer zunehmenden Bedeutung von Expertise jenseits des klassischen Professionalismus. Denn ihre Macht resultiert weniger aus offiziellen Lizenzen, Mandaten und staatlichen Garantien, sondern ist Ergebnis der Ausbreitung eines neoliberalen Diskurses, der durch das Berufsfeld der Beratung in alle sozialen Bereiche eindringt (Resch 2005; Schmidt-Wellenburg 2009; Stehr und Grundmann 2010; Traue 2010). Vor diesem Hintergrund möchte ich drei grundlegende Annahmen hinsichtlich der Entstehung von Deutungsmacht hervorheben. *Erstens* handelt es sich bei Experten um Akteure, deren Sprecherpositionen und Aussagen maßgeblich durch den Diskurs bedingt und geprägt sind. Als Strategen positionieren sie sich im Rahmen der gegebenen Wissensordnung, beispielsweise durch die Verwendung einer ökonomischen Rhetorik der ‚Inflation‘ in Bezug auf Krankheitsdiagnosen. Die zu analysierenden Wahrheitsspiele finden dabei *zweitens* in unterschiedlichen sozialen Kontexten statt, die Diskurse in bestimmte Richtungen lenken. Ein vereinfachtes Beispiel aus dem empirischen Material macht das deutlich: Die Medizin kennt vor allem Krankheiten, Coaches sprechen über Sport und Ernährung, Unternehmen begreifen Burnout gerne als Führungsaufgabe und Gewerkschaften sehen neue Anforderungen zur arbeitsrechtlichen Regulierung. Damit stellt sich *drittens* die Frage nach der Reichweite und dem Einfluss unterschiedlicher Expertinnen: Wie entstehen jenseits dieser Differenzen machtvolle Positionen im Feld der Expertise?

Um ein Modell zur Konstitution von Deutungsmacht zu entwickeln, will ich kurz einige Überlegungen der Professionssoziologie konsultieren. Der machttheoretische Ansatz verweist auf die dominante Position von Professionen in der Gesellschaft. Laut Eliot Freidson (1970, 1986, 63–73) gründet diese Macht auf zwei Aspekten: Zum einen erhalten professionelle Verbände durch berufliche Lizenzen das exklusive Vorrecht zur Ausbildung ihrer Mitglieder und verfügen somit als einzige über ein bestimmtes Spezialwissen. Zum anderen sorgen offizielle Mandate, wie die staatliche Anerkennung der hausärztlichen und klinischen Versorgung durch medizinische Fachkräfte, für eine Kontrolle der Nachfrage nach professionellen Leistungen durch die Berufsgruppe selbst. Die

damit einhergehende Machtkonzentration ist im Falle der Medizin durch die Klinik – als Einheit von Forschung, Ausbildung und Anwendung in einer Organisation – institutionalisiert. Fundament dieser Machtkonzentration ist eine Liaison zwischen dem Staat und der jeweiligen Berufsgruppe, deren Entstehung Freidson folgendermaßen beschreibt:

The leaders of an occupation persuade leaders of society that its members possess some technical competence so special and of such importance that the public should be prevented from using any other occupation with the same domain but assertedly less competence or integrity. The formal, institutionalized status of profession is granted by society on the basis of having been persuaded that an occupation is competent and responsible. (1970: 122)

Es wird also von einer grundlegenden Akzeptanz professioneller Autorität seitens des Staates ausgegangen, eine Annahme, die maßgeblich auf der Diagnose einer gesellschaftlichen Professionalisierung aller Berufsfelder beruht (Hall 1968; Wilensky 1964). Der Staat bildet das Machtzentrum, in dem sich die relevanten Ressourcen konzentrieren – die Professionen sind Teil der herrschenden Klasse. Mit dieser Form der Herrschaft sind eine Art Standesbewusstsein der Professionen und die gesellschaftliche – genauer gesagt staatliche – Überzeugung ihrer kognitiven sowie normativen Überlegenheit verbunden, was sich im Anschluss an Bourdieu als symbolisches Kapital beschreiben lässt.

Aus dieser Perspektive handelt es sich bei der psychischen Erschöpfung um ein neues Problemfeld, das Professionen, wie etwa die Medizin, Psychologie und Betriebswirtschaftslehre, auf den Plan ruft, die versuchen diesen Aufgabenbereich an sich zu reißen und ihre Mitbewerberinnen auszustechen. Doch was ist mit den Laien, den Konsumenten professioneller Leistungen? Bei Freidson sind sie als Klienten ausschließlich passive Rezipienten, die zu überzeugen und deren Handlungsmöglichkeiten einzuschränken sind:

In practice, [...] the typical form of influence is not to persuade the client of the competence of advice on the basis of available evidence, but rather to close off alternatives to him so that he has little choice but to go to the practitioner and to rely upon the authority of incumbency in a status to which competence has been

imputed. [...] On a broader, societal level, then, a profession must persuade the sovereign of its competence. (1970, 122)

Hier erscheinen Professionen als politische Akteure im Sinne Webers, die versuchen, ihre Interessen gegen den Willen anderer durchzusetzen (Freidson 1970, 1986; Johnson 1972; Pfadenhauer 2003, 55–102). Die Motive der Klientinnen sind dabei für den Machterhalt vergleichsweise irrelevant, reicht es doch, den Souverän, also die relevanten staatlichen Autoritäten, von der eigenen Qualität zu überzeugen.

Zeitdiagnostisch betrachtet, lassen sich Professionen als moderner Typus der Stabilisierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse begreifen (Stichweh 1996, 2000, 2014). Sie basieren auf einer historisch spezifischen Form von Staatlichkeit, die Expertengruppen den Rang einer quasi-feudalen Elite gewährt und ihr weitreichende Privilegien zusichert (Bourdieu 2004). Dieses Arrangement ist durch das Zusammenspiel neoliberaler Reformen von oben und gesellschaftlicher Emanzipationsbewegungen von unten in den letzten vier Jahrzehnten mehr als brüchig geworden. Die grundlegende Akzeptanz professioneller Autorität von Seiten der Laien ist immer weniger gegeben. Auch beim Burnout handelt es sich ja um ein Phänomen, das durch dessen öffentliche Artikulation an Bedeutung gewonnen hat, obwohl es eben gerade nicht als Krankheitsdiagnose akzeptiert ist. Die Vielzahl von Ratgebern und Problemdeutungen stammen daher aus ganz unterschiedlichen Kontexten, was der Annahme eines professionellen Monopols klar widerspricht. Die Frage nach der sozialen Organisation von Expertise stellt sich somit erneut. Auch die Professionssoziologie hat diese Zeichen früh erkannt – Andrew Abbott schreibt in seinem einschlägigen Werk *The System of Professions* Folgendes:

The professions dominate our world. They heal our bodies, measure our profits, save our souls. Yet we are deeply ambivalent about them. For some, the rise of professions is a story of knowledge in triumphant practice. It is the story of Pasteur and Osler and Schweitzer, a thread that ties the lawyer in a country village to the justice on the Supreme Court bench. For others it is a sadder chronicle of monopoly and malfeasance, of unequal justice administered by servants of power, of Rockefeller medicine men. (Abbott 1988, 1)

Diese Einschätzung, die Abbott Ende der 1980er Jahre artikuliert, zeigt, dass die professionelle Herrschaft und deren hierarchische Organisation sozialer Kontrolle bereits zu dieser Zeit mit deutlichem Widerstand zu kämpfen hatte. Hier manifestiert sich die Kritik an einer „Ideologie des Professionalismus“ (Gouldner 1980), die in den letzten Jahrzehnten zunehmend das Deutungsmonopol bestimmter Berufsgruppen – und mit ihm den Machtanspruch staatlicher Autoritäten – in Frage stellt.

Im für diese Arbeit relevanten Problemfeld der Gesundheit sind diese Wandlungsprozesse besonders deutlich erkennbar: Mit der stetigen Ausweitung der medizinischen Interventionssphäre im Rahmen eines immer breiteren Gesundheitsdiskurses, wächst auch der Bereich relevanter Expertise. In den letzten Jahrzehnten haben etwa Konzeptionen von Public Health an Bedeutung gewonnen, die demographische, biomedizinische und ökonomische Faktoren in den Fokus rücken (Lupton 1995; Nathanson 2007). Auf diese Weise sind neue Formen der staatlichen Regierung entstanden, die durch unterschiedliche Spielarten der ‚Sorge um sich‘ im Sinne einer gesunden Lebensführung ergänzt werden. Der Aufstieg von Techniken der Risikoevaluation, Prävention und Gesundheitsförderung – zum Beispiel im Kontext der Humangenetik (Hitzler und Pfadenhauer 1999; Rose 2007) – zeigt, dass die Medizin hier keinesfalls nur passiver Zuschauer ist, sondern selbst aktiv zu dieser Entwicklung beiträgt. Auch in Politik und Alltag sind diese Verschiebungen deutlich erkennbar: Das reicht von internationalen Kampagnen wie dem World Health Day über Initiativen staatlicher Institutionen bis hin zu mobilen Applikationen zur Kontrolle der eigenen Lebensführung via Smartphone. Die zunehmende Durchdringung sozialer Praktiken durch gesundheitliche Diskurse hat aber gerade nicht zu einer Stabilisierung und Ausweitung medizinischer Herrschaft geführt. Im Gegenteil: Die Deutungshoheit der Profession zeigt deutliche Risse (Epstein 1995; Pfadenhauer 2006). Gerade die Berufsgruppe, die lange als Paradebeispiel professioneller Deutungshoheit galt, wird durch biomedizinische Entwicklungen und die Orientierung an wirtschaftlichen Imperativen zunehmend in ihrer Autonomie eingeschränkt (Conrad 2005; Bauer 2007; Ayo 2012).

Darüber hinaus hat sich in den letzten drei Jahrzehnten die Vorstellung der „patientenzentrierten Medizin“ und der „partizipativen Entscheidungsfindung“ etabliert (Elwyn et al. 2000; Stewart et al. 1995). Diese

und ähnliche Konzepte richten sich gegen den empfundenen Paternalismus der Ärzteschaft und fordern eine Art Empowerment der Patientinnen. Ausgangspunkt dieses Wandlungsprozesses waren neben neoliberalen Reformen vor allem gesellschaftliche Emanzipationsbestrebungen ab der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Antipsychiatriebewegung und Medizinkritik der 1960er und 70er Jahre (Illich 1976; Szasz 1974; Cooper 2013) richtete sich radikal gegen den Autoritätsanspruch der medizinischen Profession und des Staates. So wurde im Fall der Psychiatrie nicht nur die „totale Institution“ (Goffman 1961) der Klinik kritisiert, sondern psychiatrische Krankheitsbilder als solche in Frage gestellt. Die Kritik an modernen Institutionen, zu denen auch Professionen gehören, setzt sich zunehmend durch und mit ihr die Vorstellung gesellschaftlicher Alternativen (Beck und Lau 2004; Beck und Bonss 2001). Professionen sehen sich daher verstärkt mit den Ansprüchen auf Partizipation von Laien und unterschiedlichen Interessenvertreterinnen konfrontiert. Der erweiterte Kompetenzanspruch und das Erscheinen einer Reihe von Gegenexpertinnen hat die medizinische Profession also in Bedrängnis gebracht. Sie „wird mit den Folgen ihrer eigenen Wirkung konfrontiert“, insbesondere mit denen „der ‚Technisierung‘ und ‚Verwissenschaftlichung‘ des Körpers“ (Wagner 1995, 266).

### **Zum Feld der Expertise**

Expertinnen sehen sich zur Legitimierung ihrer Position also neuen sozialen Bedingungen unterworfen und sind immer häufiger zur Darstellung ihrer Kompetenz gezwungen (Pfadenhauer 2003). Dieser Veränderungsprozess wird heute nicht zuletzt durch den allgegenwärtigen Verweis auf ‚Dr. Google‘ deutlich. So gut dieses Bild die Kritik am modernen Professionalismus auf den Punkt bringt, die Analyse gegenwärtiger Wissensordnungen und Machtkonstellationen wird dadurch vernachlässigt. Was übrig bleibt ist meist die Vorstellung einer emanzipierten Öffentlichkeit und der Anspruch auf reflexive Experten. Doch die bloße technische Verfügbarkeit ist keine „Demokratisierung des Expertenwissens“ (Weingart 2005, 131), sagt sie doch wenig darüber, wer sich Expertise aneignen kann und in ihre Produktion und Selektion eingebunden ist. In der gegenwärtigen Debatte um die psychische Erschöpfung findet sich zwar eine rege Beteiligung unterschiedlicher Akteurinnen; dennoch lässt sich eine

dominante Koalition psychologischer, medizinischer und ökonomischer Expertise identifizieren, die den Diskurs beherrscht. Die Herrschaft der Medizin und anderer Expertengruppen ist also nicht verschwunden, sondern hat vielmehr ihre Erscheinungsform verändert. Daraus resultiert die Aufgabe, die Positionen an der Schnittstelle unterschiedlicher Disziplinen und Interessengruppen zu identifizieren, von denen aus der Diskurs *regiert* wird.

Um diese sozialen Positionen zu erfassen, begreife ich Expertinnen, im Anschluss an die wissenssoziologischen Überlegungen von Ronald Hitzler (1994, 1998), als ein relationales Phänomen: Sie sind durch ihr Verhältnis zum Laien und durch die Beziehung zu weiteren relevanten Interessengruppen sowie Entscheidungsträgerinnen konstituiert. Experten verfügen über einen gewissen Überblick bezüglich eines Sonderwissensbereichs und besitzen grundlegende Fähigkeiten der Problemlösung. Die Expertin kennzeichnen also *erstens* ein relatives Wissensmonopol und *zweitens* die relative Autonomie hinsichtlich der Problembearbeitung. Sie hat damit sowohl ein hohes Maß an Kontrolle über das Angebot abstrakten Wissens als auch über dessen Nachfrage. Aus dieser Perspektive erscheint der Expertenstatus qua Definition nicht als absolut, sondern als relational. Das unterscheidet diesen Ansatz maßgeblich von der klassischen Professionssoziologie, die von einer gesellschaftlich verbrieften Autorität bestimmter Berufsgruppen ausgeht. Mein Vorschlag besteht darin, die unterschiedlichen Kontexte der Produktion und Konsumtion von Expertenwissen zu spezifizieren, um so die gegenwärtigen Machtverhältnisse in den Blick zu bekommen.

Erster Anknüpfungspunkt sind dabei die Überlegungen von Andrew Abbott: Er spricht von einem „System of Professions“ (1988) und meint damit ein Feld, in dem Expertengruppen in Konkurrenz um die Zuständigkeit bezüglich bestimmter Aufgabenbereiche stehen. Im Unterschied zum machttheoretischen Ansatz von Freidson betont Abbott, dass man Professionen nicht auf formale Kriterien, also deren berufliche Organisation, professionelle Lizenzen und offizielle Mandate reduzieren darf. Um den Erfolg einer Profession zu verstehen, gelte es stattdessen, ihre konkrete Tätigkeit in den Blick zu nehmen: “Each profession is bound to a set of tasks by bounds of jurisdictions, the strength and weaknesses of these ties being established in the process of actual professional

work.“ (1988: 33) Die Autonomie der professionellen Problembearbeitung wird also laut Abbott durch eine Vielzahl miteinander verbundener Arbeitsschritte und Routinen abgesteckt und reproduziert. Gleichzeitig kann die Autonomie einer Profession nur durch die Formalisierung abstrakter Wissensbestände längerfristig gesichert werden – Abbott bezeichnet in diesem Zusammenhang abstraktes Wissen als “the currency of competition” (1988: 102).

Für Abbott ist also gerade die Kombination aus Formalisierung und konkreter Problemlösung das Erfolgsrezept. Daher geht er davon aus, dass eine Profession die richtige Balance zwischen Abstraktion und praktischer Anwendung finden muss: Man darf nicht zu viele Aufgabebereiche auf einmal abdecken wollen ohne konkrete Probleme zu lösen. Gleichzeitig macht sich die Expertengruppe überflüssig, wenn sie sich auf praktische Tätigkeiten beschränkt, die leicht nachzuahmen sind. Expertinnen müssen demnach eine hybride Position einnehmen und wissenschaftliche Modelle sowie berufspraktische Anforderungen erfolgreich zusammenbringen – vor allem müssen sie die Interessen der Laien berücksichtigen. Die Bedeutung dieses Spagats zwischen Theorie und Praxis bzw. Expertinnen und Klienten wird in der untersuchten Debatte unter anderem in den Publikationen des Ärzteblatts sichtbar: Kann und soll man sich dem offiziellen medizinischen Klassifikationssystem unterwerfen, wenn Betroffene ihr Leiden nicht in diese Kategorien fassen? Ist eine Behandlung nur vor dem Hintergrund anerkannter Diagnosekriterien möglich? Welche Chancen und Risiken ergeben sich aus der Aufweichung solcher Kategorien zu Gunsten des Begriffs Burnout?

Abbotts Überlegungen verweisen darauf, dass Produktion und Anwendung von Expertise in jeweils spezifische Kontextbedingungen eingebettet sind. Expertengruppen müssen sich zunehmend in einem Wettbewerb durchsetzen, der immer stärker durch die Interessen externer Entscheidungsträger und Klientinnen bestimmt ist. Durch seinen Fokus auf das Zusammenspiel von abstraktem Wissen und dessen konkreter Nutzung bewegt sich Abbott weg von dem starren Modell eines geschlossenen ‚System of Professions‘ hin zur Vorstellung eines heterogenen Feldes der Expertise. Fragt man nun nach der Stabilität von Expertenwissen, so lässt sich argumentieren, dass die Kontexte der Wissensproduktion und der praktischen Anwendung hinreichend aufeinander



abgestimmt sein müssen, um spezifische Formen der Problembearbeitung zu stabilisieren. Aus dieser Perspektive scheint das Problem weniger eines der Balance als eines der *Übersetzung* im Sinne der ANT (Callon 1986). Die professionelle Autonomie auf Basis abstrakten Wissens muss in praktische Interessen übersetzbar sein, um Formen der Kooperation zu ermöglichen. Nur so können sich die Denkweisen der Laien und die Deutungsangebote der Experten zu einem gesellschaftlich anerkannten Bündel von Maßnahmen – einem Dispositiv – vereinen. Ergebnisse solcher Übersetzungsprozesse finden sich im Material beispielsweise in Form von Zusatzdiagnosen, mit deren Hilfe ‚normale‘ Probleme jenseits der Krankheit als Risikofaktoren in die medizinische Behandlungspraxis und Berichterstattung der Krankenkassen integriert werden.

Ein Problem an Abbotts Ansatz besteht jedoch darin, dass er lediglich die Frage der Zuständigkeit und damit Nachfrageseite in den Blick nimmt. Dass das Angebot an Sonderwissen in den Händen bestimmter Experten-Gruppen liegt, wird nicht in Frage gestellt. Die empirischen Einsichten aktueller Untersuchungen im Bereich der Gesundheit legen jedoch nahe, dass Laien heute nicht mehr nur einen Resonanzraum darstellen, der über den Erfolg oder Misserfolg sozialer Deutungen und Praktiken entscheidet, sondern ein wichtiger Faktor im Kontext der Wissensproduktion selbst sind (Epstein 1998, 2008; Rabeharisoa und Callon 2004). Gruppen, die zu Beginn meist nur als Lobby auftreten, entwickeln sich zu relevanten Expertinnen, indem sie die Wahrnehmungs- und Handlungsweisen von Betroffenen zu allgemeinen wissenschaftlichen Konzepten und Fragestellungen in Beziehung setzen. Hier geht es nun nicht mehr nur um die Übersetzung in konkrete Problemdeutungen, sondern auch um die Öffnung von abstrakten Denkweisen jenseits etablierten Expertenwissens. Laien erhalten Zugang zu Spezialwissen und werden zu Quasiexperten; gleichzeitig wird ihr Wissen selbst zum Bestandteil der Expertise. Wie wir in Kapitel vier sehen werden, stammt der Begriff Burnout aus dem Feld der sozialen Arbeit und ist eng mit dem beruflichen Ethos eines bedingungslosen Engagements verknüpft. Die Verbindung der Problematisierung mit dem Bild eines intrinsisch motivierten Menschen ist ein wichtiger Grund dafür, weshalb Burnout kein Gegenstand der

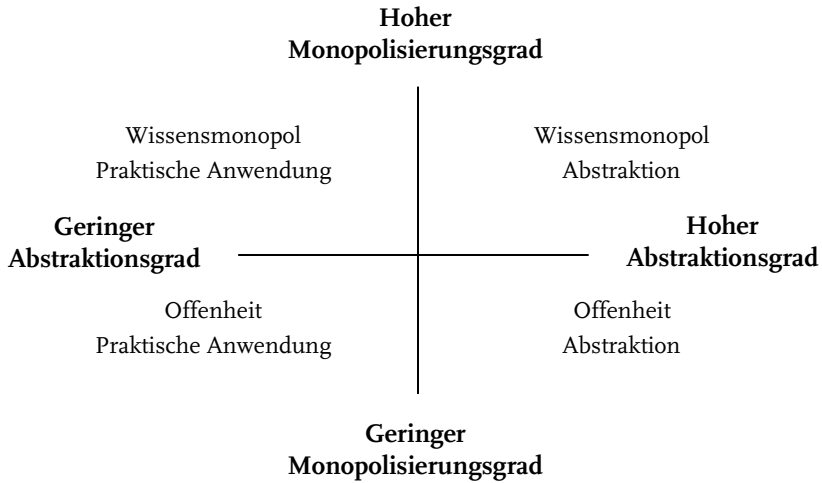
klinischen Psychiatrie wurde und sich stattdessen zum Thema der positiven Psychologie entwickelt hat.

Im Anschluss an diese Überlegungen schlage ich deshalb vor, die unterschiedlichen Kontexte, die sich sowohl hinsichtlich des Angebots als auch bezüglich der Nachfrage ergeben, zu berücksichtigen und idealtypisch spezifische Bereiche im *Feld der Expertise* zu unterscheiden (Bourdieu 1987; Eyal 2002, 2006). Sie lassen sich graphisch wie folgt abbilden: Die horizontale Achse erfasst, vereinfacht gesagt, die Nachfrage. Die rechte Seite steht dabei für den Pol autonomer Problembearbeitung auf Basis abstrakten Wissens und offizieller Mandate, also für die professionsinterne Wissensproduktion. Auf der linken Seite muss man sich im Rahmen praktischer Tätigkeiten gegenüber Klienten und anderen Interessengruppen beweisen, sprich auf externe Formen der Expertise eingehen. Die vertikale Achse beschreibt das Angebot: oben die Monopolisierung von Expertenwissen durch professionelle Lizenzen und Organisationen; unten dominieren generöse<sup>33</sup> bzw. offene Formen des Wissens, die sich gerade durch ihre allgemeine Verfügbarkeit und Anschlussfähigkeit an externe und insbesondere alltägliche Deutungsweisen auszeichnen (Abbildung 1).

---

<sup>33</sup> Generosität verweist hier auf die allgemeine Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen und stellt damit den Gegenbegriff zum Monopol dar.

**Abbildung 1: Feld der Expertise**



Die vier Bereiche erfassen die Nähe und Distanz zu spezifischen symbolischen Ökonomien, in denen unterschiedliche Deutungsweisen dominieren. Es handelt sich also um soziale Kontexte, die Diskurse auf unterschiedliche Art brechen und aktualisieren. Oben rechts hat man es mit dem staatlich konstituierten Feld der Professionen und offiziellen Leistungseliten zu tun. Auf Basis anerkannter sozialer Autorität wird hier – und aus interner Perspektive nur hier – legitimes Wissen produziert. Die grundsätzliche Gültigkeit dieses paradigmatischen Kerns wird nicht durch einzelne Fehlschläge oder Krisen in Frage gestellt. Unten links befinden wir uns im entgegengesetzten Kontext. Relevantes Wissen ist nicht an spezifische Organisationen oder Lizenzen gebunden und hat keinen allumfassenden Geltungsanspruch. Expertinnen sehen sich dort mit anderen Deutungsweisen und Interessen konfrontiert – so etwa mit dem Bild einer heroischen Helferin, die die Ursache ihrer psychischen Probleme allein dem persönlichen Engagement zuschreibt – und müssen sich ständig rechtfertigen und beweisen. Oben links gewinnen heterogene politische, wirtschaftliche und öffentliche Interessenvertreter an Bedeutung. Das Wissensmonopol der Expertinnen wird hier nicht in Frage

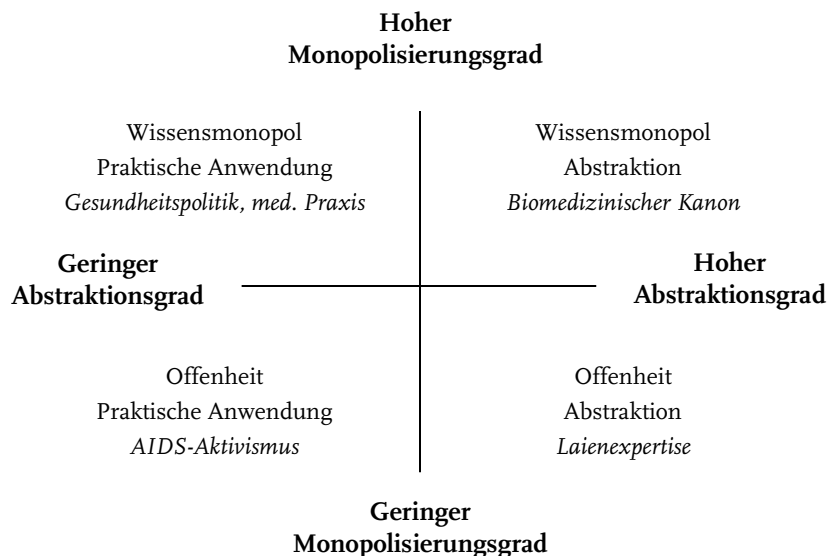
gestellt, sehr wohl aber der Wert abstrakten Wissens; hier gilt es primär, Expertise im Rahmen konkreter Problemlösungen zu beweisen. Unten rechts wird zwar die Legitimität abstrakten Wissens zur Problemlösung anerkannt, gleichzeitig aber das Monopol der Wissensproduktion seitens offizieller Experten in Frage gestellt.

Wie eine Ordnung empirischen Materials und mögliche Erklärungsstrategien mit diesem Modell aussehen, soll nun exemplarisch an der bereits genannten Studie zum AIDS-Aktivismus in den USA verdeutlicht werden (Epstein 1995, 1998). Am Anfang der Krise stehen AIDS-Aktivist:innen, die Bio-Medizin und die staatliche Gesundheitspolitik einander diametral entgegen: Angst vor Stigmatisierung und Forderungen nach schnellen und allgemein zugänglichen Therapien auf der einen, offizielle Seuchenschutzmaßnahmen und das Ideal sauberer klinischer Untersuchungen auf der anderen Seite. Verstärkt wird dieser Antagonismus noch durch die generelle Ablehnung medizinischer und staatlicher Autoritäten seitens der Lesben- und Schwulenbewegung. Epstein zeigt nun, wie Betroffene und ihr Umfeld Schritt für Schritt zu anerkannten Experten und Interessenvertretern im Feld der Bio-Medizin und staatlichen Gesundheitspolitik avancieren, die aktiv in die Produktion und Selektion wissenschaftlichen Wissens und therapeutischer Techniken eingreifen. Ausgangspunkt dieser Koalition ist die starke wechselseitige Abhängigkeit der unterschiedlichen Akteure: Für die Biomedizin ist die Kooperation seitens Betroffener unabdingbar, da sie diese für die klinischen Experimente benötigt; die Politik ist im Rahmen unterschiedlicher Maßnahmen zu Eindämmung der Epidemie auf die Kooperation von Betroffenenengruppen und Aktivist:innen angewiesen.

Was sich mit Blick auf die Grafik beschreiben lässt ist *erstens* eine Bewegung von links unten nach links oben (Abbildung 2): Aktivist:innen setzten sich zum Beispiel durch vehemente Proteste für die Freigabe von Medikamenten ein und verweisen auf den Willen Betroffener, die damit verbundenen Risiken selbst zu tragen. Eine *zweite* Bewegung, die ich zur Veranschaulichung etwas ausführlicher beschreiben will, vollzieht sich von links unten nach rechts unten: Hier werden Aktivist:innen zu Quasi-Experten, die selbst in den wissenschaftlichen Diskurs eindringen und diesen mitgestalten. Am deutlichsten zeigt sich dies im Fall klinischer

Experimente, die zur Entwicklung neuer und dem Test existierender Medikamente durchgeführt werden: Zu Beginn der AIDS-Problematik herrscht im Forschungsfeld der Imperativ ‚sauberer‘ Daten; nur Betroffene mit bestimmten Charakteristika sind zu ‚clinical trials‘ zugelassen. Das Ergebnis ist Fehlinformation seitens der Patientinnen, die in der Hoffnung auf Heilung oder zumindest einer Verbesserung ihres Zustands unbedingt teilnehmen wollen. Für die Forscher sind die daraus resultierenden Daten aufgrund der falschen Informationen wertlos. Aufgrund dieser Konstellation sind Aktivisten in der Lage, das normative Argument einer gerechteren Partizipation mit dem wissenschaftlichen Interesse an möglichst exakten Daten in Beziehung zu bringen. Darüber hinaus existiert innerhalb der Wissenschaft bereits eine Gruppe von Forscherinnen, die eine größere Bandbreite an Testpersonen forderten, um den Bedingungen jenseits des Labors Rechnung zu tragen. Diese Expertise machen sich die Aktivistinnen ebenfalls zu eigen, um ihre Position zu stärken.

**Abbildung 2: Feld der Expertise am Beispiel AIDS**



Vor dem Hintergrund der diskutierten Krise der Professionen lässt sich Epsteins Studie aus den 1990er Jahren in vielerlei Hinsicht als Vorboten einer heute zunehmend bedeutsamen Form der sozialen Organisation von Expertenwissen verstehen. Die Möglichkeiten, Deutungsmacht durch Abstraktion und Monopolisierung von Wissen zu generieren, sind grundsätzlich beschränkt und in den letzten Jahrzehnten verstärkt delegitimiert worden. Mechanismen der Diffusion von Expertenwissen sowie der Kooperation und Koproduktion gewinnen demgegenüber an Bedeutung. In diesem Zusammenhang ist die Macht von Expertinnen heute an die Fähigkeit gebunden, sich flexibel zwischen den dargestellten Polen im Feld der Expertise zu bewegen und somit Positionen am Knotenpunkt der skizzierten Achsen einzunehmen. Erfolgreiche Machtausübung durch Experten lässt sich daher gegenwärtig am besten als „auf Handeln gerichtetes Handeln“ (Foucault 2005, 256) verstehen, also als Fähigkeit den gesellschaftlichen Diskurs zu lenken bzw. zu steuern. Damit stellt sich die Frage, wie etablierte Professionen – vor allem das Recht und die Medizin – mit diesen neuen Anforderungen im Feld der Expertise umgehen und welche Rolle dabei im Aufstieg begriffene Expertengruppen, wie die Ökonomie, die Psychologie und das Feld der Beratung, spielen.

Mit der Analyse der psychischen Erschöpfung wird genau dieses Verhältnis zwischen altem Professionalismus und neuen Organisationsformen von Expertise adressiert. Auf Basis des formulierten theoretischen Modells wird davon ausgegangen, dass die Diskurse abhängig von der Position im Feld der Expertise variieren. Daher ist es nötig, unterschiedliche Texte in den Blick zu nehmen, die die postulierte Bandbreite des Phänomens repräsentieren. Gleichzeitig wird postuliert, dass Deutungsmacht aus einer hybriden Position im Feld der Expertise resultiert. Im Rahmen der empirischen Analyse wird daher untersucht, wie diese Koalitionen auf der Ebene von Dispositiven gebildet, aktualisiert und stabilisiert werden. Dies geschieht beispielsweise, wenn Medizinerinnen Gefahren der Fehldiagnose mit dem Wohlbefinden ihrer Patienten in Beziehung bringen und so im Namen Betroffener sprechen. Vor dem Hintergrund dieser Perspektive werde ich zeigen, wie eine Allianz zwischen Psychologie, Ökonomie und Medizin mithilfe der gesellschaftlich anschlussfähigen Sprache *des inneren Gleichgewichts* das Feld der Expertise beherrscht.

## 2.4 Zusammenfassung: Die Regierung der psychischen Erschöpfung

Die hier entwickelte theoretische Perspektive ermöglicht einen spezifischen Blick auf das Problemfeld der psychischen Erschöpfung. Im Anschluss an die ANT lege ich dafür eine erweiterte Konzeption des Sozialen an, die die performative Qualität wissenschaftlicher Erkenntnis in den Vordergrund rückt. Dabei werden auch wissenschaftliche Techniken und Objekte als aktive Bestandteile sozialer Situationen verstanden, die gesellschaftliche Zusammenhänge maßgeblich prägen. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lässt sich Expertise als ein Netzwerk heterogener Elemente verstehen, das Akteure, Wissensbestände, Techniken, Objekte und Institutionen bezüglich spezifischer Aufgabenbereiche verbindet. Die mit diesem Ansatz einhergehende induktive Herangehensweise bildet den Ausgangspunkt der Untersuchung und stellt eine Kontrastfolie bereit, um Verallgemeinerungen des empirischen Materials immer wieder kritisch zu reflektieren.

Im Anschluss daran wurden Foucaults Überlegungen zu Diskursen und Machtbeziehungen als zentrale Säule des theoretischen Gebäudes eingeführt. Dieser Ansatz ermöglicht es, ausgehend von der Problematisierung psychischer Erschöpfung, ein Modell sozialer Strukturierung zu entwerfen: Auf der Ebene von Diskursen lässt sich untersuchen, wie Dinge, Objekte, Akteurinnen und sonstige Bestandteile als Aussagen innerhalb gesellschaftlicher Wissensordnungen organisiert sind. Konzepte wie Burnout oder Stress können somit schrittweise als Elemente allgemeiner Denksysteme rekonstruiert werden, die auf weitreichende gesellschaftliche Zusammenhänge verweisen. In Form von Dispositiven etablieren sich Praktiken konkreter Machtausübung, die gleichermaßen Problemdeutungen hervorbringen und soziale Identitäten konstituieren. Die psychische Erschöpfung erscheint damit als eine soziale Problematisierung, durch die gegenwärtige *Regierungstechniken* sichtbar und wirksam werden. Diese Regierungstechniken bilden einerseits äußere Zwänge, sind jedoch andererseits als Subjektvorstellungen und ‚Arbeit am Selbst‘ immer auch verinnerlichte Formen der sozialen Praxis. Ausgehend von dieser Perspektive wird postuliert, dass die Macht der Psychologie und Medizin nicht einfach aus der Dominanz der jeweiligen

Profession resultiert, sondern aus der Verbreitung und Anwendung ihrer Expertise in unterschiedlichen sozialen Bereichen.

So bleibt abschließend noch die Frage nach der Rangordnung von Expertengruppen: Wer oder was *regiert* die psychische Erschöpfung? Die soziale Organisation von Expertenwissen hat sich im Kontext neoliberaler Reformen und emanzipatorischer Forderungen nach Autonomie und Partizipation grundlegend verändert. Im Anschluss an die bisherigen Überlegungen wird davon ausgegangen, dass Expertise heute über besondere Definitionsmacht verfügt, wenn sie in der Lage ist, die Ansprüche ihrer Klientinnen strategisch zu verbinden. In diesem Zusammenhang rückt die Übersetzung von Interessen als Bedingung der Stabilisierung von Machtpositionen in den Blick. Es stellt sich damit die Frage, welche Expertengruppen in der Lage sind, solche Rollen einzunehmen und langfristig zu sichern. Im Rahmen der Analyse der psychischen Erschöpfung ist dabei besonders spannend, wie die Medizin als etablierte Profession auf die Herausforderung durch die „Modediagnose“ (Kaschka et al. 2011) Burnout reagiert und wie sich andere Berufsgruppen strategisch in Position bringen. An den Überlegungen der unterschiedlichen Bereiche im Feld der Expertise (Abbildung 1 und 2) orientiert sich daher auch die Auswahl des empirischen Materials, die im nächsten Abschnitt genauer erläutert wird.





### 3. Zur Analyse sozialer Problematisierungen

Wissenschaftliche Erkenntnis fällt nicht vom Himmel: Sie ist, im Sinne Thomas Kuhns (1996), immer erst auf Grundlage bestimmter Paradigmen möglich. Vor dem Hintergrund solch allgemeiner Denksysteme entstehen Theorien, die es erlauben, Fragen zu stellen, Forschungsgegenstände zu konkretisieren und Ergebnisse empirischer Beobachtungen zu systematisieren. Sich das vor Augen zu halten, ist in dieser Arbeit besonders wichtig: Denn im Rahmen einer *Beobachtung zweiter Ordnung* neigt man dazu, die eigenen Annahmen zu verstecken und damit zu suggerieren, hier würde nun endlich die ‚Wahrheit über Burnout‘ ans Licht gebracht. Man ist dazu verleitet vorzugeben, als eine Art externe, objektive und damit höhere Instanz auf das Problemfeld zu blicken und denen ‚da unten‘ zu erklären, wie die Dinge wirklich liegen. Doch dem ist nicht so. Im Gegenteil: Auch diese Arbeit ist Teil eines Wahrheitsspiels. Denn mit der Entscheidung, die psychische Erschöpfung als eine soziale Problematisierung zu betrachten, gehen spezifische Engführungen einher, die an dieser Stelle dargestellt und reflektiert werden müssen. Nur so ist es möglich, die Arbeit vor dem Hintergrund der Kriterien empirischer Sozialforschung, insbesondere der Validität, intersubjektiven Nachprüfbarkeit und Plausibilität, zu bewerten.<sup>34</sup> Aufgabe dieses Kapitels ist es daher, Rechenschaft über die eigene Position – und damit über die theoretische und methodische Praxis – abzulegen. Ziel ist die Darstellung eines holistischen Forschungsprozesses, in dem die wechselseitige Bedingtheit von Theorie, Methode und Erkenntnis sichtbar wird.

Wie im vorherigen Kapitel gezeigt, versuchen viele Vertreter der gegenwärtigen Wissenschaftssoziologie, theoretische Annahmen systematisch auszuklammern und die Daten sozusagen ‚für sich‘ sprechen zu

---

<sup>34</sup> Bei aller Betonung der Relativität und sozialen Bedingtheit der Erkenntnis ist es wichtig, die Wissenschaftlichkeit nicht aus den Augen zu verlieren. Nur vor dem Hintergrund verbindlicher Kriterien ist wissenschaftliche Praxis überhaupt denkbar (Fuller 2003). Das bedeutet selbstverständlich nicht, die Vorstellung des linearen Fortschritts wieder aufzunehmen. Denn wie Willard Quine (1972) plausibel argumentiert, lassen sich Theorien weder in unabhängige Aussagen zerlegen noch von der empirischen Beobachtung trennen. Theorie und Erkenntnis sind vielmehr als ein zusammengehöriges System zu begreifen, das sich als solches an den Kriterien der kritischen Prüfung empirischer Aussagen orientiert, gleichzeitig aber nie den Anspruch erhebt, Wahrheiten zu produzieren, die unabhängig vom eigenen Paradigma sind.

lassen.<sup>35</sup> So kritisiert Latour, dass sogenannte „Soziologen des Sozialen die Worte ‚Gesellschaft‘, ‚Macht‘, ‚Struktur‘ oder ‚Kontext‘ aussprechen“ und damit „einen gewaltigen Sprung“ (2010, 43) vollziehen, der sich empirisch nicht rechtfertigen ließe. Diese Haltung gegenüber existierenden Ansätzen ist aus zwei Gründen wichtig: *Erstens* dient sie als produktive Irritation und sorgt dafür, dass man die Perspektiven und Erkenntnisse existierender Forschung nicht einfach auf neue Gegenstände überträgt. Um etwa dem besonderen Charakter der Wissenschaft gerecht zu werden, muss die Vorstellung von Gesellschaft überdacht und angepasst werden. Das gilt insbesondere für die Rolle wissenschaftlichen Wissens, das nicht mehr nur als abstrakte Reflexion verstanden werden darf, sondern auch hinsichtlich seiner performativen Wirkung ernst genommen werden muss. Dies leitet direkt zum *zweiten* Punkt über: Die Sozialwissenschaften, egal wie werturteilsfrei sie zu sein glauben, sind nie nur auf die Rolle des Beobachtens, Beschreibens und Erklärens beschränkt. Auch hier wird Erkenntnis „fabriziert“ (Knorr-Cetina 1991), die immer bereits in Wissensordnungen und politische Strategien eingebettet und für die Organisation sozialer Zusammenhänge konstitutiv ist.<sup>36</sup> Oder wie Siegfried Jäger es formuliert: „Wissenschaft ist immer schon politisch.“ (2012, 11)

Die aus dieser Einsicht resultierende selbstreflexive Grundhaltung sollte jedoch nicht dazu führen, dass sozialwissenschaftlichen Theorien insgesamt eine Absage erteilt wird. Ausgehend von der sozialen Bedingtheit des Wissens, ist es stattdessen besonders wichtig, die eigenen Annahmen zu konkretisieren und transparent zu machen. Tut man dies nicht, neigt man dazu, die Geschichten der Akteure im Feld nachzuerzählen; anstatt einer durch den soziologischen Blick geleiteten Erklärung erhält man eine detaillierte Beschreibung wissenschaftlicher Praxis aus Sicht der Protagonistinnen. Kulturelle Klassifikationen und kollektive

---

<sup>35</sup> Im Grunde geht es hier um etwas Ähnliches wie in der Debatte um das Verhältnis von Daten und Theorie in der Grounded Theory: Bedarf es einer allgemeinen Theorie, um die Auswahl und Analyse der Daten zu organisieren oder kann Erkenntnis automatisch aus den Daten ‚emergieren‘ (Glaser 1992; Kelle 2007)?

<sup>36</sup> Laut Callon und Latour handelt es sich zum Beispiel bei der Konzeption von Gesellschaft als normative Ordnung, versinnbildlicht durch die Figur des Leviathan, nicht um eine Beschreibung sozialer Wirklichkeit, sondern um ein Konstrukt, das neben den Theorien der Sozialwissenschaften vor allem der Sicht dominanter politischer Interessenvertreter entspricht (Callon & Latour, 1981).

Denkweisen treten in solchen Fällen hinter die ‚Macht der Dinge‘ zurück und die sozialwissenschaftliche Perspektive läuft Gefahr, durch naturwissenschaftliche Modelle ersetzt zu werden. Genau das passiert häufig, wenn Forscher in kleinteiligen Analysen mit dem oben diskutierten Anspruch der Symmetrie – also einer gleichzeitigen Berücksichtigung natürlicher und gesellschaftlicher Faktoren – an ihren Gegenstand herantreten und darüber die Bedeutung des sozialen Kontexts ausklammern. In dieser Arbeit wird mit dem Konzept des Diskurses daher bewusst eine klare Vorstellung sozialer Strukturierung ins Zentrum gerückt, die es erlaubt, Deutungskämpfe im Feld der Expertise zu untersuchen. Damit wird der Besonderheit abstrakten Wissens Rechnung getragen, die sich vor allem auf der Ebene von Texten symbolisch manifestiert.

Aus dieser theoretischen Entscheidung für ein Primat des Wissens ergibt sich die Anforderung einer offenen und flexiblen methodischen Strategie – denn der Forschungsgegenstand wird selbst erst schrittweise in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material konstruiert. Die daraus resultierende diskursanalytische Herangehensweise stelle ich in vier Schritten dar: Zu Beginn wird der Forschungsgegenstand, die Debatte um Burnout, als Untersuchung einer sozialen Problematisierung konkretisiert (Kapitel 3.1). Im zweiten Abschnitt geht es um die allgemeine methodologische Position (Kapitel 3.2), bevor dann das Forschungsdesign und der konkrete Ablauf des Forschungsprozesses erläutert werden (Kapitel 3.3). Vor diesem Hintergrund lässt sich das Vorgehen zusammenfassend als eine „Hermeneutik zweiter Ordnung“ (Diaz-Bone 1999) beschreiben (Kapitel 3.4).

### 3.1 Forschungsgegenstand Burnout: Die Debatte als Problematisierung

Ich versuchte von Anfang an, den Prozeß der ‚Problematisierung‘ zu analysieren – was heißt: Wie und warum bestimmte Dinge (Verhalten, Erscheinungen, Prozesse) zum *Problem* werden. Warum wurden zum Beispiel bestimmte Verhaltensformen als ‚Wahnsinn‘ gekennzeichnet und klassifiziert, während ähnliche Formen in einem bestimmten historischen Augenblick völlig vernachlässigt wurden [...]. (Foucault 1996, 178)

Als Ordnung des Denk- und Sagbaren bilden Diskurse den symbolischen Hintergrund, vor dem soziale Phänomene entstehen und wirksam werden. Typischerweise entfalten sie ihre Wirkung im Verborgenen: Sie repräsentieren das, was in der Gesellschaft als normal akzeptiert und vom Subjekt als gewohnt verinnerlicht ist. Das ändert sich, sobald bestimmte Themen als soziale Problematisierung in den Mittelpunkt öffentlicher Debatten rücken. Dann nämlich treten diskursive Praktiken zum Vorschein, die sonst eher latent wirken und sich der Beobachtung weitgehend entziehen. Die Debatte um Stress und Burnout bildet ein solches empirisches Einfallstor, da sich hier zentrale Akteurinnen zu einem Problemfeld positionieren und somit grundlegende Denkweisen ans Licht kommen. Wer über Burnout spricht, aktualisiert medizinische Kategorien, psychologische Theorien und alltägliche Vorstellungen zum individuellen Wohlbefinden. So verweist etwa die *Äußerung*, dass es sich bei Burnout um eine ‚Mode‘ und nicht um eine ‚echte‘ Krankheit handelt, auf psychiatrische Krankheitsbegriffe, die in medizinische Klassifikationssysteme eingebettet sind. Solch eine *Aussage*, verstanden als das sozial Typische einer Äußerung, bildet als Verallgemeinerung der diskursiven Praxis das „Atom des Diskurses“ (Foucault 1981, 117) und stellt die fundamentale Analyseeinheit der empirischen Arbeit dar.

Das Konzept des Diskurses lässt sich nun durch drei Merkmale in seiner Beziehung zur Aussage konkretisieren: Erstens besteht der Diskurs aus einer bestimmten Menge zusammengehöriger Aussagen; zweitens stehen diese Aussagen in spezifischen Beziehungen zueinander; und drittens existieren allgemeine Regelmäßigkeiten, die Wissensordnungen hervorbringen und sich durch die Analyse der diskursiven Praxis

sichtbar machen lassen. Das Ziel der Analyse besteht somit in der Rekonstruktion des *Diskurses*, verstanden als „individualisierte Gruppe von Aussagen“, der eine „regulierte Praxis“ (Foucault 1981, 116) zugrunde liegt. Die Untersuchung nimmt die „interne Formation von Diskursen“ (Parr 2008, 234) in den Blick, indem sie ein System von Aussagen identifiziert und deren Funktionsweise nachzeichnet.<sup>37</sup> In diesem Zusammenhang interessiert beispielweise, wie der Gegenstand Stress in Verbindung mit Begriffen wie Reiz, Reaktion und Anpassung seine Bedeutung gewinnt und im Rahmen von Bildern, Tabellen und anderen Darstellungsformen repräsentiert wird. Wichtig ist, dass der Diskurs nicht als Repräsentation objektiv existierender Tatsachen – hier der psychischen Erschöpfung – verstanden wird, sondern als ein Bündel sozialer Phänomene, das dieses Problem in seiner konkreten Erscheinungsform erst hervorbringt.

Neben den internen Formationsregeln ist die *Ordnung des Diskurses* immer auch von sozialen Institutionen geprägt, durch „die die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird“ (Foucault 2000, 11). Der Aufstieg der Wissenschaft und die damit verbundene „Entzauberung der Welt“ (Weber 1988a, 594) in der Moderne haben die soziale Organisation gesellschaftlicher Wahrheitsspiele dabei maßgeblich verändert: Wissenschaftliche Fachrichtungen, spezifische Forschungsmethoden und nicht zuletzt die Bildungsinstitutionen forcieren und kontrollieren heute gemeinsam einen „Willen zur Wahrheit“ (Foucault 2000, 15), der eben nicht nur durch die akademische Wissensproduktion, sondern auch durch deren gesellschaftliche Vermittlung bedingt ist. So findet etwa die Sozialfigur des Intellektuellen in einer ‚gelehrten Gesellschaft‘ ihr notwendiges Pendant, ohne das sie nicht existieren könnte. Solche Settings fördern den Diskurs, schränken ihn aber gleichzeitig auch ein, indem sie bestimmte Regeln einführen und

---

<sup>37</sup> Die hier konkretisierte Diskursanalyse im Anschluss an Foucault stellt *eine* spezifische Methodologie innerhalb eines breiten und stark differenzierten Forschungsfeldes dar, die in dieser Arbeit aufgrund der geteilten theoretischen Perspektive – insbesondere des Interesses an sozialen Problematisierungen und den ihnen zugrunde liegenden Wissensordnungen und Machtbeziehungen – gewählt wurde. Daneben sind vor allem linguistisch orientierte Ansätze von Bedeutung, die sich auf die qualitative und quantitative Untersuchung sprachlicher Strukturen konzentrieren. Darüber hinaus haben sich auch im Bereich der Kulturosoziologie spezifische Diskursverständnisse und Methoden etabliert, die jedoch meist von handlungstheoretischen Grundlagen ausgehen (Keller 2010, 97–177, 2011, 13–64; Keller et al. 2001; Ullrich 2008).

pflegen. Für diese Untersuchung besonders wichtig ist die Organisation von wissenschaftlichen Disziplinen, die einen „Bereich von Gegenständen, ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten“ (Foucault 2000, 22) beinhalten. Durch derartige Strukturen im Bereich der Medizin und Psychologie werden die Grenzen des Sagbaren abgesteckt, die zudem verhindern, „daß jedermann Zugang zu den Diskursen hat“ (Foucault 2000, 26).

Wie die obigen Ausführungen bereits deutlich machen, ist der Diskurs nicht nur in seiner Produktion, sondern auch bezüglich seiner Rezeption und Wirkung an soziale Praktiken jenseits des Wissens gekoppelt. Das zeigt sich in politischen Programmen, wie den Positionspapieren von Gewerkschaften ebenso wie in konkreten Handlungen, etwa im Falle ärztlicher Diagnosen. Auch Identitätsvorstellungen, die vor allem durch typische Leidenserfahrungen von Burnout-Betroffenen geprägt sind, orientieren sich zwangsläufig am diskursiv strukturierten Deutungshorizont. Mit dem Begriff des *Dispositiv*s, der die strategische Vereinigung von Diskursen, rechtlichen Regeln, architektonischen Einrichtungen, Handlungsweisen und vielem mehr benennt, wird diesem Zusammenhang theoretisch Rechnung getragen (Foucault 1978, 179f.). Von diesem Bild ausgehend, wird verständlich, warum manche den Diskurs als „eine Praxis des Denkens, Schreibens, Sprechens und auch Handelns“ (Parr 2008, 234) sehr weit fassen. Die Konsequenz dieser Einsicht lautet jedoch nicht zwangsläufig, die Analyse von Diskursen durch die von Organisationen, Interaktionen usw. zu ergänzen. Stattdessen lässt sich ein Primat des Wissens postulieren, das besagt, dass sich Diskurse in nicht-diskursive Praktiken einschreiben und somit alle Bereiche sozialer Realität strukturieren. Ein so verstandenes Forschungsprogramm konzentriert sich im Kern auf das Wissen – über die ‚Wahlverwandtschaft‘<sup>38</sup> zwischen

---

<sup>38</sup> Webers Begriff soll an dieser Stelle auf zwei Dinge verweisen (1988b, 83): *Erstens* verstehe ich Diskurse als Wissensordnungen, von denen aus nicht automatisch auf andere soziale Praktiken geschlossen werden kann. *Zweitens* gehe ich aber davon aus, dass es sich beim Wissen um einen fundamentalen Bestandteil jeder nicht-diskursiven Praxis handelt, weshalb auch Einblicke in diese Bereiche möglich sind. Bezüglich des damit verbundenen sozialtheoretischen Anspruchs der Diskursanalyse orientiere ich mich an der folgenden Einschätzung von Keller: „Die Wissenssoziologische Diskursanalyse steht also zwischen den Extremen eines marxistischen Ideologieverdachts, der bereits vor der Analyse die Interessengebundenheit und Funktionalisierung der Wissenszirkulation kennt, einerseits, eines

diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken wird jedoch postuliert, so auch Einblicke in weitreichendere soziale Zusammenhänge zu gewinnen.

Damit stellt sich natürlich noch die Frage der Angemessenheit dieser Annahme für die Beschreibung und Erklärung sozialer Realität: „Warum scheint die Analyse des *Sozialen* eine Analyse von *Diskursen* zu erfordern?“ (Keller et al. 2001, 8) Insbesondere der generelle Bedeutungsgewinn von Wissenschaft und Technik in allen gesellschaftlichen Bereichen, auf den unter anderem die Diagnose der „Wissensgesellschaft“ (Heidenreich 2003; Stehr 1994, 2001) und der Aufstieg akademischer Berufe im Bereich Expertentum (Konrad und Schumm 1999; Stehr und Grundmann 2010) hinweisen, unterstreicht die fundamentale soziale Bedeutung des Diskurses. Themenfelder, in denen man noch vor einigen Jahrzehnten vorwiegend Formen des offenen politischen Protests identifizieren konnte, werden heute zunehmend zu ‚Sachzwängen‘ erklärt. Das äußert sich auch in der Debatte um die arbeitsbedingte Erschöpfung, die nur selten zum Problem der Verteilung und Gerechtigkeit gemacht und stattdessen primär zum Gegenstand psychologischer Expertise erklärt wird. Vor diesem Hintergrund rückt die Diskursperspektive die symbolische Ordnung der Gesellschaft durch Expertise ins Zentrum sozialwissenschaftlichen Interesses. Mit Foucault lässt sich in diesem Zusammenhang gerade wissenschaftliches Wissen als Ort der Konzentration von Machtbeziehungen begreifen. Die Diskursanalyse ist also ein an der sozialen Organisation der Gegenwartsgesellschaft orientiertes Forschungsprogramm, das primär auf die Untersuchung von Wissensordnungen abzielt. Dies gilt nicht zuletzt deshalb, weil sich auf der Ebene von Texten relevante soziale Praktiken im Feld der Expertise objektivieren, die eine ganze Bandbreite gesellschaftlicher Prozesse beeinflussen.<sup>39</sup>

---

ethnethodologischen Verzichtspostulats andererseits, das nur gelten lässt, was in einer Interaktion, in einem konkreten Kommunikationsereignis getan und zum Thema wird. Sie entbindet damit nicht von der Verpflichtung zur sorgfältigen Rekonstruktion und Vorsicht gegenüber vorschnellen Pauschalenerklärungen für diskursive Prozesse. Zugleich wird darauf bestanden, dass Diskursforschung über entsprechende Generalisierungen und die Berücksichtigung ‚diskursexterner‘ Faktoren Beziehungen zur allgemeinen Soziologie herstellen muss, wenn sie vermeiden will, klassifikatorisch-beschreibend Diskursverlauf an Diskursverlauf zu reihen.“ (2010, 273)

<sup>39</sup> In diesem Sinne versteht auch Jäger die „Diskursanalyse als Herzstück der Dispositivanalyse“ (2012, 69).



Wie erläutert, dient die Problematisierung Burnout dabei als Zugang zum Untersuchungsfeld der psychischen Erschöpfung. *Problematisierungen* sind Bündel sozialer Phänomene, an denen sich Diskurse und politische Strategien manifestieren – als Orte der Verschränkung von Wissensformen „erscheinen sie als ein besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen“ (Foucault 1983, 103). Aus diskurstheoretischer Perspektive geht es daher weniger um die unterschiedlichen Akteure und ihre singuläre Deutung des Problems. Stattdessen gilt das Augenmerk der Suche nach Aussagesystemen, also den Bezügen und Verbindungen, denen die dort identifizierbaren Gegenstände, Begriffe und Argumentationsweisen zugrunde liegen. Nicht die Frage, ob jemand Burnout als Krankheit oder ‚Mode‘ versteht, ist von Interesse, sondern die geteilte strategische Intention.<sup>40</sup> Im Rahmen der Untersuchung werde ich zeigen, dass sich um den Gegenstand Burnout relativ klar strukturierte Diskurse formieren. Dazu ist es nötig, hinter die manifesten Äußerungen zu blicken und herauszuarbeiten, warum bestimmte Aussagen überhaupt möglich sind: Weshalb kann Arbeit zum Problem für die Psyche werden? Wie ist diese Problemdeutung an Vorstellungen guter Arbeit, des individuellen Wohlbefindens und der gesellschaftlichen Gesundheit gebunden? Wie wir sehen werden, spielen in diesem Zusammenhang die Psychologie, Medizin und Wirtschaftswissenschaften eine entscheidende Rolle. Diese Disziplinen haben es geschafft, ein diskursives Feld zu etablieren, in dem die Psyche gleichzeitig zum Ort des inneren Antriebs *und* der Erschöpfung erklärt wird.

---

<sup>40</sup> Diese Akzentverschiebung von der Position der Sprecherinnen zur Funktion von Aussagen im Diskurs wird in Foucaults Einordnung der Repressionshypothese in seiner Untersuchung zur Sexualität besonders deutlich: „Ich möchte mir nicht nur diese Diskurse von allen Seiten ansehen, sondern auch den Willen, der sie trägt und die strategische Intention, die ihnen zugrunde liegt. Die Frage, die ich stellen möchte, lautet nicht: weshalb werden wir unterdrückt? sondern: weshalb sagen wir mit solcher Leidenschaft, mit solchem Groll gegen unsere jüngste Vergangenheit, gegen unsere Gegenwart und gegen uns selbst, daß wir unterdrückt werden?“ (Foucault 1983, 16) Foucault begreift die Aussage der Unterdrückung nicht als unabhängige Kritik, sondern als Bestandteil einer „Diskursivierung“ des Sexes“ (1983, 19). Sie sei „Zeichen einer Logik der Begierde oder des Begehrens“; durch sie wird die Sexualität zum „Universalschlüssel, wenn es darum geht zu wissen, wer wir sind“ (Foucault 1983, 80). Erst das Dispositiv der Sexualität ermöglicht die Artikulation individueller Lust und deren Ausbreitung in alle Lebensbereiche und bringt damit den Ruf nach sexueller Freizügigkeit und die bürgerlichen Ängste vor deren Gefahren gleichermaßen hervor.

Gleichzeitig handelt es sich bei Burnout um ein umkämpftes Phänomen, dessen Deutung gewisse Unterschiede aufweist. Die Theorie der *reflexiven Moderne* hat uns dafür sensibilisiert, dass Expertise nicht als ein Top-down Phänomen verstanden werden darf, die Wissenschaft die Geschicke der Gesellschaft also nicht einfach im Sinne einer Technokratie beherrscht (Beck und Bonß 2001; Beck und Lau 2004; Giddens 1999). Der Begriff der Reflexivität weist auf die Widerstände und Konflikte hin, die Möglichkeiten für Akteurinnen eröffnen, sich Expertenwissens zu bemächtigen, es zu kritisieren und damit selbst Teil der Debatte zu werden. Im Unterschied zu Arbeiten, die sich ganz auf die Ausbreitung homogener Regierungsweisen – etwa eines unternehmerischen Ethos – konzentrieren, geht es in dieser Untersuchung stärker um derartige Brüche, Konflikte und Veränderungen.<sup>41</sup> Wie im letzten Kapitel dargestellt wurde, ist für die Berücksichtigung unterschiedlicher Kontexte ein zusätzlicher theoretischer Zugang erforderlich. Im *Feld der Expertise*, so die theoretische Überlegung, werden Diskurse durch institutionelle Bedingungen auf je spezifische Weise aktualisiert. Die Art der Problematisierung unterscheidet sich vor allem zwischen Expertengruppen, Betroffenen und anderen Interessenvertretern aus Politik und Wirtschaft. Für Betroffene und interessierte Laien ist Burnout beispielsweise vor allem ein Thema der Selbsthilfe und eine Frage der persönlichen Verantwortung. Um dies zu berücksichtigen und gleichzeitig zu zeigen, wie sich jenseits dieser spezifischen Deutungsweisen allgemein geteilte Dispositive und

---

<sup>41</sup> Foucault argumentiert etwa, dass sich das Dispositiv der Sexualität, ausgehend von philosophischen, religiösen und literarischen Vorläufern, über die Humanwissenschaft – insbesondere die Psychologie – bis in den modernen Staat hinein ausbreitet und so alle Winkel der Gesellschaft bis hin zur persönlichen „Sorge um sich“ durchdringt (1983, 1986a, 1986b). Seine Untersuchung scheint auf einen imaginären Punkt zuzulaufen, in der eine spezifische Wissensform und Regierungstechnik ihre Macht entfaltet. Gleiches gilt für die Diagnose der „Formierung der Disziplinargesellschaft“ (Foucault 1999, 279), die weit über die Gefängnismauern hinausreicht. Als methodisches Hilfsmittel dient dabei stets ein grober historischer Vergleich, vor dessen Hintergrund der Aufstieg der neuen Ordnung illustriert wird. Ulrich Bröckling geht diesen Weg noch konsequenter, indem er auf die historisch vergleichende Perspektive Foucaults verzichtet. Er „untersucht ein Subjektivierungsmodell in dem sich (...) eine Vielzahl gegenwärtiger Regierungs- und Selbstregulierungspraktiken verdichten: das unternehmerische Selbst.“ (Bröckling 2007, 45) Im Unterschied dazu nehme ich die Bedeutung der Differenzierung von Wissensformen und Regierungsweisen stärker in den Blick, um so die Orte der Machtkonzentration und die Ausgangspunkte sozialer Veränderung noch deutlicher sichtbar zu machen.

Regierungstechniken etablieren, bedarf es eines besonderen Blicks auf das Material, der nun genauer erläutert wird.

### **3.2 Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault: Interpretative Analytik**

Mein Diskurs ist selbstverständlich der Diskurs eines Intellektuellen und funktioniert als solcher in bestehenden Machtnetzen. [...] Alle meine Bücher, sei es ‚Wahnsinn und Gesellschaft‘ oder dieses da, sind, wenn Sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtsysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, einschließlich vielleicht derjenigen Machtsysteme, aus denen diese meine Bücher hervorgegangen sind – nun gut, umso besser. (Foucault 1976, 53)

Wie schon betont, verstehe ich die kontrollierte Selbstreflexion als einen der wichtigsten Eckpfeiler sozialwissenschaftlicher Forschung – gerade im Rahmen der Dekonstruktion verfestigter Denksysteme. Nun ist der Bezug zu Foucault in Fragen der Methodologie stets etwas schwierig, denn es ist umstritten, ob ein solch kohärentes System von Annahmen in seinem Werk überhaupt existiert (Bublitz et al. 1999). Das obige Zitat macht jedoch deutlich, dass die Idee eines epistemologischen Bruchs mit etablierten Paradigmen im Zentrum des Foucaultschen Ansatzes und einer an ihn anschließenden Analyse steht: Um die Hegemonie bestehender Denkweisen „zu demontieren oder zu sprengen“ (s.o.), soll man selektiv von seinen Werkzeugen Gebrauch machen, keinesfalls aber einen Diskurs dogmatisch fortschreiben. Dies verweist auf die kritische Distanz zur positivistischen Wissenschaftstradition, die eine Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault auszeichnet – aus objektiven Wahrheiten werden kontextgebundene Wissensbestände, deren soziale Entstehungsbedingungen in den Vordergrund rücken. Vor diesem Hintergrund lässt sich Foucaults Kommentar als Aufforderung lesen, gerade herrschende Lehrmeinungen hinsichtlich ihrer Verschränkung mit alltäglichen, politischen und ökonomischen Praktiken zu befragen: Dort konzentrieren sich nämlich die gesellschaftlichen Machtmechanismen, deren „Evidenzen und Universalien“ (Foucault 1978, 198) es zu untersuchen und kritisieren gilt.

Foucault reflektiert hier außerdem die eigene Position als Intellektueller und macht deutlich, dass er ebenfalls Teil der untersuchten Wahrheitsspiele ist. Er sieht also durchaus die Gefahr, selbst den Platz eines Autors einzunehmen, der „als Prinzip der Gruppierung von Diskursen“ (Foucault 2000, 20) fungiert, Aufmerksamkeit konzentriert und so Macht ausübt. Diese Selbsteinschätzung ist keinesfalls aus der Luft gegriffen, denn gerade in der Anti-Psychiatrie lässt sich ein deutlicher Einfluss Foucaults konstatieren (Bracken und Thomas 2010). Darüber hinaus muss berücksichtigt werden, dass der ‚Autor Foucault‘ Teil einer staatlich-intellektuellen Tradition war, die das Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Theorie und sozialer Praxis auch aufgrund ihrer eigenen herausgehobenen Stellung innerhalb der französischen Gesellschaft ins Zentrum rückte (Angermüller 2007; Neubauer 2017; Hirschfeld und Gengnagel 2017). Foucault mahnt daher zu Recht, auch seine Ideen nicht als ein zusammengehöriges Dogma zu verstehen. In diesem Zusammenhang verstehe ich den Verweis auf die ‚Werkzeugkiste‘ als Aufforderung, die eigene Position in einem engen Dialog mit dem Forschungsgegenstand zu entwickeln: Die theoretischen und methodischen Überlegungen sind kein starres Analyseinstrument, sie bilden vielmehr eine flexible Heuristik, mit der ich mich dem Material nähere.

Diese epistemologische Sichtweise hat Konsequenzen für den Geltungsanspruch empirischer Erkenntnisse: Er misst sich nicht an irgendeinem Standard universeller Wahrheit, sondern an den Kriterien der Validität, intersubjektiven Nachprüfbarkeit und Plausibilität vor dem Hintergrund der hier formulierten Perspektive. Daraus resultiert die Pflicht, die theoretische und methodologische Position explizit zu machen, von der aus dann eine Diagnose und Kritik sozialer Zusammenhänge möglich ist. Foucault selbst scheint demgegenüber manchmal von einer autonomen Forschungspraxis zu träumen, etwa wenn er davon spricht, „ein glücklicher Positivist“ (1981, 182) zu sein.<sup>42</sup> Hier ist das von Bourdieu entworfene Bild eines „kollektiven Intellektuellen“ (1991, 61), das die soziale Bedingtheit jeder Erkenntnis verdeutlicht, wesentlich

---

<sup>42</sup> Diese Haltung findet man auch in der Antrittsvorlesung *Die Ordnung der Dinge* am Collège de France, in der Foucault gleich zu Beginn sein Unbehagen bezüglich der eigenen Sprecherposition zum Ausdruck bringt (1971, 9–10). Anstatt seine herausgehobene Stellung im intellektuellen Feld Frankreichs jedoch zu reflektieren, zieht er es vor, sie mit nebulösen Formulierungen zu verschleiern.

angemessener. Die naive Hoffnung auf Freiheit wird durch die Vorstellung einer relativen Autonomie ersetzt, die sich stets aus einem anderen Blickwinkel eröffnet: Anstatt der „Seinsgebundenheit des Wissens“ (Mannheim 1985) durch eine Ablehnung methodischer Regeln entgegen zu wollen, muss der eigene Standort daher klar formuliert und in Prozessen der Selbstreflexion immer wieder kritisch in Frage gestellt werden (Bourdieu und Wacquant 1996).<sup>43</sup>

Bei der Untersuchung der psychischen Erschöpfung geht es um die Identifikation diskursiver Regelmäßigkeiten bzw. Strukturen, was stets einen interpretativen Zugang zu den Texten, also deren Einordnung vor dem Hintergrund der theoretischen Annahmen voraussetzt. Das methodologische Programm, an das ich im Folgenden anschließe, kreist dementsprechend um die *interpretative Analytik* (Dreyfus und Rabinow 1982), ein Konzept, das den Forschungsprozess als theoriegeleitete Deutungsarbeit betrachtet (Diaz-Bone 2005, 2006a; Keller 2005). Die Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault wird dabei als Ergebnis einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus und der Hermeneutik verstanden. Zuerst will ich das Verhältnis zum *Strukturalismus* genauer in den Blick nehmen: Der in dieser Denktradition typischen Vorstellung universeller sozialer Phänomene, etwa der des Gabentauschs als gesellschaftliche Tiefenstruktur (Lévi-Strauss 1992), wird im Foucaultschen Universum eine klare Abgabe erteilt; Gleiches gilt für Modelle sozialer Evolution – im französischen Kontext u.a. durch Durkheim (1992) und dessen Studie zur Arbeitsteilung prominent repräsentiert. Damit wird der objektive Standpunkt der Wissenschaft zurückgewiesen, an deren Stelle die Analyse von Wahrheitsspielen tritt. Aus einer marxistischen Perspektive lässt sich beispielsweise sehr plausibel argumentieren, dass es sich bei Burnout um das Ergebnis des Grundkonflikts zwischen Kapital und Arbeit handelt: In der

---

<sup>43</sup> In diesem Sinne lese ich Foucaults Verständnis von Kritik als *relativ* autonome Reflexion und Intervention: „Wie ist es möglich, dass man nicht derartig, im Namen dieser Prinzipien da, zu solchen Zwecken und mit solchen Verfahren regiert wird - dass man nicht so und nicht dafür und nicht von denen da regiert wird?“ (Foucault 1992, 11–12) Der Preis den man für diese Freiheit vom Alltagsdenken zahlt, ist die Unterwerfung unter einen „scholastischen Blick“ (Bourdieu 2001). Dabei unterscheidet sich die hier vertretene Position auch von der Bourdieus, der davon ausgeht, dass die Reflexion des eigenen sozialen Standorts letztendlich zumindest eine Annäherung an objektive Wahrheiten ermöglicht (Langenohl 2009).

Dienstleistungsökonomie werde statt dem Körper der Geist ausgebeutet und das führe zum Anstieg psychischer Überlastungserscheinungen. Grundlage dieser Aussage ist jedoch die Annahme der Gültigkeit eines dialektischen Verhältnisses von Kapital und Arbeit als treibende Kraft der Geschichte.

Wenn ich im Anschluss an Foucault von einer „Geschichte der Gegenwart“<sup>44</sup> (1999, 43) spreche, will ich die entgegengesetzte Sichtweise stark machen. Anstatt eines objektiv fassbaren Phänomens, handelt es sich bei Burnout um eine soziale Problematisierung, die nur unter spezifischen historischen Konstellationen möglich ist. An die Stelle einer sozialen Ontologie, die a priori Antworten bezüglich der Existenz sozialer Phänomene liefert, tritt das Interesse an der Konstitution der ihnen zugrunde liegenden diskursiven Praktiken. In Abgrenzung zum Strukturalismus wird der Diskurs dabei als historisch spezifisches und veränderbares Gebilde verstanden, das nicht als abstrakte Entität existiert, sondern erst durch soziale Praktiken hervorgebracht wird.<sup>45</sup> Die *Analytik* widmet sich der Aufgabe, diese Praktiken in Form unterschiedlicher Aussagen zu isolieren und sie gleichzeitig in ihrer Zusammensetzung als relationales System zu erfassen. Ziel der Analytik ist die Rekonstruktion allgemeiner Regeln, auf die sich ausgehend von den vorgefundenen Aussagen und deren Beziehungen schließen lässt. Auch wenn der Traum einer objektiven Vermessung von Diskursen in diesem Zusammenhang verlockend erscheint, muss man daran erinnern, dass Daten auch in diesem Forschungsfeld nicht für sich sprechen. Kellers Hinweis auf die „Unhintergebarkeit von Interpretationsarbeit“ (2001, 117) bringt das treffend auf den Punkt: Jeder empirischen Beobachtung und theoretischen

---

<sup>44</sup> Das Interesse an der historischen Genese sozialer Phänomene wird häufig mit den späteren Arbeiten Foucaults in Verbindung gebracht und mit dem Label der ‚Genealogie‘ versehen (Dreyfus und Rabinow 1982, 118ff; Garland 2014). Die beiden zentralen Veränderungen gegenüber der Archäologie sind ein stärkerer Fokus auf die Ursachen sozialer Wandlungsprozesse und nicht-diskursive Praktiken. Durch die vorgenommene historische Rekonstruktion der Problematisierung Burnout und die Berücksichtigung relevanter Kontextbedingungen orientiert sich auch diese Analyse am Forschungsprogramm der Genealogie.

<sup>45</sup> In diesem Zusammenhang ist das Bild des wechselseitigen Bedingungs Zusammenhangs von Struktur und Praxis hilfreich. Anthony Giddens (1984) begriff Handlung einerseits als Realisierung struktureller Regelmäßigkeiten, andererseits ist die konkrete Situation nie vollständig durch diese Strukturmuster determiniert. Bourdieus bekannte Formel des „Habitus als strukturierende und strukturierte Struktur“ (Bourdieu und Wacquant 1996, 173) trägt der aktiven Rolle sozialer Praxis ebenfalls Rechnung.

Verallgemeinerung liegen Deutungsprozesse zugrunde, die zwar nicht ausgeschaltet zumindest aber methodisch kontrolliert werden können.<sup>46</sup>

Die Besonderheit der Interpretationsarbeit im Rahmen einer Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault lässt sich an dessen Auseinandersetzung mit der *Hermeneutik* verdeutlichen; ähnlich wie im Falle des Strukturalismus muss dieses Verhältnis differenziert betrachtet werden. Die grundlegende Kritik an der Hermeneutik richtet sich gegen universelle Subjektvorstellung, wie sie insbesondere die Humanwissenschaften – etwa die Psychologie, Medizin und Pädagogik – beinhalten, die laut Foucault zentrale Instanzen der Disziplingesellschaft darstellen.<sup>47</sup> Aus diskursanalytischer Perspektive handelt es sich bei den hermeneutischen Methoden dieser Fächer selbst um Techniken der Subjektivierung, die bestimmte Menschenbilder hervorbringen und daraus resultierende normative Anforderungen formulieren. Aus diesem Grund sind neben den Humanwissenschaften, die anstelle des Sozialen die Eigenschaften und Merkmale des Individuums in den Mittelpunkt rücken, auch subjektzentrierte soziologische Ansätze – insbesondere handlungstheoretische Traditionen – klar von der diskursanalytischen Sichtweise zu unterscheiden. Die diskursive Praxis, so die Annahme, ist nicht an das Individuum und dessen Lebenswelt gebunden, sie reicht stattdessen weit darüber hinaus. Vor diesem Hintergrund heißt *Interpretation* immer historische Deutung (Dreyfus und Rabinow 1982, 120), denn es geht darum, die soziale Funktion einer Aussage zu erfassen, indem sie als Teil eines Sinnsystems rekonstruiert wird. Die damit einhergehende Deutungsarbeit orientiert sich

---

<sup>46</sup> Foucaults flapsiger Ausspruch, „ein glücklicher Positivist“ (1981, 182) zu sein, erscheint vor diesem Hintergrund wesentlich plausibler. Auf der einen Seite wird die Wissenschaft als Ort sozialer Institutionen und Machwirkungen begriffen, die es zu dekonstruieren gilt. Dieses Unterfangen wird jedoch als ein geordneter wissenschaftlicher Prozess verstanden, bei dem klare Annahmen bezüglich der Beschaffenheit des Phänomenbereichs zu treffen sind.

<sup>47</sup> Problematisch ist hier gerade die vorgenommene Festschreibung des Subjekts, dem per se diese oder jene Eigenschaft zugesprochen wird. Foucault hat diesen Prozess und die Rolle der Wissenschaften besonders deutlich am Beispiel der Sexualität herausgearbeitet. Das Aufkommen der Vorstellung von Sexualität basiert demnach auf einer „Lust-Macht“, die bereits in antiken und christlichen Praktiken, etwa dem Geständnis, ihre Vorläufer hat (Foucault 1986a, 1986b). Doch erst die Etablierung einer positiven Wissenschaft zur Erforschung menschlicher Triebe – die Psychologie – und die Entstehung des modernen Staates transformieren die Lust in das zentrale Moment subjektiver Identität und politischer Macht (Foucault 1983).

einerseits an der Oberfläche: Sie ist nicht an einer Wahrheit jenseits des Textes interessiert, sondern daran, wie Wissen auf der Ebene diskursiver Praxis produziert und institutionalisiert wird. Andererseits muss man jedoch berücksichtigen, dass die Identifikation typischer Aussagen und sozialer Regelmäßigkeiten immer Interpretationsarbeit beinhaltet. Davor schützt auch keine standardisierte Methode, da sie das Problem lediglich in den Bereich der technischen Verarbeitung von Texten verschiebt. Die methodologische Position der interpretativen Analytik betont diese unauflösbare Verbindung empirischer Beobachtung und verstehender Deutung.

### 3.3 Methodisches Vorgehen: Untersuchungsphasen im Überblick

Die interpretative Analytik beansprucht, eine systematische Analyse zu sein, gleichzeitig ist sie eine zirkuläre Rekonstruktion ohne sicheren Grund: sie nimmt die Rekonstruktion der Grundlogik im Material auf und vergewissert sich der Zwischenstände am selben Material; keine deduktive Thesenprüfung, keine Induktion sondern ein *fitting-Prozess*, der immer wieder die Zwischenresultate zu korrigieren bereit ist. (Diaz-Bone 2006a, 79)

Bei der Diskursanalyse handelt es sich notwendigerweise um einen nicht-linearen Prozess: Theoretisch motivierte Fragestellungen werden an das Material herangetragen und so erste Hypothesen generiert. Im Anschluss daran werden diese Vermutungen wieder mit den Daten konfrontiert und gegebenenfalls angepasst; dabei finden häufig auch Ergänzungen des empirischen Materials und Veränderungen der Fragestellung statt. Jenseits der starren Zweiteilung einer deduktiven Theorieformulierung und deren induktiver Überprüfung geht es darum, an den Daten gleichermaßen Hypothesen aufzustellen und zu testen. Dieses iterative Hin und Her zwischen Theoriebildung und Analyse hat die *Grounded Theory* systematisch ausgearbeitet (Strauss 1998; Strauss und Corbin 1996), die in dieser Hinsicht wichtige Elemente zum methodischen Vorgehen der Diskursanalyse beisteuert (Diaz-Bone 1999; Keller 2011). Gleichzeitig gilt es jedoch zu beachten, dass die *Grounded Theory*, wie viele andere



qualitative Analyseverfahren, von Theorien sozialen Handelns und interaktionistischen Ansätzen ausgehend entwickelt wurde. Aus diesem Grund kann man sich nicht einfach beliebig dieser Werkzeuge bedienen, sondern muss sie systematisch an die diskursanalytische Perspektive anpassen.<sup>48</sup>

Aufgrund der Zirkularität der Analyse macht es wenig Sinn, von einer klaren Abfolge bestimmter Schritte auszugehen. Es lassen sich jedoch einzelne Phasen benennen, die die Arbeit anleiten und denen je nach Stand der Untersuchung mehr oder weniger Gewicht zukommt. Diese reichen von der Theorieformierung, einer ersten Sondierung des Untersuchungsfeldes, der historischen Einbettung, über die Erstellung des Korpus, die Analyse des Materials bis hin zur allgemeinen Interpretation und Darstellung der Ergebnisse:<sup>49</sup>

- (1) Theorieformierung
- (2) Sondierung des Untersuchungsfeldes
- (3) Historische Rekonstruktion
- (4) Korpuserstellung
- (5) Oberflächenanalyse
- (6) Feinanalyse I: Dekonstruktion und Rekonstruktion der Problematisierungen
- (7) Feinanalyse II: Dekonstruktion und Rekonstruktion weiterer diskursiver Beziehungen
- (8) Rückbezug und Ergebnisaufbereitung

---

<sup>48</sup> Der größte Unterschied zu anderen Ansätzen der qualitativen Sozialforschung besteht in der Annahme, dass sich diskursive Strukturen erst in Verweisungszusammenhängen manifestieren, die über den jeweils analysierten Text hinausreichen. Dementsprechend spielen die auf Basis der Aussagen gebildeten Kategorien in der diskursanalytischen Interpretation im Vergleich zur Grounded Theory eine untergeordnete Rolle (Diaz-Bone und Schneider 2004). Das unterscheidet die Diskursanalyse ‚nach‘ Foucault auch von inhaltsanalytischen Herangehensweisen, bei denen die gebildeten Kategorien meist direkt als gesellschaftliche Werte und Normen interpretiert werden (Ferree et al. 2002; Gerhards 2003).

<sup>49</sup> Im Vergleich zu anderen qualitativen Verfahren sind Darstellungen des konkreten methodischen Vorgehens im Bereich der Diskursanalyse rar gesät. Die Gründe hierfür sind einerseits die besondere Abhängigkeit von der Beschaffenheit des ‚natürlichen‘ Materials, von Daten also, die nicht selbst erhoben werden und sich so einem standardisierten Vorgehen entziehen. Andererseits hängt dies mit einer stärker theoretisch ausgerichteten Rezeption des Foucaultschen Werks zusammen. Die hier skizzierten Analyseschritte orientieren sich an Vorschlägen von Diaz-Bone (2006b) und Keller (2011, 83–112).

Im Folgenden werde ich die unterschiedlichen Schritte im Rahmen dieser Arbeit konkretisieren, um einen allgemeinen Einblick in die Vorgehensweise zu geben, vor deren Hintergrund die Ergebnisse entstanden sind. Obwohl es sich bei der Darstellung der Theoriearbeit und Sondierungsphase innerhalb des Textes um einen Rückblick handelt und die weiteren Arbeitsphasen erst in den anschließenden Kapiteln erfolgen, wird die gesamte Untersuchung als abgeschlossener Prozess dargestellt und dementsprechend in Vergangenheitsform beschrieben: Den Ergebnissen der (1) *Theorieformierung* widmet sich das zweite Kapitel ausführlich, weshalb an dieser Stelle nur einige grundlegenden Überlegungen aufgegriffen werden: Im Anschluss an die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) wurde von einem erweiterten Begriff des Sozialen ausgegangen, der die konstitutive Bedeutung wissenschaftlicher Begriffe, Objekte und Techniken und deren performative Qualität berücksichtigt (Callon 1998; Latour 2010). Die daraus resultierende Perspektive wurde mithilfe der Diskurstheorie Foucaults konkretisiert (1981, 2000): Die psychische Erschöpfung kann nun als soziale Problematisierung verstanden werden, die als System von Aussagen organisiert ist. Die Vorstellung eines symbolischen Raums, in dem sich unterschiedliche diskursive Praktiken identifizieren lassen, bildete den Ausgangspunkt der Untersuchung. Die dort zu rekonstruierenden Aussagesysteme, so die Annahme, folgen Regelstrukturen, die das Erscheinen bestimmter Äußerungen ermöglichen. Die Untersuchung bringt dabei einen starken Diskursbegriff in Anschlag: Durch ihre soziale Materialität prägen Diskurse andere soziale Praktiken und sind Bestandteil politischer Programme und gesellschaftlicher Identitätsvorstellungen.<sup>50</sup> Im Anschluss daran stellte sich die Frage, welche diskursiven Formationen in diesem Problemfeld dominieren und auf welche Machtverhältnisse und Subjekttechniken sie verweisen. Auf eine knappe Formel zugespitzt: *Wie wird im Problemfeld der Arbeit und psychischen Gesundheit regiert?*

Von dieser Perspektive ausgehend wurde mit dem *Feld der Expertise* ein Modell bezüglich der sozialen Positionierung von

---

<sup>50</sup> Medizinische Klassifikationssysteme beispielsweise sind Ausgangspunkt nationaler und internationaler Krankheitsdefinitionen; dadurch kann die Ärzteschaft ihre Diagnosepraxis an diesen Konzepten orientieren und systematisch intervenieren. Auf der Ebene des Subjekts strukturiert die medizinische Diagnose soziale Identitäten – egal ob sie als Problemdeutung anerkannt, abgelehnt oder umgedeutet wird.

Expertengruppen entwickelt. Entgegen der professionssoziologischen Sichtweise lässt sich die Deutungshoheit demnach nicht allein durch formal-rechtliche Hierarchien und Wissensmonopole erklären. Expertise muss gleichzeitig in Bereiche konkreter Problembearbeitung diffundieren und dort als soziale Praxis etabliert werden. Darüber hinaus müssen Laien, insbesondere die Betroffenen selbst, in den Prozess der Problemdefinition eingeschrieben sein. Durch die Unterscheidung zwischen abstrakten Wissensbeständen und praktischen Tätigkeiten auf der einen und der Monopolisierung von Expertise und deren breiter Verfügbarkeit auf der anderen Seite ergeben sich insgesamt vier Bereiche im Feld der Expertise (vgl. Abbildung 1 und 2 in Kapitel 2). Mit der Konstruktion dieser unterschiedlichen Bereiche wird berücksichtigt, dass der Status von Expertinnen stets im Verhältnis zum Laien und anderen Interessenvertretern zu denken ist, die aktiv in die Produktion von Problemdeutungen und Interventionsstrategien eingebunden sind. Auf Grundlage der hier angelegten diskurs- und machttheoretischen Perspektive gehe ich davon aus, dass diejenigen Experten das Feld dominieren, die in der Lage sind, eine Position zwischen diesen unterschiedlichen symbolischen Ökonomien zu besetzen.

Im Prozess der (2) *Sondierung*, der alle Arbeitsschritte der Studie prägt, ohne im Text entsprechend sichtbar zu sein, wurde nach einer empirischen Operationalisierung der psychischen Erschöpfung Ausschau gehalten. In diesem Bereich stößt man auf eine Vielzahl von Begriffen wie Stress, Burnout, Anpassungsstörung, chronisches Erschöpfungssyndrom oder Depression. Jeder einzelne von ihnen eröffnet einen neuen symbolischen Raum und erhöht damit die Komplexität der Analyse. Daher wurde eines dieser Phänomene ins Zentrum gerückt, von dem aus die *Regierung von Arbeit und Psyche* rekonstruiert wurde. Die Wahl fiel auf das sogenannte Burnout-Syndrom, da sich mit dem Auftauchen dieses Begriffs in der medialen Debatte in Deutschland ab 2010 interessante Kontroversen offenbaren. Das Konzept Burnout bewegt sich zwischen zwei Denkweisen, die sich, stark vereinfacht, mit der Unterscheidung zwischen Krankheit und Gesundheit fassen lassen. Während der Begriff Stress um Faktoren zur psychischen Gesundheitsförderung kreist, handelt es sich bei der Depression sozusagen um den paradigmatischen Kern psychiatrischer Krankheitsvorstellungen. Burnout scheint demgegenüber

in vielerlei Hinsicht ein Hybrid zu sein, das beide Welten verbindet und gleichermaßen andere Elemente ins Spiel bringt. Als eine Sprache für arbeitsbedingte psychische Leiden verweist die Problematisierung Burnout auf einen neuen Umgang mit beruflichen Krisen, die sich zunehmend auf Ebene des Subjekts niederschlagen.

Durch den Fokus auf Burnout wird nicht nur erkennbar, wie neue Formen der Expertise in diesem Problemfeld entstehen, sondern auch, welche Rolle etablierte Professionen, insbesondere die Medizin, in diesem Zusammenhang spielen. Die Sondierung des Untersuchungsfeldes zeigte, dass insgesamt vor allem zwei – miteinander verbundene – diskursive Räume relevant sind: Erstens lässt sich ab den 1970er Jahren eine Burnout-Forschung identifizieren, die ihren Ursprung im Bereich der sozialen Arbeit hat, sich dann aber schnell innerhalb der angewandten Psychologie ausbreitet und zu einem bedeutenden internationalen Forschungsfeld avanciert. Zweitens stößt man ab dem Jahr 2010 auf eine breite öffentliche Debatte in Deutschland, die um den Anstieg psychisch bedingter Arbeitsausfälle kreist und die Begriffe Stress und Burnout ins Zentrum der Problematisierung rückt. Innerhalb *des wissenschaftlichen Diskurses* wurde analysiert, welche Disziplinen, Autorinnen, Begriffe und Theorien Burnout strukturieren und damit die grundlegenden Kategorien zur Regierung von Arbeit und Psyche produzieren. Die Untersuchung *der öffentlichen Auseinandersetzung* erlaubte es im Anschluss daran, die weitreichendere soziale und politische Einbettung des Phänomens im Feld der Expertise in den Blick zu nehmen.

Im Rahmen der Sondierung wurde außerdem deutlich, dass eine (3) *historische Rekonstruktion* der Arbeits- und Wirtschaftspsychologie für eine genealogische Herangehensweise, die nicht nur Diskurse zu einem bestimmten Zeitpunkt beschreiben, sondern sie in ihrer Entstehung und Entwicklung verstehen will, unbedingt nötig ist. Im gegenwärtigen Feld der Expertise überlagern sich unterschiedliche Diskurse, die erst vor dem Hintergrund dieser historischen Bezugspunkte verständlich werden. Zur Nachzeichnung der Genese der Problematisierung in dieser Subdisziplin wurde weitestgehend auf bestehende Forschung zurückgegriffen – punktuell ergänzt durch eigene Analysen bestimmter Schlüsseltexte. Als Material dienten auf der einen Seite historische und sozialwissenschaftliche Arbeiten, auf der anderen Seite aber auch die Geschichtsschreibung des

Fachs. Diese wurde mit Blick auf das gängigen Narrativ des Fortschritts jedoch häufig auch selbst als Bestandteil des psychologischen Diskurses interpretiert. Der untersuchte Zeitraum erstreckte sich vom Ende des 19. Jahrhunderts, in der sich die Psychologie als eigene Disziplin im Hochschulsystem etabliert, bis in die 1960er Jahre. An diesem Punkt wurde der Faden durch die Analyse von Stress und Burnout innerhalb der Wirtschaftspsychologie wieder aufgenommen.

Bei der Erstellung des *Datenkorpus* (4) wurden die Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge der beiden im Rahmen der Sondierung identifizierten symbolischen Arenen berücksichtigt. Die Genese und Veränderung des *wissenschaftlichen Diskurses* wurde durch eine Auswahl der innerhalb der scientific community relevantesten Artikel erfasst.<sup>51</sup> Der *öffentliche Diskurs* wurde durch ein zweites Textkorpus auf Basis der medialen Berichterstattung zum Themenfeld arbeitsbedingter Erschöpfung rekonstruiert. Den ersten Anlaufpunkt bildeten ausführliche Artikel – meist Titelgeschichten – in Wochenzeitungen wie *Der Spiegel*. Von dort ausgehend wurden die relevanten Texte identifiziert und Schritt für Schritt ein Datenkorpus erstellt, der vom Beginn der Debatte im Jahr 2010 bis 2017 reicht. Die Auswahl der Texte orientierte sich dabei *nicht* am Versuch, das massenmediale Meinungsspektrum möglichst repräsentativ abzudecken. Der Idee des *theoretical samplings* (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008; Strauss 1998, 70ff.; Strauss und Corbin 1996, 148–217) folgend wurde auf einen vorab festgelegten Auswahlplan verzichtet und stattdessen nach und nach ein Textkorpus entlang der theoretischen Überlegungen und der am Material generierten Einsichten entwickelt. Um die unterschiedlichen Bereiche im Feld der Expertise zu berücksichtigen, sind neben Zeitungsartikeln weitere Dokumentarten in die Analyse eingeflossen. Dabei handelt es sich unter anderem um Berichte relevanter Expertengruppen, Stellungnahmen von Gewerkschaften sowie ausgewählte Texte der Ratgeber- bzw. Selbsthilfeliteratur.

Die jeweiligen Textgattungen repräsentieren einerseits die Nähe und Distanz zu bestimmten Polen im Feld der Expertise: So wird beispielsweise ein wirkmächtiger Strang der professionellen

---

<sup>51</sup> Zur Selektion dienten dabei Daten des ‚Web of Science‘, von ‚Google Scholar‘ sowie Überblicksartikel aus dem Forschungsbereich.

Problematisierung von Burnout durch einschlägige Publikationen im *Deutschen Ärzteblatt* erfasst. Dabei geht es andererseits um Gemeinsamkeiten und Verbindungen, die dort sichtbar werden. Denn, so die These, nur durch die erfolgreiche „Übersetzung“ (Callon 1986) medizinischer Kategorien in alltägliche Denkweisen und politische Programme kann die Profession eine dominante Position im Feld der Expertise einnehmen und behaupten. Im Kontext der Sichtung und Auswahl der Texte wurde vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen ein erstes Set heuristischer Fragen erstellt, von denen ich einige der wichtigsten kurz nennen möchte: Welche Objekte/Gegenstände, Begriffe und Themen tauchen auf? Welche Sprecherinnen lassen sich identifizieren? Wie wird die psychische Erschöpfung im Allgemeinen und Burnout im Besonderen thematisiert? Wie wird argumentiert bzw. das Phänomen sichtbar gemacht? Welche unterschiedlichen Dimensionen des Problems treten in Erscheinung? Wie wird Arbeit als problematisch dargestellt? Wer oder was gilt als besonders betroffen? Welche Eigenschaften werden den Personen, Situationen, usw. in diesem Zusammenhang zugeschrieben?

Die auf Grundlage dieser Fragestellungen durchgeführte *Oberflächenanalyse* (5), in der alle Texte der beiden Korpora mehrmals gelesen und mit Notizen versehen wurde, führte zu zwei Einsichten: Erstens handelt es sich beim öffentlichen im Unterschied zum wissenschaftlichen Diskurs um einen vergleichsweise heterogenen symbolischen Raum, was vor dem Hintergrund des an einheitlichen Objektivierungsstandards orientierten akademischen Feldes nicht weiter überrascht. Zweitens zeigt sich jedoch auch im öffentlichen Diskurs eine relativ klare Strukturierung rund um die Problematisierung der psychischen Erschöpfung. Darüber hinaus wurde deutlich, dass der wissenschaftliche Diskurs einen wichtigen Bezugspunkt der öffentlichen Debatte darstellt, insbesondere die hier entwickelten Definitionen, Klassifikationen, Erklärungsstrategien und Messinstrumente. Vor allem psychologische Motivationstheorien sowie die Vorstellung der kognitiven Flexibilität – Expertise, die sich in der Wissenschaft ab den 1980er Jahren durchsetzt – prägen den gegenwärtigen medialen Diskurs der psychischen Erschöpfung. Gerade psychologische Beraterinnen und unterschiedliche Spielarten gängiger Burnout-Selbsttests

fungieren als Vehikel der Übersetzung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Ausgehend von diesen ersten Erkenntnissen wurde das empirische Material an einigen Stellen ergänzt und eine Auswahl zur genaueren Analyse getroffen. Darüber hinaus wurden die theoretischen Überlegungen stärker auf den Aspekt der Problematisierung zugespitzt, der sich als Fixpunkt des Diskurses herausstellte. Die anschließende *Feinanalyse* (6, 7) orientierte sich an der Praxis des Kodierens im Sinne der Grounded Theory, also der Bildung zunehmend abstrakter Kategorien am empirischen Material (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, 204–16; Strauss 1998, 65ff., 92ff.; Strauss und Corbin 1996, 43–117). Dabei handelt es sich um theoretisch geleitete Interpretationen, die eine Verallgemeinerungen von situativen Äußerungen zu allgemeinen Aussagen ermöglichen. Neben der Isolierung einzelner Sinneinheiten kam der Konstruktion übergeordneter Gruppen von Aussagen und der Identifikation von Beziehungsstrukturen eine besondere Bedeutung zu.<sup>52</sup> Die Analyse umfasste zwei Arten des Kodierens: Die erste (6) orientierte sich an der Problematisierung und rekonstruierte deren unterschiedliche thematische Dimensionen sowie Beziehungen, im Sinne der von Keller vorgeschlagenen Konzeption der Phänomenstruktur.<sup>53</sup> Im Rahmen der zweiten (7) Vorgehensweisen ging es um die Rekonstruktion allgemeiner Bedeutungsmuster<sup>54</sup> jenseits der Problematisierung. So ließ sich beispielsweise das Bedeutungsmuster *Belastung* herausarbeiten, das unterschiedlichen Aspekten des Phänomens zugrunde liegt und gleichzeitig spezifische Begriffe, Metaphern und Argumentationsweisen beinhaltet.

---

<sup>52</sup> In diesem Zusammenhang spielte das Verfassen von Memos, in denen weitreichendere theoretische Schlussfolgerungen festgehalten wurden, eine wichtige Rolle für den Forschungsprozess. Darüber hinaus wurden Memos genutzt, um wichtige Vorannahmen, heuristische Leitfragen, Kontextinformationen bezüglich der untersuchten Dokumente sowie die Zuweisungsregeln einzelner Codes, festzuhalten.

<sup>53</sup> Ich fragte also nach Problemdefinitionen, Ursachenattributionen, Lösungsstrategien, thematisierten Konsequenzen, Subjektpositionen, Wertbezügen, usw. (Keller 2010, 248–51, 2011, 103–8).

<sup>54</sup> Mit dem Begriff Bedeutungsmuster soll einerseits die Nähe zu den Konzepten „Deutungsmuster“ (Oevermann 1973) und „Deutungsschema“ (Schütz 1960) betont werden, da es um die soziale Organisation von Wahrnehmungs- und Denkweisen geht. Andererseits konzentriert sich diese wissenssoziologische Tradition stärker auf die subjektive *Deutung*, während die Diskursanalyse der Konstitution von *Bedeutung* auf der Ebene symbolischer Repräsentationen auf den Grund geht.

Diese zweigliedrige Analyse wurde so lange fortgesetzt, bis ein Sättigungseffekt einsetzte, also vor dem Hintergrund der etablierten Kategorien und theoretischen Überlegungen neues Material nur noch vernachlässigbaren Erkenntnisgewinn einbrachte. Durch die interpretative Verbindung von Phänomenstrukturen und Bedeutungsmustern fand im letzten Schritt die Rekonstruktion der Formationsregeln des Diskurses statt, deren Ergebnisse in den folgenden Kapiteln dargestellt werden (8). In Abbildung 3 sind diese Analysephasen noch einmal in einer groben Übersicht zusammengefasst. Wie bereits eingangs erwähnt, handelte es sich dabei nicht um eine lineare Abfolge von unterschiedlichen Schritten, sondern um einen iterativen Prozess in dem der dargestellte Ablauf nur der Orientierung diene.



**Abbildung 3: Analysephasen im Überblick**

(1) Theorieformierung	Diskurstheorie und Feld der Expertise
(2) Sondierung	zwei diskursive Räume: 1) Burnout in der Wissenschaft; 2) öffentliche Debatte zur psychischen Erschöpfung
(3) Historische Rekonstruktion	Genese der Problematisierung seit Ende des 19. Jahrhunderts
(4) Textkorpus	zwei Textkorpora: 1) Schlüsseltexte der angewandten Psychologie seit den 1970ern; 2) Expertise in der aktuellen deutschen Debatte
(5) Oberflächenanalyse und heuristische Fragen	heuristische Fragen an beide Textkorpora; Problematisierung als Kern der Analyse
(6) Feinanalyse I: Phänomenstruktur	Dekonstruktion und Rekonstruktion der Problematisierung; Kodierung entlang des Phänomens
(7) Feinanalyse II: Bedeutungsmuster	Rekonstruktion weiterer diskursiver Beziehungen; Kodierung jenseits des Phänomens
(8) Rückbezug und Ergebnisaufbereitung	Denkweisen und Regierungstechniken; dominante Expertengruppen im Feld der Expertise

### 3.4 Zusammenfassung: Hermeneutik zweiter Ordnung

Diskursanalyse ist also stets Interpretationsarbeit – bereits die Verallgemeinerung bestimmter Textpassagen zu Sinnabschnitten bedarf der Deutung. Das Konzept der interpretativen Analytik, das die methodologische Grundhaltung dieser Arbeit beschreibt, berücksichtigt diese nicht zu trennende Verbindung zwischen objektiver Rekonstruktion und subjektiver Auslegung. Bei der methodischen Herangehensweise handelt es sich insgesamt um eine „kontrollierte, d.h. die eigenen Prämissen, Verfahren und Variationskriterien überprüfende Auslegung von Daten“ (Soffner und Hitzler 1994, 50). Die eigenen Annahmen werden dargestellt und transparent gemacht, um die Gültigkeit der Ergebnisse vor diesem Hintergrund bewerten zu können. Im Unterschied zu einer an Interaktion und wechselseitiger Typisierung interessierten Wissenssoziologie rücken mit dem Diskurs jedoch überindividuelle soziale Repräsentationen ins Zentrum. Diaz-Bone fasst diese Position daher als „Hermeneutik kollektiver Praxisformen und Strukturen“ (2006a, 75) zusammen und spricht von einer „Hermeneutik zweiter Ordnung“ (1999). Auf der Grundlage von Texten werden kollektive Wissensordnungen mithilfe einer Beobachtung ausgehend von der Metaebene systematisch rekonstruiert.

Die Wahl der diskursanalytischen Methode ergibt sich aus der konstitutiven Bedeutung, die dem Wissen für die Frage der *Regierung von Arbeit und Psyche* beigemessen wird. Die Untersuchung der diskursiven Praxis an der Schnittstelle von Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik erlaubt es, ein Feld der Expertise herauszuarbeiten, in dem trotz aller Unterschiede bestimmte Diskurse die Deutungsangebote klar einschränken. Diesem Interesse an Machtbeziehungen wird durch den Fokus auf eine spezifische „Problematisierung“ (Foucault 1986b), der psychischen Erschöpfung, Rechnung getragen. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Burnout-Syndrom, das sich aus einem zeitdiagnostischen Interesse hervorragend eignet, um die gegenwärtige Individualisierung berufsbedingter Krisen herauszuarbeiten. Burnout ist Bezugspunkt einer spezifischen Wissensordnung, die es hinsichtlich ihres Aufbaus, ihrer Herkunft und ihrer Reichweite zu untersuchen gilt. Darüber hinaus möchte ich wissen, welche Expertengruppen im Kontext dieses

Veränderungsprozesses in der Lage sind, im Feld der Expertise machtvolle Positionen einzunehmen. Das dargestellte Forschungsdesign berücksichtigt dieses Ziel systematisch, indem die historische Entwicklung, die Genese des Problemfeldes und die gegenwärtige öffentliche Debatte miteinbezogen werden. In der nun folgenden Genealogie der Problematisierung werden einige der heute wichtigsten Momente psychologischer Expertise mit der Entwicklung des Fachs ab Ende des 19. Jahrhunderts in Beziehung gebracht. Im Mittelpunkt steht die Rekonstruktion der wissenschaftlichen Konzeptionen von Mensch und Psyche, anhand derer sich der Aufstieg eines am Imperativ der Lust orientierten Arbeitssubjekts verdeutlichen lässt.

## 4. Psychologie der Arbeit

Das Konzept Burnout ist Ergebnis einer diskursiven Verschränkung von Gesellschafts- sowie Menschenbildern im Themenfeld Arbeit und Psyche. Um zu verstehen, welche Art der Problematisierung hier überhaupt möglich und sozial anschlussfähig ist, bedarf es vor der Analyse des Phänomens einer historischen Rekonstruktion des hier relevanten Feldes der Expertise. Doch welche Geschichte soll man erzählen: wo beginnen, wo aufhören?<sup>55</sup>

Zentraler Bezugspunkt jeder Aussage über Burnout ist die Wissenschaft; sie umgibt das Gesagte mit der Aura der Wahrheit und sorgt für dessen gesellschaftliche Anerkennung. Aufgrund dieser „epistemischen Autorität“ (Gieryn 1999) wissenschaftlicher Expertise müssen sich Laien und Expertinnen nicht in jeder Situation rechtfertigen: Interventionen in Betrieben, politische Gesundheitsprogramme und der Umgang mit Betroffenen werden dadurch erleichtert bzw. erst möglich. Grundlage dieser Autorität ist jedoch keine Herrschaft der Wissenschaft über ‚die Gesellschaft‘, wie Webers ‚Entzauberung der Welt‘ oder heute die Diagnose der ‚Wissensgesellschaft‘ auf den ersten Blick suggerieren mögen. Um innerhalb und außerhalb der scientific community ihre Macht zu entfalten, müssen sich wissenschaftliche ‚Tatsachen‘ in unterschiedliche soziale Praktiken einschreiben (Latour 1993). Dabei ist es wichtig, den Prozesscharakter hervorzuheben: Wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Akteure werden im Kontext der *Problematisierung von Arbeit und Psyche* bezüglich ihrer Interessen adressiert, auf ein gemeinsames Ziel hin organisiert und zu einer stabilen Koalition zusammengeführt (Callon 1986). Wissenschaftlerinnen werden so zu Sprecherinnen sozialer Bewegungen, die auch Objekte und technische Apparaturen beinhalten – Ergebnis solcher Bewegungen sind Diskurse, die den Möglichkeitsraum des Denk-, Sag-, und Machbaren abstecken (Foucault 1981, 2000).

Im Zentrum des Kapitels stehen zwei Argumentationslinien, die den eben skizzierten Überlegungen Rechnung tragen: *Erstens* wird die Psychologie als ein Fach an der Schnittstelle eines heterogenen Feldes der

---

<sup>55</sup> Dieser Abschnitt basiert primär auf den Ergebnissen historischer und sozialwissenschaftlicher Forschung, die an einigen Stellen – abhängig von der Forschungslage – um eine eigene Auseinandersetzung mit Originaltexten ergänzt wurden.

Expertise identifiziert. Durch die späte und im Unterschied zur Medizin unvollständige professionelle Institutionalisierung ist die Disziplin ein fast idealtypisches Beispiel für eine heterogene Koalition zwischen wissenschaftlicher Monopolisierung, praktischer Anwendung und der Bedeutung wirtschaftspolitischer sowie alltagsweltlicher Denkweisen (Gundlach 2004).<sup>56</sup> Die Psychologie bedient sich von Beginn an bereitwillig bei benachbarten Fächern und zeigt sich offen gegenüber lebensweltlichen Deutungsangeboten. Und genau diese *hybride Position*, die die Psychologie seit ihrer Entstehung einnimmt, ist einer der zentralen Gründe für die Deutungsmacht psychologischer Expertise.<sup>57</sup> So bleibt der Raum ihrer Intervention nicht auf die Sphäre der Krankheit beschränkt, sondern erstreckt sich auf den breiten Bereich ‚normaler‘ Zustände und Verhaltensweisen. Hinter der Rekonstruktion der Problematisierung von Arbeit und Psyche – und damit ist der *zweite* zentrale Argumentationsstrang benannt – steht das Interesse an der damit verbundenen Form des Regierens: Der Denkstil des Fachs ist vor allem durch die Physiologie geprägt, die ausgehend von der *Differenz zwischen Subjekt und Umwelt* nach dem Verhältnis des arbeitenden Menschen zu dessen Umgebung fragt.<sup>58</sup> Im

---

<sup>56</sup> Als Kontrastfolie dienen hier, wie bereits häufiger angeführt, die klassischen Professionen – sprich die Medizin und das Recht –, deren Macht an staatliche Garantien und eine formale Organisation der Berufsgruppe gebunden ist. Denkt man dieses Argument weiter, dann arbeiten natürlich die meisten wissenschaftlichen Disziplinen und dazugehörigen Berufsfelder in einem heterogenen Feld der Expertise. Was jedoch die Psychologie auszeichnet – und diese Eigenschaft teilt sie mit den Wirtschaftswissenschaften –, ist die Tatsache, dass sie dennoch eine zentrale Rolle bezüglich der (Re-)Produktion und Anwendung herrschenden Wissens spielt und dadurch die etablierten Professionen zunehmend unter Druck setzt.

<sup>57</sup> Am bekanntesten ist sicher die Verbindung zwischen Psychoanalyse und dem gehobenen Bürgertum, die Mitte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht. Doch entgegen der gängigen Erzählung, die dies zum Anlass nimmt, der Psychoanalyse ihre Wissenschaftlichkeit abzuspreeken, möchte ich betonen, dass sich die Psychologie per se durch eine besondere Nähe zum Komplex politischer Regierungstechniken auszeichnet. Auf diese Besonderheit weist insbesondere Nikolas Rose hin, wenn er die fundamentale Rolle des Fachs bei der Konstitution autonomer und eigenverantwortlicher Subjekte neoliberaler Prägung hervorhebt (1996a, 1990). Ulrich Bröcklings (2007) Untersuchung zum „unternehmerischen Selbst“, in der die Nähe zwischen Ratgeberliteratur, psychologischer Forschung und politischen Initiativen aufgezeigt wird, bildet eine eindrucksvolle empirische Illustration dieser engen Verbindung.

<sup>58</sup> Solch ein historischer Rückblick ist nicht ohne eine gewisse Selektivität zu leisten. Es handelt sich hier daher um einen Balanceakt zwischen nötigem Tiefgang – auch jenseits des Gegenstandes – und einer groben Darstellung einiger wichtiger Tendenzen und Veränderungsprozesse.

Folgenden bleiben Sigmund Freud und die Psychoanalyse weitgehend ausgeklammert, da sich die Rekonstruktion auf die Wirtschaftspsychologie konzentriert, die nicht direkt an diese Tradition anschließt. Gleichzeitig wird sich jedoch zeigen, dass innerhalb der Wirtschaftspsychologie eine Entwicklung stattfindet, die ganz ähnlich zum soziologisch gut dokumentierten Aufstieg der Psychoanalyse und deren Vorstellung menschlicher Lüste verläuft (Foucault 1968, 1983).<sup>59</sup>

Zum Aufbau: Vor der Rekonstruktion spezifischer Denkweisen und Regierungstechniken wird die besondere Situation der Psychologie im Feld der Expertise herausgearbeitet. Dabei zeigt sich der prekäre Status zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, der das Fach von Beginn an in die Rolle einer anwendungsorientierten und offenen Disziplin drängt (Kapitel 4.1). So konstituiert sich zwischen dem Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts, vor dem Hintergrund der Anforderungen industrieller Produktion, eine *Psychologie der Last* – Fragen der Arbeitsbedingungen, der Leistung und Effizienz prägen das Denken (Kapitel 4.2). Im dritten Abschnitt wird gezeigt, wie sich dieser Diskurs zum wohlfahrtsstaatlichen Dispositiv der Nachkriegszeit formiert: einem Programm zur sozialen und technischen Integration. Vor dem Hintergrund weitreichender gesellschaftlicher Emanzipationsbewegungen ab Mitte des 20. Jahrhunderts wird das psychologische Subjekt jedoch zunehmend mit einer Sprache der Motive umgeben. Innerhalb dieser positiven Psychologie etabliert sich die Vorstellung der *Lust*, die den Gegensatz zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Zwängen hervorhebt (Kapitel 4.3). Abschließend wird das Bedeutungsmuster der Arbeitslast mit Foucaults Diagnose der Disziplin in Verbindung gebracht und dem Aufstieg des Diskurses der Lust sowie der Gestaltung gegenübergestellt (Kapitel 4.4).

---

<sup>59</sup> Explizit aufgegriffen wird die Psychoanalyse dann im sechsten Kapitel, der Untersuchung des öffentlichen Diskurses – denn diese therapeutische Tradition hatte entscheidenden Anteil an der alltagsweltlichen Verbreitung psychologischer Expertise.

## 4.1 Entstehung im 19. Jahrhundert: Zwischen Philosophie und Naturwissenschaft

Dieser Sprache der Dinge und ihr allein fiel es zu, ein Wissen vom Individuum zu ermöglichen, das nicht bloß historischer und ästhetischer Natur war. [...] Kein Licht wird sie mehr in ideale Wahrheiten auflösen können. Die Aufmerksamkeit des Blicks wird sie vielmehr nach und nach aufwecken und ihnen Objektivität verleihen [...]. Das *Objekt* des Diskurses kann ebensogut ein *Subjekt* sein, ohne daß die Gestalten der Objektivität dadurch verändert würden. (Foucault 1973, 12)

Auf diese Weise umschreibt Foucault die Geburt der modernen Medizin, die sich Ende des 18. Jahrhunderts von ihren philosophischen Vorläufern löst. Mit ihrer Etablierung „konnte sich die Krankheit von ihrem Status als Gegen-Natur befreien und sich im *lebendigen Körper* der Individuen verkörpern“ (Foucault 1973, 207). Etwa ein Jahrhundert später wird eine weitere Bastion religiöser und philosophischer Diskurse von der naturwissenschaftlichen Vermessung eingeholt: die Seele. Ohne alle Details ausbreiten zu können, ist es wichtig festzuhalten, dass auch dem ‚psychologischen Blick‘ eine ganze Reihe von Techniken der Selbstthematizierung vorausgehen, die bis zur Antike zurückreichen und nicht zuletzt von Foucault selbst im Rahmen seiner Untersuchung zur Sexualität rekonstruiert wurden (Foucault 1986a, 1986b). Die wissenschaftlich institutionalisierte Sprache über die Psyche ist jedoch Ergebnis einer historischen Konstellation, die eng mit der Etablierung des modernen Kapitalismus verknüpft ist: Im Kontext des Aufstiegs der bürgerlichen Gesellschaft jenseits ständischer Herrschaft erleben neue Formen der Disziplinierung und Selbstthematizierung Hochkonjunktur. In dieser Gemengelage, in der zunehmend das „Wesen und Schicksal der Menschen von Gott losgelöst gedacht werden, zeichnen sich erst Konturen psychologischer Denkmuster ab“ (Rau 2010, 185). Dabei handelt es sich jedoch nicht einfach um einen Prozess der Individualisierung, verstanden als Freisetzung von externen Zwängen. Mit der Entstehung des modernen Individualismus sind – wie insbesondere Norbert Elias (1976) gezeigt hat – neue Formen der Subjektivierung durch gesellschaftliche Anforderungen verbunden. Den Konzentrationspunkt solcher bis heute bedeutsamen Subjekttechniken bilden zweifellos die Humanwissenschaften – allen voran die

Medizin und Psychologie. Eine wichtige Besonderheit der Psychologie im Unterschied zur Medizin ist jedoch ihre *prekäre Position im akademischen Feld*: Vor der Etablierung eines eigenständigen universitären Fachbereichs zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist eine starke institutionelle Abhängigkeit von der Philosophie und den Naturwissenschaften erkennbar (Benetka 2002, 149–65; Bruder 2005); auf inhaltlicher Ebene äußert sich dies in Form der „ständigen Kriege um die Wahrheit der Psychologie“ (Sonntag 1988, 112). Die Vorgeschichte der Disziplin ist daher durch ein stetiges Hin und Her zwischen transzendentaler Subjektphilosophie und naturwissenschaftlicher Methode charakterisiert. Doch trotz dieser innerakademischen Probleme und Widerstände zeichnet sich im 19. Jahrhundert die Entstehung eines Faches ab, das die kategoriale Unterscheidung zwischen Geist und Körper zu überwinden beginnt. Der Denkstil des Fachs ist dabei vor allem durch die Physiologie und deren experimentelle Laborforschung gekennzeichnet, mit der nach und nach die Reaktion des menschlichen Organismus auf die Reize der Umwelt als forschungsleitende Perspektive entsteht.

### **Physiologische Grundlagen der Psychologie**

Die Psychologie als Einzelwissenschaft etabliert sich zwischen der Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland und von dort ausgehend im Rest der Welt. Die Geschichte des Fachs spiegelt die dortigen Kräfteverhältnisse in und außerhalb des akademischen Feldes wider, die sich in diesem Zeitraum maßgeblich verschieben. Mit dem Aufstieg der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert wird die Gleichsetzung von Wissenschaft und Philosophie immer mehr problematisiert: Physik, Chemie und Biologie und mit ihnen neue Konzeptionen von Natur, Kultur und Gesellschaft gewinnen an Bedeutung – die Naturwissenschaften entdecken in diesem Zusammenhang auch die Psyche als Forschungsgegenstand. Es handelt sich dabei selbstverständlich um kein rein innerwissenschaftliches Phänomen, sondern um einen breiten gesellschaftlichen Wandlungsprozess: Mit dem Ausbau Deutschlands zum modernen Industriestaat, dem massiven Bevölkerungswachstum, der Urbanisierung, den Demokratisierungsbestrebungen, der politischen Organisation von Arbeit und Kapital und schließlich der Etablierung eines intervenierenden Sozialstaates seien nur die wichtigsten Eckpfeiler dieser Bewegung



benannt. Die materiellen Bedingungen menschlicher Existenz und die formale Organisation der Gesellschaft bilden nun verstärkt den Kern politischer Rationalität. Eine voranschreitende wissenschaftlich-technische „Entzauberung der Welt“, in der zunehmend „das rationale Experiment, als Mittel zur zuverlässig kontrollierten Erfahrung“ (Weber 1988a, 596) genutzt wird, entfaltet vor diesem Hintergrund ihre gesellschaftliche Wirkung. Besonders bedeutsam ist dabei das veränderte Verständnis wissenschaftlicher Praxis: „Forschung ist nicht mehr die individuelle Suche nach der allgemeinen begrifflichen Erfassung von Wirklichkeit, sondern die Anwendung der von einer Forschungsgemeinschaft allgemein akzeptierten, prinzipiell lehr- und erlernbaren Verfahren – ‚Methode‘ – zur Lösung konkreter Problemstellungen.“ (Benetka 2002, 29) Webers (1988a) Verweise auf den Glauben an „Fortschritt“, „Sachlichkeit“ und die Etablierung der „Wissenschaft als Beruf“ sind ein zeitdiagnostisches Echo dieser Veränderung.

Trotz des Aufstiegs der Naturwissenschaften führt die Humboldtsche Universitätsreform zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Philosophie des Idealismus an die Spitze des deutschen Wissenschafts- und Bildungssystems. In dieser Phase stellt die Psychologie ein unbedeutendes Teilgebiet innerhalb der Philosophie dar; sie dient neben der Pädagogik vor allem der Ausbildung zum Beruf des Gymnasiallehrers (Gundlach 2004, 186–93). Das universitäre und schulische Ideal der Erziehung und breiten Bildung der Persönlichkeit bilden den Fluchtpunkt des humanistischen Gedankens, der ein „fast religiöses Vertrauen in die Veredlungsfähigkeit der menschlichen Natur“ (Zweig 1981, 13) beinhaltet. Dies bringt im Kontext des aufstrebenden Materialismus ein besonderes Interesse an der Vermessung der ‚menschlichen Natur‘ mit sich und das, obwohl es in vielerlei Hinsicht dem Grundgedanken des Idealismus zuwiderläuft. In der Philosophie äußert sich der damit verbundene Herrschaftsanspruch der Naturwissenschaften in einer tiefgreifenden Identitätskrise – die daraus resultierende Neuausrichtung des Fachs ist die Geburtsstunde der Psychologie (Schnädelbach 1983; Benetka 2002). Wichtiger Vorbote dieser Entwicklung ist Immanuel Kant (1724-1804), der bereits Ende des 18. Jahrhunderts die Frage nach einer von der Philosophie unabhängigen Psychologie auslotet: Schon bei Kant wird der substantiellen Deutung der menschlichen Seele, die dem Subjekt einen Sonderstatus jenseits der

Natur zuspricht, eine Absage erteilt. Gleichzeitig bleibt die Möglichkeit zur Objektivierung der Psyche mit klaren Einschränkungen verbunden, was die Entstehung der Psychologie als Teil einer ‚Naturlehre‘ noch verhindert (Benetka 2002, 31–36; Leary 1982).<sup>60</sup>

Die Etablierung eines neuen „Regimes der Sichtbarkeit“, das – nach dem Vorbild der Medizin – „allmählich die Souveränität des Blicks aufbaut“ (Foucault 1973, 102), hat also mit deutlichen Widerständen zu kämpfen. Insbesondere die Konzeption des Geistes als transzendentes Phänomen, als letzte Instanz der Erkenntnis, stellt die Objektivierbarkeit der Psyche in Frage. An den damit verbunden Schwierigkeiten arbeiten sich die nachfolgenden Generationen ab, egal ob sie aus den Naturwissenschaften in bisher philosophische Themengebiete drängen oder umgekehrt. Das wohl bedeutsamste und in historischen Untersuchungen präsenteste Sinnbild dieser prekären Position jenseits der anerkannten Fakultäten ist Wilhelm Wundt (1832-1920), der versucht, die Psychologie im akademischen Feld *zwischen* Philosophie und Naturwissenschaft zu etablieren. Wundt absolviert von 1858-1863 in Heidelberg beim Physiker und Physiologen Hermann von Helmholtz (1821-1894) seine Assistenzzeit und lernt dort die experimentelle Forschungsmethode kennen. Er steht damit, wie die meisten anderen Begründer des Fachs, in direkter Nachfolge einer physiologischen Tradition.<sup>61</sup> Die Physiologie und ihr biologisches Interesse am organischen Leben bilden sowohl in theoretischer Hinsicht als auch bezüglich ihrer Methode den wichtigsten Ausgangspunkt der Psychologie. Das gilt vor allem für die funktionale Perspektive, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts entsteht und sich zum zentralen Ansatz im Forschungsfeld entwickelt. Kurt Danziger beschreibt dieses Paradigma in seiner historischen Untersuchung folgendermaßen:

---

<sup>60</sup> Laut Kant ist es erstens methodisch nicht möglich, das subjektive Erleben zum empirischen Gegenstand zu machen, da die Selbstbeobachtung immer bereits mit den Kategorien des Verstandes arbeitet, die es ja empirisch zu erfassen gilt. Zweitens handle es sich bei der Psyche nicht um einen Gegenstand, der sich in raum-zeitlich unterscheidbare Objekte teilen und hinsichtlich seines Aufbaus beobachten lasse.

<sup>61</sup> In seiner historischen Arbeit zu den physiologischen Grundlagen der Psychologie schreibt Kurt Danziger diesbezüglich Folgendes: „It is clear that virtually all of the work in the first psychological laboratories stood in a direct line of descent from similar work of mid-nineteenth century physiological laboratories. One thinks of work on vision, touch and hearing, on reaction time measurement, on the recording of physiological reactions, and so on.“ (1997, 51)

Functions were no longer seen as the properties of visible anatomical units but as abstract objects of investigation that might involve several organs as well as invisible processes. Thus it was no longer the function of a specific organ, like the stomach, which was at issue, but the role of the stomach in a function like nutrition. Structures were now subordinated to general functions that involved the interplay of many organs and systems. (1994, 25–26)

An Stelle der sichtbaren Struktur des Körpers tritt das Interesse an Beziehungen und Funktionenzusammenhängen bezüglich des Gesamtorganismus. Diese neue Denkweise entsteht zwar im Kontext der Medizin, reicht jedoch weit darüber hinaus: „Die Geburt der Klinik“ (Foucault 1973) im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert basiert auf einem Interesse an der Materialität körperlicher Symptome und deren detaillierter Beschreibung, Erfassung und Manipulation. Daraus resultiert die Souveränität des „ärztlichen Blicks“, der ein „Regime der Sichtbarkeit“ etabliert, dem jede Kranke im Hospital unterworfen ist (Foucault 1973). Diese Konstellation ist ab Beginn des 19. Jahrhunderts Ausgangspunkt der Verschiebung von der „Krankenbettmedizin“ mit ihrer Orientierung am Patientendiskurs hin zur professionellen Diagnosetechnik, die mithilfe technischer Apparate, wie dem Stethoskop, operiert (Lachmund 1997, 1992). Im Spital setzt sich in dieser Phase eine Laborpraxis durch, „in welcher das jeweilige Individuum weniger die kranke Person als vielmehr das pathologische Faktum ist“ (Foucault 1973, 111). Symptome werden auf Grundlage der Statistik hinsichtlich ihres Verlaufs, ihrer Kombinationen und ihrer Beziehungen über Fälle hinweg miteinander vergleichbar. Grundlegender Maßstab ist die normale Funktionsweise des Organismus, dessen negatives Pendant die Krankheit darstellt.

Der „ärztliche Blick“ bildet die Grundlage des funktionalen Paradigmas in der Physiologie, die in Erweiterung der Medizin ‚normale‘ Vorgänge organischen Lebens zum Gegenstand der Forschung erhebt (Sarasin 2001; Latour 1993) – damit wird das Interesse weg von den Krankheiten und in Richtung aller organischen Funktionen verschoben. Für die Entwicklung der Psychologie besonders wichtig ist dabei das *Konzept der Stimulation*, durch das der Organismus zur Umwelt in Beziehung gesetzt wird: Welche Reaktionen auf bestimmte Reize lassen sich beobachten und was sagt das über die Funktionsweise des Organismus?

Paradigmatisch für diese Perspektive steht Helmholtz' bekannter Versuch zur Messung der Geschwindigkeit der Nervenleitung: Der Muskel des Frosches wird dazu einem elektrischen Reiz ausgesetzt, die Dauer bis zum Zucken des Tiers festgehalten und die zeitliche Differenz als Nervenleitgeschwindigkeit interpretiert. Ausgehend von der Vorstellung eines erfahr- und erfassbaren Verhältnisses zwischen Stimulus und Reaktion wird somit ein Verhältnis zwischen organischen Funktionen und externen Bedingungen konstruiert. Vor diesem Hintergrund wendet sich die Physiologie nun schrittweise mit ihren Studien der Sinnesorgane dem Menschen und vor allem auch der Psyche zu (Danziger 1983a; Benetka 2002, 50–60): Denn was die Forscher interessiert sind weder körperliche noch mentale Zustände, sondern funktionale Beziehungen zwischen beiden Bereichen, die sich als Reaktion auf bestimmte Stimuli äußern. Auf diese Weise unterläuft die physiologische Erforschung der Sinnesorgane die Trennung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie und stellt die kategorische Unterscheidung zwischen Geist und Körper in Frage.

### **Die Grenzen der physiologischen Psychologie**

Als Bestandteil einer funktionalen Beziehung zwischen Körper und Geist bilden die Sinnesorgane das Einfallstor der experimentellen Methode in das philosophisch dominierte Forschungsgebiet der Psyche – prägend für die epistemische Kultur ist dabei das Interesse am Verhältnis zwischen dem menschlichen Organismus und dessen Umwelt. Damit ist der Boden für eine naturwissenschaftlich ausgerichtete Psychologie, die psychische Phänomene analog zu physischen und chemischen Prozessen begreift, im Grunde bereitet. Der Titel des von Wundt im Jahr 1874 verfassten Lehrbuchs *Grundzüge der physiologischen Psychologie* zeugt von der Bedeutung dieser Denktradition für die im Entstehen begriffene Psychologie. Im Jahr 1879 gründet Wundt dann das erste psychologische Labor in Leipzig<sup>62</sup>; die dort genutzte Versuchsanordnung und analysierten Phänomene schlossen direkt an die naturwissenschaftliche Untersuchung der Sinnesorgane an. Der weitreichende Einfluss der Physiologie äußert sich auf institutioneller Ebene außerdem in der ab 1890 von Hermann

---

<sup>62</sup> Die experimentelle Laborforschung, die sich Ende des 19. Jahrhunderts im deutschen Universitätssystem ausbreitet, prägt nicht nur die nationale, sondern auch die globale Forschungslandschaft des Fachs (Bruce 1987; Hillix 1980).

Ebbinghaus und Arthur König herausgegebenen *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*, in der die beiden Gebiete als „gleichberechtigte Glieder einer großen Doppelwissenschaft“ (Zit. n. Benetka 2002, 50) beschrieben werden.

Doch die Gründung des ersten psychologischen Labors und die frühe experimentelle Forschung bleiben in ihrer Reichweite und Bedeutung noch stark eingeschränkt. Zur Ursachenforschung lässt sich erneut die Figur Wundts heranziehen: Anstatt sich vollständig dem Denkstil der Physiologie anzuschließen, bleibt er – und mit ihm die experimentelle Forschung dieser Zeit – der klassischen Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften verhaftet (Lück 1987, 31–35; Thomae 1977, 21–49). Wundt betont zwar die Verbundenheit der beiden wissenschaftlichen Felder, sieht deren Verhältnis jedoch eher in Form einer Arbeitsteilung. Für ihn sind sowohl der menschliche Geist als auch die Kultur eigenständige Phänomene; die Psyche gilt ihm als autonome und höhere Instanz jenseits der unterschiedlichen ‚Wahrnehmungsatome‘ – ihre externe Objektivierung auf Grundlage experimenteller Beobachtung sei daher kaum möglich. Den einzigen Weg zur Erkenntnis höherer psychischer Funktionen sieht Wundt in der Untersuchung der sozialen Welt, der er im Rahmen seiner sogenannten ‚Völkerpsychologie‘ nachgeht. In dieser Völkerpsychologie ist die Studie kultureller Phänomene gleichbedeutend mit der Untersuchung mentaler Prozesse; die Psyche gilt als Ergebnis sozialen Handelns und lässt sich demnach nur anhand ihrer historischen Objektivierung, etwa in Form der Sprache, untersuchen (Benetka 2002, 89–100; Danziger 1983b). Die „überindividuelle Vermessung des Seelenlebens“ bleibt für Wundt und seine Anhänger somit an „die Notwendigkeit der Rückbesinnung der psychologischen Forschung auf die philosophischen Traditionen und die Eingliederung in die Geistes- und Sozialwissenschaften“ (Reuter 2014, 137) gebunden.

In dieser Frühphase der Psychologie zeigt sich also nach wie vor der Sonderstatus der Psyche jenseits der naturwissenschaftlichen Objektivierung. Die Wahrnehmung wird als interner Prozess verstanden, der durch die Struktur bzw. Organisation des Bewusstseins bestimmt ist (Blumenthal 1975). Aus diesem Grund bildet „das Prinzip der psychischen Kausalität“ (Benetka 2002, 66) den Kerngedanken der Wundtschen Theorie, die stets darum bemüht ist, das Psychische klar vom Physischen

zu trennen. Die Reaktionen auf äußere Reize, die im Anschluss an die Physiologie studiert werden, sind also nur *ein* ‚Hilfsmittel‘ bei der Untersuchung höherer mentaler Prozesse. Ein Beispiel dieser untergeordneten Rolle des Experiments liefern Wundts Untersuchungen zur Reaktionszeit, in denen zwei Situationen systematisch verglichen werden (Benjamin 2007, 42f.): Im ersten Experiment werden Probanden einem visuellen Reiz ausgesetzt, auf den sie mit dem Druck auf einen Knopf reagieren. In der zweiten Versuchsanordnung kommen zwei Lichtquellen mit unterschiedlichen Farben zum Einsatz, wobei jeweils ein spezifischer Knopf zu betätigen ist. Interessant ist die Interpretation der gemessenen Unterschiede: Laut Wundt kommen im zweiten Experiment, in dem die Probanden wesentlich mehr Zeit benötigen, höhere mentale Prozesse zum Tragen. Ziel des Experiments war es jedoch lediglich nachzuweisen, dass ein eigener Phänomenbereich des Psychischen existiert, der nicht auf die Reaktion auf externe Reize reduzierbar ist – die eigentliche Reaktionszeit, die nachfolgende Forschergenerationen beschäftigen wird, war dagegen von nachrangiger Bedeutung.

Trotz der empirischen Analyse der Sinnesorgane nach dem Vorbild der Physiologie bleiben gewisse Grenzen zwischen Geist und Körper somit noch erhalten. Dies spiegelt sich auch im gängigen methodischen Vorgehen wider, das sich als „instruierte, kontrollierte Selbstbeobachtung“ (Lück 2014, 65) beschreiben lässt. Die klassische Methode der Introspektion wird – im Unterschied zur späteren experimentellen Forschung – dabei nicht vollständig verabschiedet, sondern in die Forschungspraxis integriert. Da die Psyche sich eben nicht auf die Reaktionen auf äußere Reize reduzieren lasse, sondern einen inneren Prozess darstelle, kommt den Probanden in der damaligen Zeit eine aus heutiger Sicht ungewöhnliche Stellung zu: In der Untersuchung sei „man auf die aktive Mitarbeit, d.h. auf das Verstehen und die Akzeptanz der Intentionen des Experiments seitens der ‚Versuchsperson‘ angewiesen“ (Benetka 2002, 88) – die Beschreibung der Geschehnisse durch die Probanden ist also zentrale Quelle der Erkenntnis. Für ein gutes Experiment bürgen dementsprechend erfahrene Forscher, die als Versuchspersonen fungieren und in dieser Rolle direkt an der Deutung der Ergebnisse beteiligt sind. Sie werden in den Forschungsunterlagen namentlich erwähnt,

während dem Versuchsleiter, der Apparate kontrolliert und Messdaten einträgt, eine untergeordnete Rolle zukommt (Danziger 1994, 27–33).

Die Psychologie zwischen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts ist also eine theoretische Strömung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, zwischen externer Objektivierung und subjektiver sowie kultureller Interpretation. In dieser Phase des Übergangs werden Theorien und Methoden der Physiologie aufgegriffen, sie bleiben jedoch in ihrer Wirkung begrenzt: Vor dem Hintergrund des Emergenzdenkens, das die Eigenständigkeit der Psyche betont, kann die experimentelle Untersuchung der Sinnesorgane nur einen kleinen Bereich psychischer Zusammenhänge unter ihre Kontrolle bringen. Daher ist es nicht überraschend, dass das Interesse an mentalen Prozessen innerhalb der Physiologie – nach einem Hoch Mitte des 19. Jahrhunderts – wieder zurückgeht. Damit öffnet sich jedoch auch der Raum für die Etablierung einer eigenen Disziplin, die die Psyche jenseits der Medizin und anderer Naturwissenschaften als objektivierbares Phänomen begreift (Danziger 1980a, 1980b).<sup>63</sup> In der Folge begründet sich um die experimentelle Forschungspraxis ein Fach, das sich am beobachtbaren menschlichen Verhalten jenseits der Differenz zwischen Körper und Geist orientiert (Danziger 1996; Lück 1987, 31–60). Dabei verdankt die Psychologie ihre Institutionalisierung, wie wir sehen werden, nicht nur erkenntnistheoretischen Veränderungen, sondern vor allem der Hinwendung zu konkreten Anwendungsgebieten, insbesondere in den Bereichen Wirtschaft und Bildung: Theorien des Lernens, psychologische Tests sowie Kriterien ergonomischer Arbeitsgestaltung stellen den ersten Höhepunkt der Verschränkung psychologischer Forschung und politischer Regierung dar.

---

<sup>63</sup> Im Rahmen der hier angelegten diskursanalytischen Perspektive versteht es sich von selbst, dass das bisher Gesagte wenig mit der vielkritisierten ‚Geschichte großer Männer‘ zu tun hat. Wundts Werk repräsentiert eine Ordnung historisch spezifischer Strömungen im Fach und stellt einen Konzentrationspunkt dominanter Denkweisen dar. Als „Autor“ im Sinne Foucaults (2000, 20) ist Wundt außerdem selbst Teil des psychologischen Diskurses, auf den sich die nachfolgenden Generationen in strategischer Absicht beziehen – selbst dann, wenn sie ihn nicht benennen. Die Bedeutung Wundts ist dabei nicht auf den deutschen Raum beschränkt, denn der herausgehobene Status des Leipziger Instituts Ende des 19. Jahrhunderts führte dazu, dass eine große Anzahl internationaler Forscher direkt oder indirekt von Wundt „abstammen“ (Hillix 1980). In den USA ist die Rolle von William James derjenigen Wundts sehr ähnlich, da er ebenfalls den Übergang einer philosophischen Psychologie zur Experimentalpsychologie verkörpert und eine vergleichbare Bedeutung für folgende Generationen hat (Benjamin 2007, 55–63).

## 4.2 Psychologie der Last: Labor und Fabrik Anfang des 20. Jahrhunderts

Near the turn of the century [...] Psychology was redefined as a natural science concerned with phenomena in their dependence on a physical organism. Wundt's central concepts of voluntarism, value, and psychic causality were rejected as metaphysical. For psychological theory this resulted in a turn away from Wundt's emphasis on the dynamic and central nature of psychological processes toward sensationalism and processes anchored in the observable periphery of the organism. (Danziger 1979, 205)

In der auf Wundt folgenden Psychologiegeneration kommt es Ende des 19. Jahrhunderts zu einer bedeutsamen Veränderung: An die Stelle der psychischen Emergenz tritt die Vorstellung objektivierbarer Beziehungen zwischen Körper und Geist. In diesem Zusammenhang rückt die Laborforschung, zuvor nur Hilfsmittel, ins Zentrum psychologischer Expertise. Höhere psychische Prozesse – etwa Gefühle, Affekte und Erinnerungen – lösen sich von ihrem philosophischen und kulturellem ‚Ballast‘ und werden zum Gegenstand experimenteller Studien. Damit setzt sich die „Forderung nach einer von philosophischer Spekulation unabhängigen empirischen Psychologie“ endgültig durch (Thomae 1977, 29). Dieser Wandlungsprozess ist aber keine rein inner-akademische Angelegenheit – die Psychologie wird keinesfalls zum Teil der Medizin, Biologie oder einer anderen Naturwissenschaft. Gleichzeitig wird nicht einfach an den bestehenden Kompromiss zwischen transzendentaler Subjektphilosophie und naturwissenschaftlicher Objektivierung – verkörpert durch den ‚Autor‘ Wundt – festgehalten. Stattdessen entsteht um die experimentelle Vermessung menschlichen Verhaltens eine neue und besonders anpassungsfähige Disziplin, die die Psyche in den Kontext weitreichender gesellschaftlicher Anforderungen stellt.

Zum Verständnis dieser Entwicklung bedarf es des Rückgriffs auf zwei Argumentationslinien, die in der Theoriediskussion ausführlicher thematisiert wurden: *Erstens* muss die Forschungspraxis, insbesondere die Arbeit im psychologischen Labor, als aktives Moment dieser Veränderungsdynamik verstanden werden. Die Generation nach Wundt ist weniger durch eine transzendente Subjektphilosophie als durch die



experimentelle Arbeit geprägt, die sie zum Ausgangspunkt ihrer erkenntnistheoretischen Überlegungen macht. Naturwissenschaftliche Denkweisen gelangen also weniger als abstrakte Ideen, sondern vielmehr über die konkrete Forschungspraxis in die Psychologie. *Zweitens* lässt sich die psychologische Forschung im ausgehenden 19. Jahrhundert nicht auf die Analyse der Wissenschaft beschränken, sondern muss in einem heterogenen Feld der Expertise verortet werden, in dem politische und ökonomische Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle spielen. Während sich in der Figur Wundts und der physiologischen Anfangsphase ein Bündnis unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen offenbart, formiert sich nun eine wirkmächtige Koalition mit Akteuren und Institutionen jenseits des akademischen Felds. Dabei sind es vor allem das Bildungssystem sowie die industrielle Massenproduktion, die die Etablierung und den rasanten Ausbau einer anwendungsorientierten Psychologie forcieren und dem Fach insgesamt dazu verhelfen, erfolgreich Fuß zu fassen. Innerhalb dieser historischen Konstellation entsteht eine spezifische Vorstellung psychischer Erschöpfung, die das Ausmaß der äußeren *Arbeitsbelastung* ins Zentrum der Problematisierung rückt.

### **Von der Psychophysik zur Theorie des Gedächtnisses**

In der internen Geschichtsschreibung der Psychologie heißt es, dass eine neue Forschergeneration ab Ende des 19. Jahrhunderts endlich höhere psychische Prozesse als objektive Phänomene betrachtet und damit die psychologische Forschung entschieden vorangebracht habe (Lück 2014, 72–74; L. J. Pongratz 1984, 102–3). Im gleichen Atemzug verweist man auf die Relevanz des so gewonnenen Wissens für „angewandt-psychologische Fragestellungen, wie sie z.B. die pädagogische Praxis und die Wirtschaft mit sich brachten“ (Lück 2014, 73). Trotz aller nötigen Distanz zu derartigen Fortschrittserzählungen, die innerhalb der Psychologie besonders aufgeprägt zu sein scheinen<sup>64</sup>, werden hier die beiden wichtigsten

---

<sup>64</sup> Kenneth Gergen und Carl Graumann sehen die prekäre Position der Psychologie im akademischen Feld als Ursache für diese Tendenz: „As a child of modernist culture, psychological science has treated historical inquiry with little more than tolerant civility. Psychology has been an enterprise struggling to develop a compelling rationale, seeking to establish productive paradigms, and desirous of the respect of more established sciences.“ (Gergen und Graumann 1996, 1) Darüber hinaus sollte man nicht außer Acht lassen, dass sich die Psychologie im Unterschied zu den Naturwissenschaften mit ihren Begriffen sehr nahe am

Veränderungen benannt: die Etablierung einer naturwissenschaftlichen Forschungspraxis und deren enge Verschränkung mit wirtschaftspolitischen Institutionen der Zeit. Doch wie erlangt die experimentelle Methode eine so wichtige Position innerhalb des psychologischen Denkens und wie wird die Koalition zu Politik und Wirtschaft aufgebaut? Ausgangspunkt ist ein anderes Verständnis der Psyche: Kultur und Sprache gelten nicht länger als Vergegenständlichung des Bewusstseins und die ‚Seele‘ büßt ihren Status als metaphysische Entität ein. Die Aufgabe einer experimentellen Psychologie besteht nun darin, auch höhere psychische Prozesse an extern beobachtbaren Kriterien zu messen – das Experiment wird damit vom Hilfsmittel zum zentralen Instrument der Wahrheitssuche.

Doch wie wird die Differenz zwischen Körper und Geist aufgehoben und auf welche Weise von den einzelnen Beobachtungen auf die Beschaffenheit der Psyche geschlossen? Innerhalb der Philosophie entstehen relativ früh Versuche, die Psyche in ihre Bestandteile zu zerlegen, anstatt sie als autonome Instanz zu betrachten. So hat Johann Herbart (1776-1841), Kants Nachfolger in Heidelberg, Anfang des 18. Jahrhunderts eine mechanische Theorie des Geistes vorgelegt. Demnach gelten Vorstellungen als analytisch differenzierbare Elemente, die in Form von Kräften ums Vordringen ins Bewusstsein ringen (Benetka 2002, 36–40). Gustav Fechner (1801-1887), der sich explizit auf Herbart bezieht, arbeitet diese Überlegungen weiter aus und stellt sich noch vor Wundt dem Problem der Messung psychischer Erfahrung. Im Zentrum von Fechners Forschung steht die These, „dass Leib und Seele, Körper und Geist, Physisches und Psychisches nur zwei Weisen sind, in denen dasselbe Grundwesen erscheinen kann“ (Benetka 2002, 44). Anstelle der Emergenz, die das Bewusstsein als eigene Entität postuliert, wird von einem *Parallelismus* zwischen Körper und Psyche ausgegangen: Phänomene in einem Bereich haben eine konkrete Entsprechung im anderen. Auf Grundlage dieser Beziehung zwischen Körper und Geist, die nach Fechner insbesondere Ernst Mach (1838-1916) forciert, werden Zusammenhänge physischer und mentaler Zustände zum neuen Aufgabengebiet der Psychologie (Heidelberger 2000).

---

Alltagsdenken bewegt, was eine klare Abgrenzung zum nicht-wissenschaftlichen Außen für ‚echte‘ Forscherinnen wesentlich wichtiger macht.

Vom Parallelismus ausgehend, untersucht die sogenannte ‚Psychophysik‘ nun die konkreten Verhältnisse zwischen Physischem und Psychischem. Fechner bedient sich dabei der Mathematik, um „gewisse Grundverhältnisse zwischen Leib und Seele und zwischen niederem und höherem Geistigen durch das Verhältnis zwischen arithmetischen Reihen niederer und höherer Ordnung schematisch zu erklären“ (Fechner nach Benetka, 45). Die Messung orientiert sich also an der Vorstellung einer erfassbaren physischen und psychischen Intensität, die in Form bestimmter Reize operationalisiert wird. Dies lässt sich an den Arbeiten des Physiologen Ernst Weber (1795-1878) illustrieren, dessen Arbeiten Fechner aufgreift und weiterführt (Benjamin 2007, 31–35; Benetka 2002, 47f.): Weber hat unter anderem untersucht, wie groß der Gewichtsunterschied eines Gegenstands sein muss, damit er von einer Versuchsperson wahrgenommen wird. Die auf Basis mathematischer Modelle errechneten ‚Konstanten der Wahrnehmung‘<sup>65</sup>, die neben dem Gewicht etwa auch für den Tastsinn und die Helligkeit ermittelt wurden, bilden das Kerngeschäft der Psychophysik – ihre Zielsetzung: das „Auffinden eines Naturgesetzes für die menschliche Wahrnehmungsleistung“ (Lück 2014, 55). Die Psychophysik zeugt also von einer historisch frühen diskursiven Verschränkung zwischen physischer und psychischer Welt. Grundlage ist eine mechanische Theorie der Kräfte, die die Reaktion des menschlichen Organismus in Abhängigkeit vom Ausmaß äußerer Reize untersucht.<sup>66</sup>

Da sich diese experimentelle Forschungsrichtung mit der Analyse einzelner Sinneseindrücke begnügt, die Frage nach höheren psychischen Prozessen hingegen kaum tangiert, bleibt ihre Bedeutung ebenfalls eingeschränkt. Wie im vorherigen Abschnitt am Beispiel Wundts gezeigt, verharrt die Psychologie daher im Schatten der Philosophie, die die Autonomie des menschlichen Geists betont. Was die Psychophysik zusätzlich schwächt, ist die fortlaufenden Problematisierung der experimentellen Methode: Die Interpretation des psychischen Innenlebens ist, wie bei

---

<sup>65</sup> Ein Beispiel ist das Weber-Fechner Gesetz, demzufolge sich die wahrgenommene Stärke von Sinneseindrücken proportional zum Logarithmus der physischen Reizintensität verhält.

<sup>66</sup> Wie auch Wundt ist Fechner tief in die idealistische Philosophie verwurzelt und weist dementsprechend ein weites und vielschichtiges theoretisches Programm auf. Fechners ‚Psychophysik‘ bildet jedoch einen wichtigen Ausgangspunkt der positivistischen Psychologie, die sich gegen die transzendente Subjektphilosophie positioniert (Heidelberger 1993).

Wundt, noch den Versuchsperson überlassen und zeigt deutliche Schwankungen – zwischen Personen und Gruppen sowie hinsichtlich aufeinander folgender Versuchsreihen. Die Diskussion innerhalb der Psychophysik kreist dementsprechend zunehmend um eine vom Subjekt sowie den sozialen Bedingungen unabhängige Möglichkeit der Objektivierung psychischer Zustände (Danziger 1994, 136–41). Auch hier zeigt sich die anhaltende Wirkung der idealistischen Subjektphilosophie, vor deren Hintergrund eine Messung geistiger Zustände immer schon als fehlerhaft und unzureichend erscheinen muss. Die entstehende psychologische Forschung hängt damit sozusagen in der Luft: In der ‚reinen‘ Wissenschaft sind die Möglichkeiten der Institutionalisierung des Fachs ohne einen – im Sinne der Naturwissenschaften – objektiv methodischen Zugriff eingeschränkt. Gleichzeitig fehlt es an gesellschaftlichen Relevanzkontexten, die jenseits der intellektuellen Ordnung zur Etablierung einer „auf ‚weltlicher‘ Ebene dominanten“ (Bourdieu 1992, 121) Disziplin hätten beitragen können. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass Wundt in dieser Phase eine heterogene Koalition zwischen Philosophie, Geisteswissenschaften und experimenteller Psychologie forciert.

Erst im Anschluss an die Psychophysik und im Zuge der Ausbreitung der Laborpraxis zwischen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entsteht ein neuer Ansatz zur Objektivierung und Vermessung der Psyche. Die Psychologie steigt in dieser Phase – innerhalb wie außerhalb des akademischen Feldes – zu einer der bedeutendsten Fachgebiete auf. Die Begründung einer experimentellen Forschung, die auch höhere psychische Phänomene ins Visier nimmt, fällt mit einer Veränderung des Gegenstands zusammen. Die subjektive Interpretation der Versuchsperson wird für irrelevant erklärt und durch die *Beobachtung menschlicher Verhaltensweisen* ersetzt: Von äußeren Reizen und damit verbundenen Reaktionen wird nun direkt auf die Beschaffenheit der Psyche geschlossen.<sup>67</sup> Durch die neue Ausrichtung am Verhalten eröffnet sich ein Weg „weg vom Interesse an der inneren psychischen Aktivität, hin zum Interesse

---

<sup>67</sup> Der von John Watson (1878-1958) und Burrhus Skinner (1904-1990) geprägte Behaviorismus stellt zweifellos den Höhepunkt dieser Bewegung dar. Helmut Lück spricht in Bezug auf den Behaviorismus vom „Extrem einer radikalen *Milieutheorie*“ (Lück 2014, 133), in der das Bewusstsein zum passiven Objekt erklärt wird und damit als vollkommen von der Umwelt determiniert erscheint.

an der Wirkung psychischer Inhalte“ (Benetka 2002, 121). Intersubjektive Variationen im Kontext des Labors sind somit nicht länger methodische Fehler, sondern Regelmäßigkeiten, die selbst den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit unterworfen sind – was interessiert sind statistische Zusammenhänge, typische Verlaufsmuster und Mittelwerte. Das Experiment erlaubt somit von nun an einen direkten Blick in die Tiefe und verspricht, neue Wahrheiten zum Vorschein zu bringen; dies ist paradoxerweise gerade durch die genaue Vermessung der Oberfläche – des sichtbaren Verhaltens – möglich.

Das Problem der empirischen Beobachtung ist damit gelöst, bleibt noch die Frage nach der Aggregation der Ergebnisse zu einer allgemeinen Konzeption der Psyche. Paradigmatisch sind in diesem Zusammenhang Hermann Ebbinghaus' (1850-1909) Arbeiten zum Gedächtnis, die direkt an die Psychophysik Fechners anschließen.<sup>68</sup> Das Gedächtnis wird bei Ebbinghaus *nicht* mehr als von den Elementen unabhängiges Phänomen verstanden, sondern als empirisch erfassbare Vorstellungsreihe gedacht: Seine unterschiedlichen Inhalte treten je nach Intensität gemeinsam oder nacheinander ins Bewusstsein (Benetka 2002, 214–16). Ebbinghaus Ziel ist die Identifikation „des Gesetzes der Stetigkeit und der daraus zu folgenden weiteren Wirksamkeit auch solcher Vorstellungen, die dem Bewusstsein nicht mehr zugänglich sind“ (Gundlach 1987, 37). Die Theorie basiert also auf der Annahme, dass das einmal Erlebte in einem regelmäßigen Zusammenhang zur zukünftigen Wahrnehmung stehe, man sich beispielsweise an kürzlich Geschehenes besser erinnert als an etwas das weiter zurückliegt. Damit tritt schließlich ein theoretisches Modell hervor, das die Sprache höherer mentaler Phänomene spricht und diese direkt mit der empirischen Forschung verbindet – aus einzelnen Beobachtungen lässt sich nun auf *das Gedächtnis* schließen.

Wie genau das funktioniert, lässt sich an Ebbinghaus Versuchen illustrieren: Mit dem Ziel, alle sozialen und kulturellen Störfaktoren zu

---

<sup>68</sup> Ebbinghaus steht in der direkten geistigen Nachfolge Fechners, insbesondere was das Ziel der Objektivierung und mathematischen Formalisierung psychischer Erfahrung betrifft. Sein Werk *Grundzüge der Psychologie* (1902) widmet Ebbinghaus Fechner mit den Worten: „Betrachtet ich den Fleiß, den ich verwendet, Sah ich die Züge meiner Feder an, So konnt' ich sagen, dieses Buch ist mein. Doch überdenk' ich's recht, da es vollendet, Woher mir alles kam, wohin es zielt, Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.“

eliminieren, arbeitet er in seinen Selbstversuchen mit sinnlosen Silbenreihen. Die Versuchsperson – also Ebbinghaus – muss sich die Silbenreihen einprägen und sie anschließend möglichst fehlerfrei wiedergeben; erfasst wird die Anzahl der nötigen Wiederholungen zur Reproduktion in Abhängigkeit zur Länge der Reihe. Auf Grundlage dieses Forschungsdesigns identifiziert Ebbinghaus unter anderem die sogenannte ‚Gedächtnisspanne‘: die Anzahl der Silben, die nach einmaligem Durchlesen im Mittel behalten werden können. In einer weiteren Studie wird untersucht, in welchem Verhältnis die Zeitersparnis des erneuten Lernens zum zeitlichen Abstand des ursprünglichen Einprägens steht – die Ergebnisse werden in Form der bekannten ‚Vergessenskurve‘ zugespitzt (Benetka 2002, 116–20; Roediger 1985). Im Unterschied zur älteren Psychophysik und anderen physiologischen Vorläufern hat dieser Ansatz weitreichende Implikationen, die das gesamte Forschungsfeld reorganisieren: Denn psychische Erfahrungen werden nicht nur einer numerischen Ordnung unterworfen, sondern durch die Theorie des Gedächtnisses auch mit höheren psychischen Prozessen verbunden. Im Gegensatz zum eingeschränkten Anspruch vorheriger Forschungsprogramme werden so allgemeine psychische Funktionen der experimentellen Untersuchung zugänglich.

Die bisherige Darstellung deutet bereits an, dass die Forschungspraxis für die Entstehung der neuen Psychologie ebenso wichtig ist, wie ideengeschichtliche Bezugspunkte. So lässt sich verstehen, warum das Experiment und seine Charakteristika – eine systematische Kontrolle von Störfaktoren, die Isolation einzelner Elemente sowie die präzise Messung – die weitere Entwicklung des Fachs maßgeblich beeinflussen. Die folgende Einschätzung der besonderen Rolle der experimentellen Methode für Ebbinghaus illustriert diesen Zusammenhang:

Ebbinghaus had an excellent sense of experimental design issues and worked hard to eliminate any confounds that might bias his data. Because he was the only subject he tried to keep his life conditions reasonable constant. For example, he tested himself at the same time each day, maintained constancy in the testing environment, and as best he could, given that the studies were conducted over many months, tried not to vary his activities in the hour or so before the test. (Benjamin 2007, 47)

Laut dieser Beschreibung schlägt sich der Glaube an die Objektivität der experimentellen Methode aufseiten des Wissenschaftlers Ebbinghaus in einer eisenharten Disziplin und der Umwandlung des Selbst zum ‚reinen‘ Forschungsgegenstand nieder – ein völliger Gegensatz zur herausgehobenen Stellung der subjektiven Interpretation in der Laborforschung Wundts. Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass in den Texten Ebbinghaus‘ „die theoretische Durchdringung der zur Diskussion stehenden Begriffe hinter die Erörterung der Technik der Versuchsdurchführung und der mathematischen Behandlung der Versuchsergebnisse zurücktritt“ (Benetka 2002, 122).<sup>69</sup> Dem Experiment wird nicht mehr länger der Status des ‚Hilfsmittels‘ zugewiesen; es handelt sich stattdessen um einen „obligatory passage point“ (Callon 1986): Jeder, der am Wahrheitsspiel über die Psyche teilnehmen will, muss den Weg über das Experiment und den neuen Untersuchungsgegenstand, das menschliche Verhalten, gehen. Zu diesem Aufstieg hat die generelle Ausbreitung und Institutionalisierung der Laborforschung in und jenseits der Psychologie einen entscheidenden Teil beigetragen (Roediger 1985; Danziger 1996; Hacking 1983).

### **Vom Labor in die Fabrik**

Mit der Emanzipation der experimentellen Psychologie bewegt sich das Fach also weg von den Grenzen der Philosophie und Physiologie. Doch die alte Koalition zwischen den Fakultäten ist keiner ‚reinen‘ Wissenschaft gewichen – auch wenn die Methodisierung durch das Experiment und die formal-logische Sprache der Mathematik, als rhetorische Mittel der Symbolisierung wissenschaftlicher Integrität, diesen Eindruck vermitteln mögen. Die systematische Quantifizierung des Verhaltens wird durch eine ökonomische Referenz im Diskurs forciert: die *Leistung*. Mit diesem neuen Bezugspunkt entwickelt sich das Forschungsfeld im Rahmen politischer und wirtschaftlicher Imperative der Zeit jenseits rein

---

<sup>69</sup> Die Differenz zur noch philosophisch geprägten Experimentalforschung beschreibt Benetka wie folgt: „Und doch ist auch nur bei flüchtiger Durchsicht des Buches die Differenz zu Wundts Denk- und Forschungsstil nicht zu übersehen. [...] Ebbinghaus‘ Monographie ist eine betont a-theoretische und a-philosophische Schrift, ein nüchterner Forschungsbericht nach Art der Naturwissenschaften, in dem der Reihe nach die Ergebnisse verschiedener Experimente präzise beschrieben und in Hinblick auf ihre Zuverlässigkeit diskutiert werden.“ (Benetka 2002, 106)

innerwissenschaftlicher Fragestellungen entscheidend weiter. So entsteht mit dem Bedeutungsmuster der *Belastung* auch eine spezifische Konzeption von Arbeit, Psyche und Erschöpfung, die den Diskurs bis heute prägt.

Die Verschränkung von abstraktem Wissen und konkreter Problemlösung zeigt sich bereits bei Ebbinghaus: Seine Theorie des Gedächtnisses gelangt durch die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf das praktische Problem des Lernens zu ihrer herausragenden sozialen Bedeutung. Die richtige Reproduktion der Silbenreihe wird zum externen und damit objektiven Kriterium empirischer Beobachtung und gleichzeitig zum Maßstab des Lernerfolgs. Auf der Ebene des Diskurses entsteht dadurch ein neues Verständnis der psychischen Aktivität als Arbeit – die verausgabte Energie entspricht der investierten Zeit zum Erlernen der Silbenreihen. Dadurch wird die psychische Arbeit direkt zum Lernerfolg und damit zur Leistung ins Verhältnis gebracht (Danziger 1987, 1994, 141–55). Die weitreichende Bedeutung dieser Konzeption ist unverkennbar: Die Psyche kann nun bezüglich jeder gesellschaftlichen Aufgabe vermessen werden.<sup>70</sup> Mit der Vorstellung der Psyche als Arbeit stellt sich im Kontext praktischer Anwendung auch die Frage des individuellen Leistungsvermögens. Damit rücken die gesellschaftliche Verteilung subjektiver Fähigkeiten und deren Erfassung auf Ebene der Bevölkerung in den Blick. Dem daraus entstehenden Ansatz der differenziellen Psychologie – der insbesondere auf Francis Galton (1822-1911), William Stern (1871–1938) und Alfred Binet (1857–1911) zurückgeht – kommt bis heute eine große Bedeutung zu. In diesem Kontext entsteht eine ganze Bandbreite standardisierter Testverfahren, mit deren Hilfe die experimentelle Analyse der Umwelteinflüsse um die differenzierte Erfassung des Subjekts ergänzt wird (Danziger 1994, 68–117). Das bekannteste Instrument, das aus dieser Strömung hervorgeht, ist der Intelligenztest, der in unterschiedlichen Spielarten ab Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt wird (Lück 2014, 163–68; Dorsch 1963, 42ff.).

---

<sup>70</sup> Diesem neuen Geist folgend etablierte Ernst Meumann (1862-1915) – früherer Wundt-Assistent – zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine pädagogische Psychologie, die die Bildungssysteme Europas und jenseits des Atlantiks maßgeblich prägte (Danziger 1994, 101–7; Schubeius 1990).



Als eine Art Höhepunkt dieser psychologischen Tradition will ich nun den Wundt-Schüler Hugo Münsterberg (1863-1916) in den Fokus rücken. Münsterberg und andere entwickeln im Geiste der eben skizzierten Denkweise eine Wirtschaftspsychologie, mit der eine bis heute bedeutende Problematisierung der psychischen Erschöpfung einhergeht. Die sogenannte ‚Psychotechnik‘ wird rückblickend, aufgrund der engen Verschränkung mit dem Taylorismus, gerne als unmenschlicher und unwissenschaftlicher Irrweg zurückgewiesen. Dieser Widerstand, der sich schon während ihrer Blütezeit formiert, deutet auf ihre umfassende Macht im Rahmen der industriellen Massenproduktion hin – daher ist sie der ideale Untersuchungsgegenstand. Die Psychotechnik wird kurz nach der Jahrhundertwende durch Stern begrifflich geprägt und im Anschluss daran vor allem von Münsterberg zu einem der Eckpfeiler der damaligen Psychologie ausgearbeitet. Sein Hauptwerk *Psychologie und Wirtschaftsleben: Ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie* (Münsterberg 1912) bildet einen wichtigen Ausgangspunkt der gegenwärtigen Arbeitspsychologie und damit des disziplinären Kontexts, in dem heute das Phänomen Burnout thematisiert wird. Als Ziel weist Münsterberg in seinem paradigmatischen Werk die Etablierung einer Wissenschaft aus, „die zwischen Volkswirtschaft und Laboratoriumspsychologie vermitteln“ und sich „in den Dienst des Wirtschaftslebens“ stellen soll (Münsterberg 1912, 1).

Neben dieser Betonung der praktischen Relevanz ist die Psychotechnik durch eine ausgeprägte Symbolisierung einer streng wertneutralen Methode gekennzeichnet. Für die nötige Plausibilität des widersprüchlichen Konstrukts zwischen Wissenschaft und wirtschaftlicher Praxis sorgt eine für mein Argument wichtige Umdeutung: Die Arbeitsorganisation im Sinne Taylors wird im Rahmen der Psychotechnik als gegebene Umweltbedingung betrachtet und als solche essentialisiert; sie erscheint den Wirtschaftspsychologen als eine Art ‚zweite Natur‘ des Menschen; sie ist demnach kein moralischer Bezugsrahmen, sondern schlicht die objektive Welt ‚da draußen‘ – nur in dieser Welt entstehen psychische Phänomene und nur hier lassen sie sich beobachten (Rüegsegger 1986, 73f.; Jaeger und Staeuble 1981, 64–66). Die Einsicht in diese implizite Normativität hilft zu verstehen, mit welcher Selbstverständlichkeit sich die junge Disziplin gleichermaßen als anwendungsorientiert *und* rein

wissenschaftlich begreift: Denn obwohl die psychische Rationalisierung aufs Engste mit wirtschaftlichen und staatlichen Interessen verbunden ist, sieht sich die Psychotechnik nicht als politischer Akteur im Streit um die soziale Frage, die durch erstarkte Arbeiterbewegung das politische Klima der Zeit prägt. Vor dem Hintergrund des Anspruch der „praktischen Anwendung der Psychologie im Dienste der Kulturaufgaben“ (Münsterberg 1912, 1) versteht sich diese Wirtschaftspsychologie vielmehr als Disziplin, die sich an veränderte Umweltbedingungen und neue gesellschaftliche Verhältnisse anzupassen hat.<sup>71</sup> So positioniert sich das Fach auch insgesamt als hybrides Projekt im Zentrum des Feldes der Expertise. Die „universale Hilfswissenschaft“ (Gundlach 2004, 196) Psychologie verwandelt sich auf diese Weise in eine gefragte Disziplin, die in unterschiedlichen Bereichen mitmischt, ohne einzelne Arbeitsfelder vollends zu dominieren.

Genau wie die Lerntheorie von Ebbinghaus orientiert sich auch die Psychotechnik an der experimentellen Objektivierung der Psyche auf Grundlage menschlichen Verhaltens – ähnlich wie im Taylorismus und dem später entstehenden Behaviorismus bildet dabei ein Reiz-Reaktions-Modell die leitende Perspektive. Wichtigste Forschungsgegenstände sind daher die technischen Arbeitsbedingungen und Lebensumstände der Arbeiterinnen – zahlreiche Untersuchungen beschäftigen sich beispielsweise mit der Beleuchtung, dem Arbeitsrhythmus und der Ernährung (Tramm 1921, 3–26). Im Rahmen der sogenannten „Leistungspsychologie“ (Moede 1930) geht es etwa um die funktionale Beziehung zwischen Mensch und Arbeit und eine systematische Anpassung der beiden Parameter: Welche Reize muss man setzen, um Arbeitskraft bestmöglich zu nutzen und damit die Produktivität insgesamt zu steigern? In diesem Zusammenhang treten zudem die differentielle Psychologie und ihre Kategorisierung individueller Fähigkeiten auf den Plan. Durch sie werden psychologische Typen identifiziert, Menschen also, die unter gleichen Umweltbedingungen ähnliche Verhaltensweisen an den Tag legen. Dieses

---

<sup>71</sup> Auch spätere Verschiebungen der theoretischen Perspektive, die mit der zunehmenden Kritik am Taylorismus einhergehen, werden nicht als unwissenschaftliche Einflüsse von außen gedeutet. Das gilt insbesondere für die Human Relations Bewegung, die ab den 1930er Jahren relativ problemlos in die bestehende Forschungstradition integriert wird (Eckardt 1998).

Forschungsinteresse mündet in Theorien der Persönlichkeit<sup>72</sup>. Diese nehmen die psychische Beschaffenheit des Subjekts und deren Passung hinsichtlich der Anforderungen des Berufs in den Blick (Jaeger und Staeuble 1981, 53–62).

In der Gliederung zu Münsterbergs *Psychologie und Wirtschaftsleben* sind diese theoretische Orientierung und die damit verbundenen praktischen Ansprüche sofort erkennbar (1912, viif.). Der erste inhaltliche Abschnitt behandelt „Die Auslese der geeigneten Persönlichkeiten“ und befasst sich mit dem Verhältnis zwischen Anforderungen unterschiedlicher Berufe und individuellen Fähigkeiten. Im folgenden Kapitel wird „Die Gewinnung der bestmöglichen Leistung“ thematisiert. Neben das „Einüben und Lernen“ treten hier Analysen zur „Anpassung der Technik an die psychischen Bedingungen“ sowie Studien zur „Bewegungsersparnis“.<sup>73</sup> Die genaue Kenntnis der Arbeitskraft Psyche und ihr ergonomischer Einsatz im Produktionsprozess bilden damit die Kernthemen der Psychotechnik. Neben den unterschiedlichen Aspekten der Effizienzsteigerung wird jedoch auch das thematisiert, was der „Gewinnung der bestmöglichen Leistung“ im Wege steht – das „Problem der Monotonie“, die „Störungen der Aufmerksamkeit“ und schließlich das Phänomen der „Ermüdung“ verweisen auf die fundamentale Bedeutung der psychischen Erschöpfung im psychotechnischen Diskurs. Die dabei leitende Denkweise wird im folgenden Zitat sichtbar:

Auf der anderen Seite hat der Zwang praktischer Verhältnisse und die soziale Einsicht die Fabriken selbst in ein großes Laboratorium umgewandelt, in denen die Ermüdungsfrage praktisch experimentell fundiert wurde. Insbesondere die Frage nach der Abhängigkeit der Ermüdung und Leistungsfähigkeit von der Länge der Arbeitszeit wurde an zahllosen Stellen wirklich mit der Methode eines

---

<sup>72</sup> Im Gegensatz zur angloamerikanischen Forschung etabliert sich in Deutschland der Begriff des Charakters anstatt dem der Persönlichkeit. Trotz der unterschiedlichen Herangehensweise – in Deutschland dominierten detaillierte Fallanalysen anstelle von Aggregatdaten – bildet sich um die Vorstellung erfassbarer individueller Differenzen und daraus ableitbarer psychischer Typen ein sehr ähnlicher theoretischer Bezugsrahmen (Danziger 1994, 156–78).

<sup>73</sup> Neben der Produktion thematisiert Münsterberg auch den Konsum aus psychotechnischer Perspektive: Im Unterschied zur späteren Konsumforschung, die sich mit der Analyse von Präferenzen beschäftigt, richtet die damit einhergehende *Regierung des Konsums* (Hälterlein 2015) ihren Blick auf den direkten Einfluss der Werbung beim Konsumenten.

exakten Versuchs geprüft, da es sich leicht feststellen ließ, wieweit die Arbeitsleistung quantitativ und qualitativ durch die Verkürzung der Arbeitszeit verändert wurde. (Münsterberg 1912, 127)

Diese Äußerung macht deutlich, wie die Psychotechnik in die Fußstapfen des Taylorismus tritt und die Fabrik zum psychologischen Labor erklärt. Im Geist des Scientific Management wird ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Ermüdung und Arbeitsumfang postuliert, operationalisiert durch den Faktor Zeit. Auch für die Forschung jenseits der Fabrik ergibt sich damit der Anspruch, „die Belastung durch die berufliche und industrielle Arbeit im Laboratorium nachzubilden“ (Moede 1930, 198), um so die Grenzen des subjektiven Leistungsvermögens zu erfassen.

Das Wahrheitsspiel der Psychotechnik ist also maßgeblich durch den tayloristischen Diskurs der individuellen Arbeitskraft und rationalen Organisation geprägt: Effizienz zu steigern heißt dabei vor allem, Reibung zu verringern und für eine bestmögliche Anpassung des Menschen an den Beruf zu sorgen. Damit rückt die Intensität der Arbeit in den Vordergrund, die als eine dem Menschen äußere Macht und objektivierbare Größe verstanden wird. Im Zentrum des Diskurses steht das Bedeutungsmuster der *Belastung*, die quantitative Verausgabung psychischer Energie (Rüegsegger 1986, 72–75; Jaeger und Staeuble 1981, 59–61). Vor diesem Hintergrund erscheinen die Eckpfeiler der Psychotechniken als wirkungsvollste Präventionsmechanismen gegen die psychische Erschöpfung. Dazu gehören insbesondere die Personalselektion mithilfe standardisierter Tests, die Durchführung zielgerichteter Ausbildungsprogramme und eine rationale Arbeitsorganisation. Diese Techniken eint die Ausrichtung an der bestmöglichen Passung zwischen subjektiven Eigenschaften und beruflichen Anforderungen, die gleichermaßen zur Steigerung der psychischen Gesundheit und wirtschaftlichen Produktivität dienen. Über diese Verschränkung der beiden Dimensionen schreibt Walter Moede in seinem *Lehrbuch der Psychotechnik* Folgendes:

Lüftung, Beleuchtung, Heizung, Arbeitszeit und -dauer, Ermüdung, dies sind alles Faktoren, die für die praktische Arbeitsleistung nicht vernachlässigt werden dürfen und deren gemeinsame Bearbeitung auf einem Grenzgebiet zwischen Hygiene und Arbeitspsychotechnik vorgenommen werden kann. Neben

psychotechnischer Bestgestaltung wird die hygienische, physiologische medizinische Rationalisierung mannigfache Betriebsverbesserungen bringen können. (Moede 1930, 10)

Der Begriff der *Leistung* wird hier durch den der *Hygiene* ergänzt: Auf diese Weise entsteht ein breites Rationalisierungsprojekt, in dem die externe Regulierung der Arbeits- und Lebensbedingungen als dringlichste politische Aufgabe erscheint.

Ein hilfreiches Interpretationsangebot zur Beschreibung dieses Dispositivs findet sich bei Philipp Sarasin (2001), der vom Verständnis des Menschen als „reizbare Maschine“ spricht. Laut Sarasin, der ein breites Textkorpus zu den Themen Körper und Gesundheit untersucht, wird Europa bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts von einem Diskurs der Hygiene beherrscht: Diese Denkweise gründet auf der Vorstellung, „dass der Körper eine Organmaschine sei, die auf äußere und innere Reize reagiere und vollständig von diesen abhängt“ (Sarasin 2001, 20). Wie eben gezeigt, wird im Zuge der Etablierung der experimentellen Psychologie auch die psychische Gesundheit zu einer Frage der Anpassung des Menschen an äußere Reize. Die Problematisierung der psychischen Erschöpfung kreist dementsprechend um das Verhältnis des menschlichen Organismus zu seiner Umwelt, das durch die industrielle Massenproduktion geprägt ist: Die Arbeit erscheint als äußere Belastung, eine Gefahr, die es zu bändigen bzw. richtig zu organisieren gilt. Vor diesem Hintergrund bilden Psychotechnik und Psychohygiene eine Form des Regierens, die sich in der Anforderung einer ‚sauberen‘, das heißt möglichst reiz- und belastungsarmen, Arbeitsumgebung niederschlägt. Es handelt sich dabei um eine politische Strategie, die nicht erst im Berufsleben, sondern bereits in der staatlichen Erziehung und Bildung ansetzt (Besley 2002; Cohen 1983). Hier sind es vor allem Themen der Moral bzw. Disziplin und des angemessenen Verhaltens, die das technische und wirtschaftliche Dispositiv ab Mitte des 19. Jahrhunderts ergänzen und ihre Wirkung bis weit ins 20. Jahrhundert entfalten.

Zum dargestellten Gesellschafts- und Menschenbild lassen sich zahlreiche historische Verbindungslinien identifizieren, von denen ich mit Blick auf die psychische Erschöpfung drei hervorheben möchte: Erstens findet sich im medizinischen Diskurs mit dem Aufstieg der Neurose,

ab Mitte des 19. Jahrhunderts, ein Pendant zur psychischen Belastung industrieller Arbeit. In den zu Beginn des 20. Jahrhunderts eröffneten Privatpraxen und Kurkliniken wird das gehobene Bürgertum – das auf diese Weise der psychiatrischen Anstalt entgeht – wegen Überreizungen der Nerven behandelt. Im Unterschied zum ‚Wahnsinn‘ der unteren Schichten gelten die Nervenleiden als durch äußere Belastungen verursachte körperliche Probleme, weshalb ihnen vor allem durch Ruhe und Erholung beizukommen sei (Shorter 2003, 175–221). Zweitens erlebt die Neurasthenie als Anpassungsproblem einer ganzen Generation an die hektischen Lebensbedingungen der Großstadt und Industriearbeit etwa zur gleichen Zeit enorme öffentliche Aufmerksamkeit (Ehrenberg 2004, 50–55; Kury 2012, 37–54). Mit der Neurasthenie wird eine Schwächung der Nerven beschrieben, die sich insbesondere im Symptom der Erschöpfung äußert – als Ursache gilt ebenfalls ein Übermaß äußerer Reize und Anstrengungen. Schließlich lässt sich das in den 1920er Jahren verbreitete Kriegszittern (engl. ‚shell shock‘) als weiteres typisches Beispiel derartiger Nervenleiden nennen – hier sind es die Belastungen des Ersten Weltkriegs, die sich zu einem Krankheitsbild verdichteten. Bei allen Unterschieden und Besonderheiten ist diese historische Phase somit klar durch einen technisch-physischen Diskurs gekennzeichnet: auf der einen Seite die äußere Belastung von Technik und Industrie, auf der anderen die körperliche Reaktion der Betroffenen. Ähnlich wie im Fall Burnout werden diese Nervenleiden dabei häufig als gesellschaftliche Mode diffamiert und setzen sich im medizinischen Diskurs nie ganz durch. Dennoch haben sie in der damaligen Öffentlichkeit eine enorme Resonanz, was – und auch hier zeigen sich Parallelen zur gegenwärtigen Burnout-Debatte – einmal mehr auf die Relevanz psychologischer Expertise jenseits der Grenzen professioneller Deutungsangebote verweist.

Die Institutionalisierung der Psychologie ist also aufs Engste mit der Etablierung konkreter Anwendungsgebiete und einer Offenheit gegenüber anderen Wissensformen verbunden. Das gilt insbesondere für die Wirtschaftspsychologie, die ab Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend eine Position im Zentrum des *Feldes der Expertise* einnimmt (vgl. Abbildung 4). Die theoretischen Überlegungen hinter diesem Konzept sind im zweiten Kapitel genauer dargestellt worden. An dieser Stelle will ich sie

nur kurz ins Gedächtnis rufen: Um den spezifischen sozialen Orten und der damit einhergehenden Form der Expertise Rechnung zu tragen, wird idealtypisch zwischen Angebot und Nachfrage unterschieden. Die horizontale Achse erfasst die Nachfrageseite: rechts die autonome Problembearbeitung auf Grundlage abstrakten Wissens; links die Sphäre praktischer Tätigkeiten – dort spielt das Urteil von Klientinnen und Interessengruppen eine größere Rolle. Mit der vertikalen Achse wird das Angebot beschrieben: oben die Monopolisierung und Verknappung professionellen Wissens; unten ein offener Umgang mit Expertise, allgemeine Verfügbarkeit und Anschlussfähigkeit an alltägliche Denkweisen. Aus diesen beiden Achsen ergeben sich vier Bereiche im Feld der Expertise: Die Macht von Experten, so die These, ist an die Fähigkeit gebunden, diese unterschiedlichen Pole zu verbinden und sich flexibel zwischen ihnen zu bewegen.

**Abbildung 4: Die Wirtschaftspsychologie im Kontext der industriellen Moderne**



Wie lassen sich die bisherigen Ergebnisse vor diesem Hintergrund systematisieren? Beginnen wir im Bereich der Monopolisierung und wissenschaftlichen Abstraktion (rechts oben): In der psychologischen Laborforschung gilt menschliches Verhalten als Indikator mentaler Prozesse. Theoretische Grundlage dafür ist der Parallelismus von Körper und Geist, durch den die experimentelle Methode der Medizin – genauer der Physiologie – auf den Bereich psychischer Phänomene ausgeweitet wird. Im Mittelpunkt stehen die detaillierte Erfassung äußerer Reize und deren Effekte auf den menschlichen Organismus. Dieses Paradigma ist von Beginn an aufs Engste an externe Relevanzkontexte gekoppelt und insbesondere die Untersuchung der Psyche aus der Perspektive ihrer *Leistungsfähigkeit* etabliert ein im Kontext industrieller Massenproduktion relevantes Forschungsfeld (links oben). Darüber hinaus ist die Rolle von Politik und Ökonomie nicht auf die Rezeption von Expertise beschränkt: Die Orientierung der experimentellen Forschung an gesellschaftlichen Leistungskriterien und die Vorstellung psychischer Tätigkeit als Arbeit verweisen auf die zentrale Bedeutung des Taylorismus für die Konstitution psychologischen Wissens – neben der Physiologie sind also die Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften zentrale performative Kräfte innerhalb des Diskurses (rechts unten). Gemeinsam konstituieren sie die *Vorstellung der psychischen Erschöpfung als Ergebnis einer dem Menschen äußerlichen Belastung*.

Schließlich ergeben sich aus der Konzeption der Psyche als Produktionsfaktor innerhalb der Psychotechnik und des Taylorismus neue Verbindungslinien zu alltäglichen und politischen Diskursen der Zeit: Auf der einen Seite werden dabei bestimmte Nervenleiden, wie die Neurasthenie, zu ‚Volkskrankheiten‘, von denen sozusagen alle betroffen sind, ohne dass sie in Fachkreisen als ‚echte Krankheit‘ anerkannt werden. Andererseits ist die Psyche als Moment industrieller Arbeit nun Gegenstand moralischer Debatten und Bezugspunkt mehr oder weniger offener Klassenkämpfe. Aus der quantitativen Deutung der Psyche als individuelles Leistungsvermögen resultiert die Frage nach der gerechten Verteilung von Arbeit und Kapital – eng damit verbunden ist eine grundlegende Problematisierung individueller Freiheit innerhalb des tayloristischen Arbeitsregimes (links unten). Genau an dieser Stelle ergeben sich ab Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend Spannungen und Konflikte,



die im nächsten Kapitel aufgegriffen werden, um sowohl Kontinuitäten als auch wichtige Wandlungsprozess herauszuarbeiten. Die Kritik adressiert das mechanische und disziplinäre Menschenbild von Taylorismus und Psychotechnik und richtet sich gegen die Vorstellung des Menschen als „reizbare Maschine“ (Sarasin 2001) – das Epizentrum des Widerstands ist die passive Rolle des Subjekts, also dessen Abhängigkeit von den äußeren Arbeitsbedingungen.

### 4.3 Psychologie der Lust: Aufstieg der Motivation Mitte des 20. Jahrhunderts

Über diese Verzahnung von Machtwirklichkeit und Wissensgegenstand hat man verschiedene Begriffe und Untersuchungsbereiche konstruiert: Psyche, Subjektivität, Persönlichkeit, Bewußtsein, Gewissen, usw.; man hat darauf wissenschaftliche Techniken und Diskurse aufgebaut; man hat darauf die moralischen Ansprüche des Humanismus gegründet. [...] Der Mensch, von dem man uns spricht und zu dessen Befreiung man einlädt, ist bereits in sich ein Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er. Eine »Seele« wohnt in ihm und schafft ihm eine Existenz, die selbst ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt. Die Seele: Effekt und Instrument einer politischen Anatomie. Die Seele: Gefängnis des Körpers. (Foucault 1999, 42)

Die Abkehr von der Psychotechnik wird, ähnlich wie das Ende des Taylorismus, gerne als Akt der Befreiung gedeutet. Endlich werden Arbeiterinnen nicht mehr wie manipulierbare Maschinen behandelt und stattdessen hinsichtlich ihrer sozialen und individuellen Bedürfnisse ernst genommen. Diese Erzählung verkennt zwei Dinge: *Erstens*, die Tatsache, dass sich die Psychotechnik selbst keinesfalls nur als Werkzeug einer funktionalen Verhaltensteuerung im Dienste des Kapitalismus begreift, sondern als Teil eines humanistischen Projekts. Laut Münsterberg hat die „wirtschaftliche Experimentalpsychologie [...] keine höhere Aufgabe als diese Anpassung der Berufstätigkeit an die seelische Eigenart der Individuen, mit dem Ziel das übervolle Mass seelischer Unbefriedigung an der Arbeit, seelischer Verkümmern und Bedrücktheit und Entmutigung aus der Welt zu schaffen“ (1912, 181). Dass das Ziel der Anpassung einige

Jahrzehnte später nicht mehr als Teil des humanistischen Projekts erscheint, hat weniger mit der plötzlichen Entdeckung der wahren menschlichen Natur zu tun als vielmehr mit einer grundlegenden Veränderung der Regierung von Arbeit und Psyche. *Zweitens* verdeckt dieses Narrativ die Kontinuität zwischen Psychotechnik und den darauf folgenden arbeitspsychologischen Strömungen. So lassen sich die im Folgenden beschriebenen Veränderungen zum Teil als erweiterte Formen der Disziplin im Sinne Foucaults begreifen, die auf einer feingliedrigen Objektivierung und ‚Abrichtung‘ des Subjekts basieren. Der Mensch wird nun nicht mehr nur hinsichtlich seiner technischen Fähigkeiten, sondern auch bezüglich der sozialen und persönlichen Eigenschaften für betriebliche Ziele nutzbar gemacht.

Die Konzeption der Umwelt wird im Rahmen der sogenannten ‚Human Relations Bewegung‘ von den formalen Arbeitsanforderungen ausgehend um die Einbindungen in soziale Gruppen und damit verbundene Normen und Wertvorstellungen ergänzt. Aus dem erweiterten Verständnis menschlicher Bedürfnisse, jenseits finanzieller Kompensation und der Arbeitserleichterung, ergeben sich jedoch auch neue Ansprüche. Um sie formiert sich eine Problematisierung von Arbeit und Psyche, für die die *Lust* als zentrales Bedeutungsmuster kennzeichnend ist.<sup>74</sup> Im Unterschied zum *Belastungsdiskurs* der Psychotechnik orientiert sich diese Denkweise am subjektiven Innenleben: einem Ort der Interessen, Potentiale und vor allem der Gefühle. Diese individuellen Antriebe bilden den neuen Fixpunkt des Diskurses und bringen eine Problematisierung der Zwänge formaler Arbeitsbedingungen mit sich. Das verweist auf eine Phase des Übergangs, in der sich die Etablierung des „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998) – jenseits der planmäßigen Rationalisierung durch Staaten und Unternehmen sowie außerhalb der Moderation kollektiver Interessen durch die „Konfliktpartnerschaft“ (Müller-Jentsch 1993) zwischen Arbeit und Kapital – abzeichnet.

---

<sup>74</sup> Wie eingangs erwähnt, wird das psychoanalytische Paradigma bei der folgenden Rekonstruktion nur am Rande berücksichtigt, auch wenn es sich hier natürlich um in vielerlei Hinsicht parallele Entwicklungen handelt.

## Ein System technischer und sozialer Integration

Die Koalition aus Taylorismus und Psychotechnik erreicht ihre Hochphase nach Ende des 1. Weltkriegs, ist jedoch spätestens zu Beginn der 1930er Jahre im Zuge der Weltwirtschaftskrise in Europa und den USA in Auflösung begriffen.<sup>75</sup> Der grundlegende Tenor der Kritik ist deutlich im Bericht des Gewerkschaftsvertreters John Frey erkennbar, der der sogenannten HOXIE-Kommission angehört, die sich bereits 1914 mit den Problemen der ‚wissenschaftlichen Betriebsführung‘ auseinandersetzt (Ulich 2005, 11–15; Hebeisen 1999, 114–16; Rügsegger 1986, 67–71).<sup>76</sup> Darin wird das Taylorsystem als Form der Intensivierung und Entwertung der Arbeit dargestellt, eine Kritik die in vielen zeitgenössischen Filmen und Romanen ihr Echo findet – etwa in Charlie Chaplins *Modern Times* (1936), in dem uns die unangepasste Figur Chaplins die Macht und Absurdität des Maschinentakts plakativ vor Augen führen soll. Wie in der folgenden Äußerung erkennbar, kritisiert Frey diesen Zustand in aller Schärfe – insbesondere die Reduktion des Menschen auf mechanische Tätigkeiten durch die Trennung zwischen Hand- und Kopfarbeit:

Taylor und seine Genossen waren ursprünglich Ingenieure und Mathematiker. Sie wussten wenig, wenn überhaupt etwas, von Volkswirtschaft oder Psychologie. Ihr Produktionssystem arbeiteten sie nach mechanischen und mathematischen Gesetzen aus und nahmen dabei als feststehende Tatsache an, dass die Menschen sich in die Schablone eines starren und mechanischen Systems zwingen lassen, und einmal da hineingezwungen, sich naturgemäß einem System anpassen würden, in dem niemand ausser dem Unternehmer Denkarbeit, soweit sie für die Produktion in Frage kommt, tun darf. (Frey 1920, 4 nach Ulich 2005, 14)

Das hier beschriebene Defizit des Taylorismus ist einerseits ein wichtiger Türöffner für die Psychotechnik; so werden etwa Studien zur Ermüdung

---

<sup>75</sup> Meine überblicksartige Vereinfachung unterschlägt an dieser Stelle, dass die Psychotechnik dem Taylorismus zum Teil auch kritisch gegenübersteht und einige Vertreter dieser Schule mit ihren Ansätzen den Weg für neue Organisationsformen der Arbeit bereiten (Ulich 2005, 15–20; Mikl-Horke 2007, 112f.).

<sup>76</sup> Diese Kommission, unter dem Vorsitz von John Hoxie, Professor für Volkswirtschaft an der University of Chicago, ist das Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen Gewerkschaften und Vertretern des Taylorismus. Der hier zitierte Bericht der Gewerkschaftsseite dient der Darstellung einer gängigen Kritik an der ‚wissenschaftlichen Betriebsführung‘.

durchgeführt, um dem Problem der Monotonie zu begegnen (Rüegsegger 1986, 66–72). Andererseits richtet sich die Kritik jedoch auch viel grundlegender gegen die immer weitere Zergliederung der Arbeit, gegen das Primat der Anpassung des Menschen an die technischen Bedingungen und damit gegen die Psychotechnik selbst.

Ein wesentlicher Aspekt der sich formierenden Kritik ist der der ‚Entmenschlichung‘: Mit ihm rückt eine Sprache des subjektiven Innenlebens und der Gefühle ab Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend in den Mittelpunkt. Vor allem die Motivationstheorien der Nachkriegszeit greifen diese Denkweisen auf, entwickeln sie weiter und verbreiten in den 1960er und 70er Jahren das neue Leitbild der Selbstverwirklichung. Zu Beginn war der Imperativ der Autonomie jedoch einem Diskurs der sozialen Zugehörigkeit untergeordnet: Die artikulierte Kritik ist dabei nur zum Teil an der Frage der gerechten Verteilung orientiert; sie richtet sich vor allem gegen die Isolation des Arbeiters und dessen Abhängigkeit von der Betriebsführung. Vor diesem Hintergrund fand eine Integration sozialer Faktoren in die bestehende Arbeitspsychologie statt, die in Theorie und Praxis direkt an die Psychotechnik anschließt und über die die symbolische Distanzierung zum Taylorismus hinwegtäuscht. Im Unterschied zur wissenschaftlichen Betriebsführung war die Wirtschaftspsychologie nämlich durchaus in der Lage, sich vor dem Hintergrund der Kritik neu zu erfinden und als performative Kraft die Reorganisation der Machtbeziehungen aktiv voranzutreiben: Das Mensch-Maschine-Modell wird dabei nicht schlagartig ad acta gelegt und stattdessen schrittweise durch andere Bilder ersetzt.<sup>77</sup>

Der Taylorismus basiert maßgeblich auf der Isolation des Arbeiters und dessen funktionaler Integration in den industriellen Fertigungsprozess: Aufgrund der rationalen Organisation unterschiedlicher Aufgaben und Abläufe, so die Idee, bedarf es keiner Kommunikation zwischen den Arbeiterinnen – im Gegenteil: sie gilt als Störung und allgemeiner Unruheherd. Innerhalb der Psychotechnik tauchen jedoch in den 1920er Jahren Konzepte wie das der ‚Gruppenfabrikation‘ auf, die antreten, um

---

<sup>77</sup> Auch relevante Institutionen innerhalb der Disziplin reagieren auf diese Veränderung, wenn auch mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung. So wird die 1920 gegründete und damit älteste internationale Assoziation des Fachs Psychologie, die ‚International Association of Psychotechnology‘ im Jahr 1955 in ‚International Association of Applied Psychology‘ umbenannt.

die „deutlich erkannten Nachteile der Verrichtungszentralisierung zu überwinden“ (Ulich 2005, 25). Bereits hier deutet sich die Konzeption des Sozialen als Produktionsfaktor an, eine Vorstellung, die über den bloßen Kompromiss zwischen Arbeit und Kapital hinausgeht. In dieser Phase bilden Gewerkschaften die wichtigsten Akteure zur Durchsetzung gemeinschaftlicher Arbeitsweisen. So wird etwa von Seiten genossenschaftlicher Betriebsorganisationen mit Produktionsformen, wie der ‚Werkstattsiedlung‘, experimentiert. Die grundlegende Idee, mithilfe der gemeinschaftlichen Arbeitsorganisation die Kluft zwischen Arbeits- und Lebensraum zu überbrücken, wird einige Zeit später von Arbeitgeberverbänden aufgegriffen und in Maßnahmen zur Bildung von Betriebsloyalität eingesetzt (Jaeger und Staeuble 1981, 86–88). Derartige Bestrebungen bleiben jedoch in ihrer Reichweite und Wirkung eingeschränkt und dienen im Rahmen der Psychotechnik allenthalber als ‚Schmiermittel‘ arbeitsteiliger Produktion. Die betriebliche Instrumentalisierung der von Gewerkschaftsseite angestoßenen Gemeinschaftsprojekte zeugt zudem vom politischen Interesse, sozialistischen Bestrebungen den Boden zu entziehen.

Die angedeuteten gesellschaftlichen Veränderungsprozesse lassen sich als sozialstruktureller und epistemischer Hintergrund begreifen, vor dem ein neuer Blick auf das Verhältnis von Arbeit und Psyche entsteht. Im Anschluss daran entwickeln sich im Kontext der Psychotechnik theoretische Überlegungen zur Rolle sozialer Faktoren in der Produktion. Ausgangspunkt und symbolisches Zentrum dieser Human Relations Bewegung sind die zwischen 1927 und 1931 in den Hawthorne-Werken der Western Electric Company durchgeführten psychotechnischen Untersuchungen, die eng mit dem Namen Elton Mayo (1880-1949), einem der Versuchsleiter der Studien, verbunden sind.<sup>78</sup> Ohne auf die Details der unterschiedlichen Untersuchungsphasen genauer eingehen zu können<sup>79</sup>, muss man zwei Erkenntnisse für die weitere Entwicklung des

---

<sup>78</sup> Es handelt sich hier im Grunde noch um Studien im psychotechnischen Forschungsdesign, die den Einfluss objektiver Faktoren, wie der Beleuchtung, auf die Arbeitsproduktivität und Zufriedenheit ermitteln.

<sup>79</sup> In Lehrbüchern der Arbeitspsychologie und Arbeitssoziologie finden sich überblicksartige Erläuterungen der Hawthorne-Studien (Mikl-Horke 2007, 113–17; Ulich 2005, 39–45). Eine historische Einordnung der Bedeutung der Hawthorne-Experimente innerhalb der

Forschungsfelds als besonders bedeutsam hervorheben: *Erstens* zeigen die Experimente, dass fast jede Veränderung der Versuchsanordnung mit einer Steigerung der Arbeitsleistung verbunden ist – selbst in Fällen in denen man zur ursprünglichen Situation zurückkehrt. Dieses überraschende Ergebnis wird als Resultat der sich durch die Forschung etablierenden sozialen Beziehungen zwischen den Arbeiterinnen selbst, aber auch zu den Forschern und Vorgesetzten interpretiert. Das *zweite* wichtige Ergebnis ist die Entdeckung bestimmter Normen der Produktivität, die in vielen Fällen zu systematischer Leistungszurückhaltung führen: Innerhalb der Gruppe greift ein Konsens bezüglich der zu erbringenden Arbeit, die im Sinne des gemeinschaftlichen Interesses weder unterschritten noch überschritten wird.

Um den Geist der an diese Studien anschließenden theoretischen Strömung nachzuvollziehen, lohnt sich ein Blick in die Monographien Mayos (1933, 1945), dessen Interpretation der Hawthorne-Untersuchungen einen maßgeblichen Einfluss auf die Managementtheorie hatte (Carey 1967; Wren und Bedeian 2009, 281–406). In seinen beiden Hauptwerken wird die experimentelle Analyse, ähnlich wie Münsterbergs *Psychologie und Wirtschaftsleben* (1912), zu wirtschaftspolitischen Problemen und der betrieblichen Praxis in Beziehung gesetzt – es handelt sich also ebenfalls um Ratgeber zur Regierung von Arbeit und Psyche. Analog zu seinen Vorgängern begreift auch Mayo die experimentelle Methode als Möglichkeit, das Subjekt und dessen Eigenschaften sichtbar zu machen und es auf diese Weise an die Arbeitsbedingungen anzupassen – oder wie Eva Illouz es formuliert: „Trotz der erheblichen theoretischen Unterschiede zwischen der Arbeit der Experimentalpsychologen und Elton Mayos revolutionärer Theorie der Human Relations bestand eine Kontinuität zwischen beiden Bereichen, insofern Mayo die *Persönlichkeit* als wichtigsten Faktor für den Erfolg eines Unternehmens ausmacht.“ (Illouz 2009, 122)

Bereits der Titel seiner beiden Bücher *The Human Problems of an Industrial Civilization* (Mayo 1933) und *The Social Problems of an Industrial*

---

Theorien des Managements liefern Daniel Wren und Arthur Bedeian (2009, 283–98). Die offizielle Darstellung der Versuchsdesigns und Ergebnisse der Untersuchungen stammt von Fritz Roethlisberger von William Dickson, den beiden anderen Versuchsleitern der Studien (1939).

*Civilization* (Mayo 1945) deuten jedoch darauf hin, dass die Persönlichkeit hier unter einem anderen Blickwinkel als in der Psychotechnik betrachtet wird. Mayo geht es um Probleme der ‚Zivilisation‘ und damit um soziale Faktoren, die auf Normen und Wertvorstellungen verweisen. Dementsprechend werden wirtschaftliche Krisen und individuelle Leiden als Pathologien einer gesellschaftlichen Desorganisation und fehlender sozialer Kontrolle gedeutet (Mayo 1933, 122–67). Zum besseren Verständnis bedarf es an dieser Stelle einer genaueren Rekonstruktion der Argumente: Die liberale Wirtschaftstheorie, die Mayo als seinen wichtigsten Gegner aufbaut, basiert seiner Einschätzung nach auf einer Reihe von Annahmen, die er unter der Beschreibung „Rabble Hypothesis“ zusammenfasst (1945, 34–56): Er kritisiert das dort gezeichnete Bild der Gesellschaft als unzusammenhängende Masse von Individuen, die in einer Art Naturzustand verharret; der Mensch erscheint als rein von individuellen Interessen geprägt und es regiert die Macht des Stärkeren. Laut Mayo seien nicht zuletzt die Ergebnisse der Hawthorne-Studien Beweis dafür, dass Kooperation und kollektive Normen nicht die Ausnahme, sondern die Regel wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens sind. Vor dem Hintergrund der andauernden ökonomischen Krise und Massenarbeitslosigkeit in den Großstädten formuliert er daher folgende Einschätzung:

It is unfortunate for economic theory that it applies chiefly to persons of less, rather than greater, normality of social relationship. [...] [E]xtensive social disorganization or lack of organization, international and intranational, must be postulated before the so-called laws of economics apply. In other words, our studies of economic fact are upside down; we have, as it were, an extensive pathology, but no physiology, an elaborate study of abnormal social determinants, none of the normal. (Mayo 1945, 43)

Mayo tritt an, diese fehlende Sozialphysiologie bereitzustellen, die der ‚normalen‘ Organisation der Gesellschaft auf den Grund geht, für die die Ökonomie seiner Auffassung nach blind ist. Interessant und aufschlussreich sind dabei vor allem seine Diskussionen Emile Durkheims (Mayo 1945, 6–14, 53, 1933, 129–48, 165). Durkheims Einschätzung folgend diagnostiziert er „a rapid industrial, mechanical, physicochemical advance, so rapid that it has been destructive of all the historic social and personal

relationships” (Mayo 1945, 8). Diese These der Auflösung sozialer Solidarität im Kontext voranschreitender Arbeitsteilung wird ergänzt durch den Hinweis, dass der Weg zurück in die vermeintliche Harmonie ‚einfacher Gesellschaften‘ versperrt ist:

[A]ny study of such simple societies, whether by anthropologists or sociologists, possesses small relevance to the problems that so sorely beset us now. In these days of rapid and continuous change, the whole conception of social organization and social discipline must be radically revised. And, in this, the so-called "radicals" are of small aid, being not radical but reactionary: they would require us to return to a form of social organization that has been made obsolete by technical advance. (Mayo 1945, 10)

Hier werden nicht nur sozialistische Bewegungen als reaktionär abgestempelt, sondern jede Konzeption gesellschaftlicher Einheit und Stabilität als naiv und rückständig kritisiert. Daher ist Mayos ‚Medizin‘ gegen die soziale Desorganisation auch eine andere als die des französischen Sozialreformers Durkheim: Nicht der Staat, das Recht oder Berufsgruppen seien in der Lage, den Zusammenhalt *der* Gesellschaft wieder herzustellen; stattdessen müsse man beim Individuum ansetzen und es mit den nötigen ‚sozialen Skills‘ ausstatten. Darunter versteht Mayo „a capacity to receive communications from others, and to respond to the attitudes and ideas of others in such fashion as to promote congenial participation in a common task” (Mayo 1945, 13). Im gleichen Atemzug spricht Mayo von psychischen Problemen, die er – wie die Psychotechnik – als Anpassungsschwierigkeiten deutet. Psychisch krank werde der, der nicht in der Lage sei, sich in einem gegebenen sozialen Umfeld ‚richtig‘ zu verhalten. Als Ideal wird – ganz im Sinne und Vokabular der physiologischen Tradition – das Bild eines anpassungsfähigen menschlichen Organismus formuliert: “When a man has developed a skill, it means that the adjustment of his whole organism, acting as a unit and governed by his thinking and nervous system, is adequate to a particular point in the situation which he is handling.” (Mayo 1945, 15)



## Vom System zum Subjekt

Auch wenn Mayo Durkheims Vorstellung einer kollektiven Moral skeptisch gegenübersteht, orientiert sich sein Denken doch an der Frage der normativen Integration. Diese erscheint ihm umso dringender, je weiter die technische und wirtschaftliche Rationalisierung voranschreiten und sich Menschen von ihren gegebenen sozialen Zusammenhängen lösen. Ausgehend von seiner Orientierung an sozialen Fähigkeiten rücken bei Mayo – und auch das verbindet ihn mit Durkheim – daher Erziehungs- und Bildungsprogramme ins Zentrum, deren Ziel es ist, kooperative Subjekte hervorzubringen (Trahair 1984): Im Mittelpunkt steht also die Etablierung angemessener Verhaltensweisen, was die Kenntnis unterschiedlicher sozialer Situationen und ihrer informellen Normen voraussetzt. Es geht also um Techniken der Disziplin und Affektkontrolle, wie sie Norbert Elias (1976) am Beispiel des höfischen Lebens herausgearbeitet hat.<sup>80</sup> Damit rückt die Einhaltung der jeweiligen sozialen Konventionen in den Fokus; dazu gehört es auch, das Subjekt anzuleiten, „seine Wut unter Kontrolle zu halten“ (Illouz 2009, 134). Soziale Fähigkeiten werden auf diese Weise Angriffspunkte einer Regierungstechnik, die sich an Mechanismen der Verhaltenskontrolle orientiert. Neben die technische Umwelt, in die das Subjekt durch Selektion und Übung eingepasst wird, tritt nun die soziale Umgebung, die ebenfalls als Bereich wirtschaftspolitischer Intervention erscheint: Die dem Menschen äußere Arbeitslast müsse also sowohl in technischer als auch in sozialer Hinsicht domestiziert werden (Roethlisberger und Dickson 1939, 551–68).<sup>81</sup>

Ein Systemdenken, leitend für das Weltbild der Technik und des Ingenieurswesens seit Ende des 19. Jahrhunderts, überträgt sich somit auch auf das Problem der sozialen Organisation von Arbeit (Shenhav 1995). Dabei bilden die Psychotechnik und insbesondere ihre experimentelle Analyse des Verhaltens ein wichtiges Bindeglied zwischen der

---

<sup>80</sup> Reinhard Bendix zieht in seinem Werk *Herrschaft und Industriearbeit* eine direkte Parallele zwischen der höfischen Verhaltenskontrolle via Etikette und dem Führungsstil der Human Relations (1960, 436f.).

<sup>81</sup> Roethlisberger und Dickson unterscheiden zwischen technischer und sozialer Integration und bewegen sich damit innerhalb der soziologischen Wissensordnung des 20. Jahrhunderts. Seinen Höhepunkt erlebt dieser Diskurs wohl in der Debatte zwischen Niklas Luhmann und Jürgen Habermas, in der die funktionale Arbeitsteilung dem gesellschaftlichen Bedarf nach Verständigung gegenübergestellt wird (Habermas und Luhmann 1971).

wissenschaftlichen Betriebsführung à la Taylor und der Theorie der Human Relations.<sup>82</sup> Die Analyse des ‚Tavistock Institute of Human Relations‘ durch Peter Miller und Nikolas Rose (1988) verweist auf die weitreichende gesellschaftspolitische Einbettung und Wirkung dieser Form psychologischer Expertise. Im Jahr 1946 gegründet, führt das englische Institut vor allem in den 1950er Jahren einflussreiche Untersuchungen zum Gruppenverhalten und der organisationalen Entwicklung durch, die deutliche Parallelen zu den Hawthorne-Studien aufweisen. Die Einrichtung stellt das praktische Pendant der Psychohygiene des frühen 20. Jahrhunderts dar und widmet sich ebenfalls dem Problem der Anpassung. Dem Geist der Human Relations folgend erscheint nun aber nicht mehr die technische, sondern die gesellschaftliche Umwelt als primärer Ort der Intervention, die auf die kleinsten Anzeichen sozialer Desintegration und daraus resultierender Belastungen hin beleuchtet wird. Die hier formulierten Techniken der Psychohygiene setzen bereits an der ersten und untersten sozialen Einheit – der Familie – an und entwerfen von dort ausgehend klare Rollenerwartungen zur Vermeidung von Gruppenkonflikten (Trist und Murray 1990; P. Miller und Rose 1988).

Wie Miller und Rose zeigen, wird ausgehend von der Familie der Betrieb zur wichtigsten Zielscheibe der Intervention. Die daraus resultierende strategische Ausrichtung von Seiten des Tavistock Instituts fassen Miller und Rose wie folgt zusammen:

The solution proposed was a qualitative change in the method of work so that a form of social organization could develop which was compatible with the technology. [...] In short equilibrium was to be re-established through recreating stable

---

<sup>82</sup> Die Darstellung der Human Relations konzentriert sich auf die USA, da zu Beginn des 20. Jahrhunderts der angloamerikanische Raum die Voreiterrolle im Bereich der angewandten Psychologie von Deutschland übernimmt. Der federführende Vertreter der Psychotechnik, Hugo Münsterberg, wird bereits 1897 zum Professor in Harvard berufen und 1898 zum Präsidenten der ‚American Psychological Association‘ gewählt. In Deutschland setzt sich die Psychotechnik nach dem ersten Weltkrieg endgültig durch (Rüegsegger 1986, 78–82, 133–37). Mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus wird das Interesse an den sozialen Faktoren der Arbeit in Deutschland „mit der Arbeitsfreude als Pflichtgefühl am Volk verschmolzen“ (Rüegsegger 1986, 142). Dennoch zeigen sich nach wie vor deutliche Parallelen der deutschen Sozialpsychologie und der Human Relations – beide Traditionen deuten psychische Pathologien als Problem der sozialen Desintegration (Hinrichs 1981, 264–303). Nach Ende des 2. Weltkriegs etabliert sich in Deutschland eine Arbeits- und Organisationspsychologie amerikanischer Prägung (Kieser 2006, 150–52).

primary work groups, although ones which were complementary to the new technological reality. 'Socio-technical systems' was the term coined to describe this understanding of the interrelation of technology and social groups. (1988, 185)

Anstatt von gegebenen Normen und gesellschaftlichen Institutionen auszugehen, müsse man diese – in Zeiten massiver technischer Veränderungen – selbst neu erschaffen. Die daraus resultierenden Maßnahmen der „calculated production of social solidarities“ (P. Miller und Rose 1988, 187) sind Teil einer wohlfahrtsstaatlichen Regierungsweise, die die soziale Zugehörigkeit als Mittel der Einhegung wirtschaftlicher Kräfte begreift: Steuerliche Umverteilung, Mechanismen sozialer Sicherheit, solidarische Gesundheits- und Rentensysteme bilden ihre wichtigsten Dimensionen. Im Kern formiert sich diese politische Rationalität somit um Instanzen der Normierung, die die *soziale Ordnung* der Gesellschaft ins Zentrum rückt. Die damit einhergehende „Konstruktion von ‚Gesellschaft‘ als national gerahmte Vergemeinschaftungsform“ prägt „das soziale Selbst(-Bild) der westlichen Industrienationen der 1950er bis 1970er Jahre“ (Lessenich und Nullmeier 2006, 9f.). Und auch wenn die Psychologie kein einheitliches Bild *der* Gesellschaft zeichnet, ist sie durch die Orientierung an der sozialen Integration im Rahmen der Human Relations doch Teil dieses wohlfahrtsstaatlichen Dispositivs.

Es ist dieser sozialpolitische Rahmen, in dem die von Talcott Parsons dargestellte „sick role“ so hohe Plausibilität besitzt (1951, 283–86): Der Kranke begibt sich in die Hände der Ärztin, gibt einen Teil der eigenen Autonomie ab und unterwirft sich dem souveränen Blick der medizinischen Profession. Im Gegenzug wird man auf Basis einer differenziellen Diagnose von bestimmten Verantwortungen – in diesem Fall der Pflicht zu arbeiten – befreit. Die Krankenrolle ist sehr voraussetzungsvoll und in letzter Instanz vor allem an den Wohlfahrtsstaat und dessen Legitimität gebunden. Ausgewiesene Expertinnen müssen die Krankheit sichtbar machen und es bedarf der Anerkennung des Leidens im Rahmen offizieller Klassifikationssysteme. Darüber hinaus muss der nationale Gesundheitsapparat für diese Fälle Formen der Kompensation bereithalten und diese mit Unternehmen und Arbeitnehmervertretungen rechtlich und monetär abstimmen. Nicht zuletzt ist die Kooperation von Betroffenen nötig, die die Krankenrolle annehmen und sich dementsprechend

verhalten müssen. Parsons funktionale Theorie der Krankheit ist also in ein Regime der Herrschaft eingebettet, das auf einer klaren Hierarchie und Aufgabenverteilung beruht. Hier wird deutlich, dass sich der medizinische und psychologische „Diskurs der Moderne“ (Habermas 1988) trotz aller Unterschiede punktuell mit dem verbindet was Foucault als „Disziplinargesellschaft“ beschreibt. Es geht um „das Ordnen menschlicher Vielfältigkeiten“ und darum, „gleichzeitig die Fügsamkeit und die Nützlichkeit aller Elemente des Systems zu steigern“ (Foucault 1999, 279f.). Dies korrespondiert mit einer spezifischen Form der Selbstdisziplin, der Fähigkeit, „seine Leidenschaften um seiner eigenen Interessen Willen zu zügeln“ (Illouz 2009, 141).

Doch wie eingangs angedeutet, handelt es sich bei den ab Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzenden Veränderungen nicht nur um eine Fortschreibung bestehender Machtverhältnisse. Bereits die Human Relations weisen weit über das Paradigma der Anpassung hinaus, indem sie neue Möglichkeiten zur Artikulation des subjektiven Innenlebens hervorbringen. Im Gegensatz zu den mechanistischen Untersuchungen der Psychotechnik etablieren die Human Relations einen therapeutischen Stil und können „den Befragten eine Form des Sprechens entlocken, die wesentlich privater und emotionaler war“ (Illouz 2009, 127). Damit tritt ein Subjekt hervor, das sich nicht mehr auf technische oder soziale Fähigkeiten reduzieren lässt – stattdessen erscheint es zunehmend als durch Motive und Gefühle konstituiert. Mit der Begründung der *Lust* als kulturelle Kategorie, die sich unter anderem in der psychoanalytischen Tradition Sigmund Freuds bündelt,<sup>83</sup> wird die Arbeit somit zum Ort des Konflikts zwischen individuellem Antrieb und äußerem Zwang. Das Projekt der Selbstverwirklichung bahnt sich seinen Weg und verweist auf individuelle Potentiale, die es im Sinne des psychischen Wohlbefindens und der Produktivität zu berücksichtigen gilt.

Während sich die Kritik am Taylorismus einerseits gegen die soziale Isolation richtet, formiert sich dementsprechend ab Mitte des 20. Jahrhunderts um die Idee der *Lust* eine zweite Form des Widerstands.

---

<sup>83</sup> Freud wurde in diesem Abschnitt auch deshalb ausgeklammert, da er eine Figur des Übergangs zwischen den beiden rekonstruierten Psychologietraditionen darstellt und für das Ziel einer klaren Erarbeitung der historischen Unterschiede daher weniger geeignet ist.

Auch hier finden sich zahlreiche Vorläufer innerhalb der alten Wissensordnung: Kurt Lewin etwa bringt das „Bedürfnis nach Arbeit“ mit der „Liebe zum Werk“ sowie einer generellen „Schaffensfreude“ in Verbindung, die nicht durch „das sinnlose Hin- und Herstapeln von Holz in Gefängnishöfen“ (Lewin 1920, 11f. nach Ulich 2005, 22) befriedigt werden könne. Im Kontext der dominierenden Psychotechnik der 1920er Jahre bleibt die wirtschaftspsychologische Forschung Lewins und anderer jedoch weitgehend an die bestehende Denkweise gebunden (Lück 2011). Die frühe Konzeption der Motivation orientiert sich an der arbeitsteiligen Organisation der industriellen Produktion; die individuelle „Schaffensfreude“ soll hier lediglich durch die Erweiterung der Arbeitsaufgaben und deren systematische Variation gesteigert werden (Ulich 2005, 7–38). Mit dem therapeutischen Diskurs der Human Relations öffnet sich nun langsam der Raum für ein neues Subjektverständnis. Etwas vereinfacht ließe sich sagen, dass das Verhältnis zwischen Subjekt und Umwelt nun schrittweise ins Gegenteil verkehrt wird: An die Stelle der Unterwerfung unter die technische und soziale Organisation der Arbeit tritt die Vorstellung der individuellen Gestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft.

In der Politik schlägt sich dies in Initiativen zur ‚Humanisierung der Arbeit‘ nieder, die in den 1960er bis 1980er Jahren eines der Hauptthemen der öffentlichen Diskussion in Deutschland darstellen (Mikl-Horke 2007, 158–67; Kieser 2006, 164–67). Die Reformprojekte kreisen um die Forderung nach mehr Autonomie, Selbstbestimmung und persönlichem Wachstum; nun sollen die Arbeitsbedingungen möglichst offener gestaltet sein und Raum zur Befriedigung heterogener Bedürfnisse bieten. Wie unter anderem Nikolas Roses (1992) und Ulrich Bröcklings (2007) Diagnosen des „unternehmerischen Selbst“ deutlich machen, entsteht vor diesem Hintergrund das Ideal eines durchsetzungsstarken und eigenverantwortlichen Subjekts, das die Dinge selbst in die Hand nimmt, anstatt sich den äußeren Gegebenheiten zu unterwerfen. Wichtige Grundlage dieses Selbstverständnisses ist eine positive Psychologie, die anstatt spezifischer Skills den Glauben an sich und die eigenen Fähigkeiten betont. Historischer Vorläufer solcher „Psycho-Techniken“ (Traue 2010) des ‚Empowerment‘ sind die ab den 1950er Jahren propagierten Motivationstheorien, von denen ich die Überlegungen von Abraham Maslow (1908-1970) exemplarisch herausgreifen möchte. Maslows

theoretischer Ausgangspunkt sind Bedürfnisse („needs“), die als fundamentaler Antrieb menschlichen Verhaltens begriffen werden. Was genau damit gemeint ist, lässt sich durch seine eigene Abgrenzung gegenüber anderen Perspektiven verdeutlichen. Im folgenden Zitat wird auf dieser Grundlage beispielsweise die Vorstellung eines natürlichen Gleichgewichts menschlicher Bedürfnisse kritisiert:

We cannot identify all physiological needs as homeostatic. That sexual desire, sleepiness, sheer activity and exercise, and maternal behavior in animals are homeostatic has not yet been demonstrated. Furthermore, this list would not include the various sensory pleasures (tastes, smells, tickling, stroking), which are probably physiological and which may become the goals of motivated behavior. Nor do we know what to make of the fact that the organism has simultaneously a tendency to inertia, laziness and least effort and also a need for activity, stimulation, and excitement. (Maslow 1954, 36)

Maslow geht davon aus, dass sich selbst physiologische Phänomene, wie die Nahrungsaufnahme oder der Schlaf, nicht allein als Anpassungsleistung begreifen lassen; vielmehr wohnen dem Organismus gewisse Tendenzen der Aktivität sowie Passivität inne, die auf subjektive Motive verweisen.

In seinem bekannten Modell stellt Maslow unterschiedlichen niederen Grundbedürfnissen höhere Motive gegenüber. An der Spitze der später so benannten ‚Bedürfnispyramide‘ thront der sich selbst verwirklichende Mensch – ein Bild, exemplarisch für die psychologische Theoriebildung, die sich ab den 1960er Jahren um die Vorstellung eines inneren Antriebs neu organisiert (Miner und Dachler 1973; Latham und Pinder 2005). Die Persönlichkeit erscheint dementsprechend nicht mehr als Bündel technischer und sozialer Fähigkeiten, sondern ist durch Motive und Einstellungen konstituiert; ihr ‚Wachstum‘ resultiert nicht länger aus der Anpassung an die äußeren Umstände, sondern verweist auf die Verwirklichung individueller Bedürfnisse. Vor diesem Hintergrund verändert sich auch das Verständnis der Umwelt: Sie wird auf der einen Seite zur Herausforderung, die es zu meistern gilt und auf der anderen Seite zum Ort der Interessen und Anreize (Ulich 2005, 44–49; Mikl-Horke 2007, 122–29). Maslow und die an ihn anschließenden

Motivationstheorien bewegen sich also konsequent weg vom Paradigma der Ordnung und Anpassung hin zum Projekt der Selbstverwirklichung. Die Rahmenbedingungen der Arbeit werden dabei nicht völlig außer Acht gelassen, spielen aber eine untergeordnete Rolle. So geht der Motivations-theoretiker Frederick Herzberg (1923-2000) in seiner einflussreichen „motivation-hygiene theory“ von einer Dualität der Motivationsstruktur aus und unterscheidet zwischen negativen und positiven Faktoren (Herzberg et al. 1959; Herzberg 1966): Unter ersteren werden insbesondere das Einkommen, die formale Arbeitsgestaltung, die Sicherheit des Arbeitsplatzes und soziale Beziehungen zusammengefasst. Das Fehlen dieser sogenannten ‚Hygienefaktoren‘ ruft laut Herzberg Unzufriedenheit hervor. Ihnen stellt er die ‚Wachstumsmotive‘ gegenüber, die für den wesentlich wichtigeren Faktor der Arbeitszufriedenheit verantwortlich sind. Darunter fällt vor allem die individuelle Einschätzung bezüglich Arbeitstätigkeit, Autonomie, persönlichem Erfolg, Aufstiegsmöglichkeiten und sozialer Anerkennung.<sup>84</sup>

Die Motivationstheorien sprechen also eine Sprache der Gefühle und Empfindungen – anstelle der Arbeitsleistung und deren externe Bedingungen gerät die Frage nach der Arbeitszufriedenheit in den Blick. Auch soziale Faktoren werden aus dem Kontext der gesellschaftlichen Ordnung gelöst und vom subjektiven Innenleben aus neu ‚erfunden‘: Nun geht es um die persönliche Wahrnehmung sozialer Anerkennung, die das Forschungsfeld kollektiver Normen weitgehend ersetzt. Diese grundlegende Verschiebung vom System bzw. der Umwelt hin zum Subjekt und dessen emotionalem Innenleben hat weitreichende Folgen für die Problematisierung der Psyche. Paradigmatisch für das nun vorherrschende Bild psychischer Leiden steht das folgende Zitat aus Maslows Werk *Motivation and Personality*, das wie ein Vorbote der heutigen Selbsthilfe- und Beratungsliteratur klingt:

---

<sup>84</sup> Chris Argyris überträgt die Idee der persönlichen Entwicklung und Selbstverwirklichung auf die Organisation und formuliert von dort aus eine fundamentale Kritik an starren betrieblichen Strukturen. Klare Kontrollmechanismen sind laut Argyris dafür verantwortlich, dass sich Mitarbeiter nicht zu selbstständigen Menschen entwickeln und damit nie ihr Potential ausschöpfen. An die Stelle externer Zwänge müsse daher ein partizipativer Stil treten, der dafür sorgt, dass die Interessen der Mitarbeiter mit den Zielen des Unternehmens verschmelzen (Argyris 1957).

A good many personal qualities that can be perceived on the surface and that seem at first to be various and unconnected may be understood as manifestations or derivatives of a more fundamental single attitude, namely, of a relative lack of overriding guilt, of crippling shame, and of extreme or severe anxiety. This is in direct contrast with the neurotic person who in every instance may be described as crippled by guilt and/or shame and/or anxiety. Even the normal member of our culture feels unnecessarily guilty or ashamed about too many things and has anxiety in too many unnecessary situations. Our healthy individuals find it possible to accept themselves and their own nature without chagrin or complaint or, for that matter, even without thinking about the matter very much. (Maslow 1954, 155)

Maslow erklärt die neurotische Persönlichkeit, die unter gesellschaftlichen Anforderungen und Verboten leidet, zum Relikt der Vergangenheit. An Stelle dieses rückständigen Menschen, der Verantwortung und Schuld in sich trägt, tritt ein Subjekt das seiner inneren Natur und den dort verborgenen Antrieben und Wünschen folgt. In dieser Äußerung wird erkennbar, wie Verhaltensweisen und Emotionen ihren Bezug zu sozialen Maßstäben verlieren und stattdessen als Manifestation persönlicher Motive gedeutet werden. Psychische Probleme gelten nicht länger als Fehlanpassung des Subjekts, sondern als irrationale Angst, man selbst zu sein – der Schlüssel zur psychischen Gesundheit ist daher nicht mehr die Selbstdisziplin, sondern die Anerkennung und Verwirklichung des eigenen ‚Wesens‘. Die paradox wirkende „Aufforderung zu werden, was man schon ist“ (Bröckling 2007, 27), verweist in diesem Zusammenhang auf eine im Subjekt verborgene Wahrheit.

#### **4.4. Zusammenfassung: Von der Anpassung zum Imperativ der Gestaltung**

Wie gezeigt wurde, zeichnet sich die Psychologie in ihrer Entstehungsphase durch eine hybride Position zwischen Philosophie und Naturwissenschaften aus. Diese Stellung personifiziert zwischen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts kein anderer so deutlich wie Wilhelm Wundt: Auf der einen Seite etabliert er das physiologische Experiment



innerhalb des psychologischen Forschungsfeldes, auf der anderen Seite bleibt für ihn die Objektivierung des Bewusstseins auf den Bereich einfacher geistiger Phänomene beschränkt. Das Experiment dient lediglich als ‚Hilfsmittel‘ und wird durch eine Subjektphilosophie und geisteswissenschaftliche Theorien ergänzt, die die Rätsel der ‚Seele‘ mithilfe des reinen Denkens und der Kulturdeutung entschlüsseln. Die Psychologie ist in dieser Anfangsphase vor allem ein Kompromiss zwischen den etablierten Fakultäten der Geistes- und Naturwissenschaften und bleibt innerhalb wie außerhalb des akademischen Feldes weitestgehend unbedeutend. Mit Blick auf den sich konstituierenden psychologischen Diskurs ist jedoch festzuhalten, dass im Anschluss an die Physiologie ein Reiz-Reaktions-Modell entsteht, mit dem das Verhältnis zwischen psychischem Subjekt und dessen Umwelt in den Mittelpunkt rückt – eine Konzeption, an die die auf Wundt folgende Forschergeneration anschließt.

Ab Anfang des 20. Jahrhunderts rückt das Experiment ins Zentrum der psychologischen Forschung: An die Stelle der Trennung von Körper und Geist tritt im Kontext des Aufstiegs der Naturwissenschaften die Idee *eines* gleichermaßen physischen und psychischen *Organismus*. Ausgangspunkt der experimentellen Laborforschung ist nun die Orientierung an menschlichen Verhaltensweisen, die als Manifestation der Psyche verstanden werden. Neben dieser innerwissenschaftlichen Verschiebung sind es Veränderungen im weiteren Feld der Expertise, die zum Aufstieg und Wandel der Disziplin beitragen. So entsteht in direktem Kontakt zur industriellen Massenproduktion eine von den etablierten Fakultäten unabhängige Wirtschaftspsychologie: im Mittelpunkt die psychische Arbeit sowie das individuelle Leistungsvermögen. Der Diskurs dieser Forschungstradition, die ihren Höhepunkt mit der Psychotechnik und der Figur Münsterbergs erreicht, ist geprägt durch die Vorstellung der rationalen Planung und technischen Effizienz. Es gilt, die psychische Arbeitskraft bestmöglich zu nutzen, was eben auch heißt, den Organismus bzw. die Nerven nicht übermäßig zu strapazieren. Taylorismus und Psychotechnik bilden dabei eine wirkmächtige Allianz, die die Arbeitsorganisation sowie Personalselektion ins Zentrum des Regierens rückt. In dieser Phase dominiert das Bedeutungsmuster der *Belastung*: psychische Leiden gelten als Problem der Ermüdung und Fehlanpassung.

Trotz der Gefahr einer oberflächlichen Generalisierung lässt sich diese Geschichte als Bestandteil des Aufstiegs der Humanwissenschaften deuten, mit dem Foucault die Diagnose der ‚Disziplinargesellschaft‘ verbindet. Während die Medizin in der Klinik ‚nur‘ den Körper unter Kontrolle bringt, etabliert die Disziplinarmacht ein breites und damit heterogenes Feld der Expertise – auch die Seele wird zum „Effekt und Instrument einer politischen Anatomie“ (Foucault 1999, 42). Die Psychotechnik schreibt sich in dieses Dispositiv ein, indem sie die differenzierte Erfassung und Formbarkeit der menschlichen Persönlichkeit ins Zentrum rückt. Der produktive und gesunde Mensch ist derjenige, der sich hinsichtlich seiner technischen Fähigkeiten optimal an die Arbeit anpasst; Mäßigung und Selbstdisziplin fungieren als typische Techniken der Unterwerfung unter die gegebenen Bedingungen. Mit dem Aufstieg der Human Relations ab den 1930er Jahren wird das System der technischen Organisation um die Dimension der sozialen Ordnung ergänzt: In aufsteigender Reihe ergibt sich so das Ideal der Integration des Betriebs, der Wirtschaft und schließlich der Gesellschaft – ein politisches Projekt, das in den Wohlfahrtsstaaten der Nachkriegszeit seinen Höhepunkt erreicht. Die typischen psychischen Pathologien der Arbeit sind in diesem Zusammenhang Nervenleiden, die auf Über- oder Fehlbelastungen und somit auf ein *Problem der Anpassung* hinweisen. Der Begriff der *Nerven* ist ein idealtypisches Beispiel der Verbindung physiologischer, technischer, ökonomischer und populärwissenschaftlicher Deutungsweisen. Hier äußert sich erneut die Form der Machtkonzentration, die die ANT als ‚obligatory passage point‘ (OPP) bezeichnet: Wer zu Beginn des 20. Jahrhunderts über die berufsbedingte Ermüdung sprechen will, muss sich auf das Modell der äußeren Reize und damit auf die physiologische Theorie der Nerven beziehen.

Mit den Motivationstheorien wird die klassische Fragestellung der Arbeitspsychologie – das Verhältnis zwischen persönlichen Fähigkeiten, Arbeitsbedingungen und der Produktivität – ab Mitte des 20. Jahrhunderts von einem neuen Paradigma überlagert: Das Interesse gilt nun den individuellen Einstellungen, Motiven und Befindlichkeiten. Nur das Verständnis und die Freisetzung persönlicher Antriebe, so das Credo, sichern langfristigen ökonomischen Erfolg und gesundheitliches Wohlbefinden. Dieser *Diskurs der Lust* unterscheidet sich fundamental von dem

der Belastung, der eine möglichst ergonomische Organisation der Arbeit propagiert. Die nun entstehende Psychologie der Selbstverwirklichung weist deutliche Parallelen zum kritischen Pathos sozialer Bewegungen der 1960er und 70er Jahre auf, die Boltanski und Chiapello (2003) unter dem Begriff der „Künstlerkritik“ zusammenfassen. Gemeinsam mit den Theorien des inneren Antriebs bilden emanzipatorische Forderungen nach Authentizität und Freiheit die ideologische Grundlage zur Etablierung eines „neuen kapitalistischen Geists“.<sup>85</sup> Diese Bewegung ist vom Bedeutungsmuster der individuellen *Gestaltung* getragen, das sich gegen die technischen und sozialen Zwänge der Arbeit richtet. Die damit verbundene Konfliktsemantik verweist auf den Übergang zu einer neuen Regierung von Arbeit und Psyche. In dieser Phase erscheint die Problematisierung Burnout im psychologischen und öffentlichen Diskurs.

---

<sup>85</sup> Dass die von Boltanski und Chiapello so bezeichnete „Sozialkritik“ – die sich über Armut, Ungleichheit und die Herrschaft des Eigeninteresses empört – in diesem Kontext zunehmend unterlaufen wird, ist nicht weiter überraschend. Denn die Psychologie ist spätestens mit dem Aufstieg der Human Relations Mitte des 20. Jahrhunderts selbst zum wichtigsten Produzenten sozialwissenschaftlicher Expertise geworden (Rose 2008). Wie wir gesehen haben, resultiert ihre Deutungsmacht gerade aus der Übersetzung sozialwissenschaftlicher Problem Diagnosen in wirtschaftspolitisch anschlussfähige Regierungstechniken: So klammern die Human Relations die Frage der gesellschaftlichen Ungleichheit aus und konzentrieren sich stattdessen auf informelle soziale Beziehungen im Betrieb. Mit ihrem Fokus auf die Gefühlswelt des Subjekts wird außerdem der Weg in Richtung Motivationstheorien bereitet, die sich vollends in den Dienste der „Künstlerkritik“ stellen.

## 5. Genealogie der Burnout-Forschung

Die Thematisierung von Arbeit und Erschöpfung hat in der Psychologie also eine lange Tradition: Sie reicht bis zur Entstehung des Fachs zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Dabei werden je nach sozialer Konstellation sehr unterschiedliche Denkweisen sichtbar, die die Problematisierung Burnout in spezifischer Weise beeinflussen. Obwohl es sich beim Burnout um ein höchst umstrittenes Konzept handelt, gibt es auch hier einen identifizierbaren Forschungsstrang, der sich in den letzten Jahrzehnten ein gewisses Deutungsmonopol gesichert hat. Die dort produzierte Expertise bildet den Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erklärungen und praktischer Interventionsstrategien jenseits des akademischen Feldes. Doch welche Wissensordnungen und Subjektvorstellungen verbergen sich hinter diesem Konstrukt? Um das zu beantworten werde ich rückblickend rekonstruieren, wie Burnout zu dem wurde, was es heute ist.<sup>86</sup>

Das vorherige Kapitel verfolgt das Ziel, für die historische Kontingenz der Thematisierungen von Arbeit und Psyche zu sensibilisieren. Dadurch wird die gegenwärtige Deutung ihrer Selbstverständlichkeit beraubt und die Bedingungen ihrer sozialen Konstitution treten hervor. Die Kontrastierung sorgt also für eine Sensibilisierung bezüglich des Aufbaus, der Funktionsweise und gesellschaftlichen Rolle des Diskurses. Gleichzeitig wird damit der institutionelle Kontext dargestellt, in dem die Problematisierung Burnout steht: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert sich eine wirkmächtige Regierungsweise, die die Passung des

---

<sup>86</sup> Zur Rekonstruktion der Genealogie des Konzepts Burnout wurden einerseits die nach Angaben des *Web of Science* und *Google Scholar* meistzitierten Aufsätze und Monographien zum Themenfeld berücksichtigt. Neben der Häufigkeit der Zitation achtete ich darauf, welche Begriffe und Ansätze über die unterschiedlichen Publikationen hinweg eine zentrale Rolle spielen. Von dort ausgehend wurden weitere Texte in das Korpus aufgenommen, die für den sich hier abzeichnenden Diskurs von zentraler Bedeutung sind. Außerdem wichtig für die Arbeit waren Überblicksartikel und historische Betrachtungen bedeutender Autorinnen und Autoren aus der ‚Szene‘, wie beispielsweise Matthias Burischs mittlerweile in der 5. Auflage erschienene Monographie *Das Burnout-Syndrom* (2014). Schließlich wurden noch psychologische Ratgeber berücksichtigt, die sich als praktische Verlängerung des wissenschaftlichen Diskurses verstehen lassen und deutlich machen, wie der wissenschaftliche Diskurs in beraterische Techniken der (Selbst-)Führung übersetzt wird. Die Analyse beginnt mit dem ersten wissenschaftlichen Artikel zum Thema Burnout aus dem Jahr 1974.

arbeitenden Subjekts in die technische und soziale Welt in den Vordergrund rückt – Rationalität, soziale Integration und Selbstdisziplin bilden die Leitmaximen dieser Ära. In diesem Zusammenhang dominiert das Bedeutungsmuster der *Last*, das auf das begrenzte Leistungsvermögen des Menschen verweist. Die psychische Arbeit erscheint als dem Subjekt äußerliche Macht, sie birgt die Gefahren der Überanstrengungen und der Mensch gleicht einer „reizbaren Maschine“ (Sarasin 2001). Um diesen Komplex zusammenzufassen, der gleichermaßen den gesellschaftlichen Diskurs und die konkrete Organisation sowie Regulierung der Arbeit prägt, werde ich in diesem Kapitel vom *Dispositiv der Ergonomie* sprechen. Ab Mitte des 20. Jahrhunderts wird dieses Dispositiv zunehmend von der Idee der Selbstverwirklichung überlagert. Die gesellschaftliche Emanzipationsbewegung der 1960er und 70er Jahre hat ihre Vorboten innerhalb der Psychologie in einem therapeutischen Diskurs und schlägt sich vor allem in den Motivationstheorien nieder. Neben die Belastung tritt nun das Bedeutungsmuster der *Lust*: Arbeitsbedingte psychische Leiden resultieren nun nicht länger nur aus der Arbeitsbelastung, sondern auch aus externen Zwängen, die den Einzelnen in seinen Handlungsmöglichkeiten einschränken. Nur ein hoher Grad an Autonomie erlaube es, den individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden. Eng verbunden mit diesem Wandlungsprozess ist eine Veränderung des Forschungsgegenstands: Das Interesse bewegt sich weg von der Vermessung menschlichen Verhaltens und der Arbeitsbedingungen hin zur Erfassung von Wahrnehmungsweisen und Gefühlen. So entsteht eine neue Sprache des psychischen Innenlebens und der dort verborgenen Potentiale.

Wie wir sehen werden, schließt das Phänomen Burnout in vielerlei Hinsicht an diese beiden Phasen an und markiert den Übergang von einer ergonomischen Normierung der Arbeitslast hin zur Betonung individueller Freiheit und Motivation. Doch der Diskurs ist weder auf die Problematisierung äußerer Belastung noch auf die Sprache der Selbstverwirklichung beschränkt. Stattdessen tritt das Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit in den Vordergrund, das gleichzeitig als emotionale, ökonomische und soziale Beziehung verstanden wird. Burnout erscheint in diesem Zusammenhang als ‚Beziehungsproblem‘, zu dessen Lösung es einer *Steuerung der Gefühle* bedarf: Der Mensch bewege sich in einer Welt der Emotionen und gegenseitiger Erwartungen, die – ähnlich einer

Marktordnung – kontinuierlich neu verhandelt und so aufeinander abgestimmt werden müssen. Die Psychologie entwirft dabei das Ideal eines autonomen Subjekts, dessen Freiheit vor allem dazu dient, seine Interessen immer wieder neu zu evaluieren und anzupassen. Im Unterschied zur kulturpessimistischen Figur des „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998) wird diese *Arbeit am inneren Gleichgewicht* dabei nicht als ein Sich-verbiegen-Müssen begriffen, sondern als Teil des Wegs zu sich selbst. Vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen zum Feld der Expertise lässt sich zeigen, dass der Erfolg dieser Denkweise nicht auf einen linearen Prozess der Professionalisierung zurückzuführen ist. Vielmehr wird deutlich, wie gerade die Verbindung zwischen Experten- und Laienwissen ein Dispositiv hervorbringt, das die Sprache der Betroffenheit erfolgreich in abstrakte psychologische Modelle übersetzt. So entsteht eine Form der Expertise, die die Ansprüche der Selbsthilfe und der wissenschaftlichen Legitimität erfolgreich miteinander verbindet.

Das Kapitel ist in vier Abschnitte aufgeteilt, die die angedeuteten Argumentationslinien schrittweise entwickeln. Im ersten Teil geht es um die Entstehung des Begriffs Burnout als Betroffenenkonzept im Bereich des ehrenamtlichen Engagements. Ab Mitte der 1970er Jahre entsteht hier eine Vorstellung psychischer Leiden, die vor dem Hintergrund einer strukturellen Krise der Sozialarbeit die hohe Arbeitsbelastung und den Bedarf einer *ergonomischen* Organisation ins Zentrum rückt (5.1). Diese Art der Problematisierung ist jedoch von Beginn an umstritten: In der Psychologie rücken ab Beginn der 1980er Jahre schrittweise die Ideen der kognitiven Bewertung in den Fokus, um die sich neue Techniken zur *Steuerung der Gefühle* formieren (5.2). Das Leiden unter gegebenen Strukturen wird auf diese Weise zu einer Frage des *inneren Gleichgewichts*, die jede Kritik an den Arbeitsbedingungen unterläuft (5.3). Dabei verschränken sich wissenschaftliche Konzepte mit der Laienexpertise aus dem Berufsfeld der Sozialarbeit zu einem psychologisch-ökonomischen Dispositiv zwischen Selbstsorge und Selbstökonomisierung (5.4).

## 5.1. Psychische Ergonomie: Burnout als Pathologie sozialer Arbeit in den 1970ern

Im Zentrum des Burnout-Syndroms schienen mir Ziele, Wünsche, Bedürfnisse zu stehen, die entweder gar nicht, nicht mehr oder nur unter Hintanstellung der meisten anderen Ziele zu realisieren sind. Bei dem Versuch, das Verlangte doch noch zu erreichen oder zu sichern, werden die Anstrengungen immer verzweifelter [...]. Schließlich, wenn die Kraftreserven schwinden, tritt ein Erschöpfungszustand ein. Das Aufgeben des Ziels scheint aber ebenso unmöglich zu sein wie seine Erreichung. (Burisch 1989, 4)

Aus der medialen Berichterstattung der letzten Jahre ist diese Erzählung bekannt: Der ‚ausgebrannte‘ Mensch arbeitet bis zur Erschöpfung, weil er sich mit seiner Tätigkeit identifiziert und etwas bewegen möchte. Doch das Narrativ entsteht bereits in den 1970ern im Kontext ehrenamtlicher Sozialarbeit in den USA, von wo aus sich das Konzept Burnout seinen Weg in die psychologische Forschung bahnt. Der Hinweis auf individuelle „Ziele, Wünsche, Bedürfnisse“ zeugt von der Bedeutung der Motivationstheorie und der Psychologie der *Lust*, mit der der innere Antrieb des Subjekts in den Mittelpunkt der Problematisierung rückt. Gleichzeitig ist aber auch von „Anstrengungen“ und begrenzten „Kraftreserven“ die Rede, was an die Vorstellung der Arbeit als äußerliche *Belastung* erinnert. Die Problematisierung Burnout ist also von Beginn an umstritten und es wird deutlich werden, dass sich hier zwei unterschiedliche Denkweisen überlagern und teilweise verbinden. Der erste Diskurs, dem dieser Abschnitt auf den Grund geht, verweist auf ein Dispositiv der *psychischen Ergonomie*. Dabei treten die psychische Belastung und das Leistungsvermögen des Subjekts in den Vordergrund. Diese Machttechnik zeigt deutliche Parallelen zu Foucaults Diagnose der Disziplin (1999): Es geht um die Zurichtung „gelehriger Körper“, um Planung und Organisation und um eine Minimierung psychischer Belastung. Wichtigste Strategien sind die Definition klarer Aufgaben, das Festlegen eindeutiger Grenzen und die Einübung richtiger Verhaltensweisen – all das soll die sinnlose Vergeudung psychischer Energie verhindern. Diese Form der Expertise ist von Beginn an Angriffspunkt der Kritik; während des kurzen Aufstiegs der Ergonomie ist sie bereits im Niedergang begriffen. Mit der

Freilegung dieser Regierungsweise wird der Bezugsrahmen des daran anschließenden zweiten Diskurses deutlich, der in Form einer neoliberalen Kritik auftritt und eine neue Technologie der (Selbst-)Steuerung hervorbringt. Dabei wird das Bedeutungsmuster der Belastung von den äußeren Arbeitsbedingungen gelöst und zu einem Thema der persönlichen Wahrnehmung erklärt.

### **Krise der Sozialarbeit**

Der erste Artikel zum Thema wird unter dem Titel *Staff Burn-Out* im *Journal of Social Issues*, einer 1945 gegründeten US-amerikanischen Zeitschrift für Sozialpsychologie, veröffentlicht (Freudenberger 1974). Sein Autor Herbert Freudenberger (1926-1999) – ein ausgebildeter Psychoanalytiker, der 1956 seinen Dokortitel in klinischer Psychologie an der New York University erwirbt – gilt den meisten als ‚Vater‘ des Konzepts.<sup>87</sup> Freudenberger, selbst im New York der 70er Jahre ehrenamtlich im ‚Free Clinic Movement‘ aktiv, beschreibt Burnout als typisches Problem dieser Bewegung und diagnostiziert eine grundlegende Krise im Bereich der sozialen Arbeit. Schon in früheren Publikationen weist er auf das eigene psychische Leiden, verursacht durch die freiwillige Tätigkeit, hin (Freudenberger 1971a; 1971b); auch die Bezeichnung „burnout syndrome“ (Freudenberger 1973, 56) findet sich bereits in diesem Zusammenhang. Mit seinem Text legt er 1974 schließlich eine Art Selbstdiagnose vor:

Some years ago, a few of us who had been working intensively in the free clinic movement began to talk of a concept which we referred to as ‚burn-out‘. Having experienced this feeling state of burn-out myself, I began to ask myself a number of questions about it. First of all, what is burn-out? What are its signs, what type of personalities are more prone than others to its onslaught? Why is it such a common phenomenon among free clinic folk, or is it also something that strikes all or at least most staff members working in alternative self-help or crisis intervention institutions? (Freudenberger 1974, 159)

---

<sup>87</sup> Vor dem Hintergrund der Zielsetzung dieser Arbeit ist die Frage nach der Urheberschaft des Begriffs im Grunde zweitrangig. Vielmehr interessiert mich, ab wann um den Begriff ein sozial wirkmächtiger Diskurs sichtbar wird und wie er strukturiert ist.



Die von Freudenberger aufgeworfenen Fragen geben einen ersten Einblick in die Art der Problematisierung: Er interessiert sich für die Anzeichen von Burnout („signs“), was auf den Versuch der Benennung des Phänomens als kohärentes Ganzes im Sinne einer Erkrankung hindeutet; er geht weiter davon aus, dass bestimmte Arbeitsumstände verantwortlich sind; schließlich ist von Persönlichkeitstypen die Rede, die besonders anfällig für das Problem seien. Insgesamt wird Burnout dabei als Angriff („onslaught“) verstanden, etwas, das den Betroffenen als äußere Bedrohung gegenübersteht – eine Gefahr, mit der vor allem ehrenamtliche Helfer im sozialen Bereich konfrontiert sind.

Freudenbergs Äußerungen sind in der sozialen Konstellation zu verorten, in der sie auftauchen: Das in den 60er Jahren entstehende Free Clinic Movement vertritt eine sozialreformistische, in der Anfangsphase zum Teil sogar revolutionäre Agenda, die sich gegen die Ungleichbehandlung im staatlichen Gesundheitssystem richtet (Smith und Seymour 1997; Weiss 2006). Zentrales Anliegen dieser lokalen Einrichtungen ist die Integration benachteiligter gesellschaftlicher Gruppen durch den freien Zugang zu medizinischen Leistungen. Insbesondere die Arbeit mit sozial schwachen Bevölkerungsschichten und die Tätigkeit in ‚Problemvierteln‘ prägen den Alltag der Initiativen. Dem Engagement in der Bewegung wird daher eine Bedeutung zugeschrieben, die weit über die medizinische Versorgung hinausreicht:

Entering providers must understand the ‚culture of caring‘ of the clinic. This is not the place that you come when you want to walk in, quickly see a patient, treat them, and urge them out the door. It is a place where you develop a relationship that is unique with those who come in the clinic. You give them all the time that they want; you listen to them, you find out about them more than the lab data and the test material, because we don’t think of them as patients or as disease, or God forbid, anything as impersonal as a chart. We consider them as a friend or neighbor who doesn’t feel well. [...] [S]ometimes providers might come in and think they are going to give to patients some pills, and then they will walk on out, and the patients will be grateful. It is the caregivers that need to be grateful because

they receive every bit as much, if they allow themselves to, as the recipient. (Weiss 2006, 15)<sup>88</sup>

Die „culture of caring“ beschreibt eine Haltung, die von einem kurzfristigen und spezifischen Interesse abgegrenzt wird – im Mittelpunkt stehe die langfristige, auf den ganzen Menschen bezogene Sorge und Zuwendung. In diesem Zusammenhang wird die Zuschreibung der Patientenrolle ebenso abgelehnt wie die bloße Orientierung an medizinischen Behandlungsmethoden. Anstatt dieser unpersönlichen Routinen stelle die ‚Sorgearbeit‘<sup>89</sup> eine ganzheitliche und bedingungslose Unterstützung dar, die auf Beziehungen der Reziprozität aufbaue; denn auch Helferinnen würden für ihr Engagement belohnt, wenn sie sich ‚wirklich‘ auf die Sache einließen. Diese Ansprüche werden als Kritik an normalisierenden Praktiken staatlicher Institutionen formuliert, denen gegenüber sich das ehrenamtliche Engagement symbolisch abhebt und heroisiert.

Wie Gregory Weiss in seiner Milieustudie herausarbeitet, geht es den Helfern darum, den sprichwörtlichen ‚Unterschied zu machen‘, ein Anspruch getragen vom Vertrauen in die individuelle Gestaltungsmacht. Gleichzeitig gilt das Engagement nicht als Einbahnstraße. Es ist nicht der Altruismus allein, der die Leute antreibt, sondern die Erwartung, etwas zurückzubekommen: Dankbarkeit, Anerkennung und das Gefühl, die Dinge positiv zu verändern. Darüber hinaus fordern auch die Rezipienten die oben skizzierte Haltung der Helferin ein und sind bereit, die Beziehung abzubrechen, „on the basis that he or she had failed to offer genuinely caring and respectful interaction with the patient“ (Weiss 2006, 16). Die Sprache der Reziprozität und Selbstverwirklichung spielt in diesem Kontext also eine zentrale Rolle und nimmt eine spezifische Form an: Man muss sich ganz auf die Sache einlassen; nur so wird man im Feld anerkannt und für seinen Einsatz ‚belohnt‘. Das hierarchische und funktionale Verhältnis zwischen Ärztin und Patient – wie es etwa Talcott Parsons (1951, 283–86) idealtypisch in der Darstellung der sogenannten „sick

---

<sup>88</sup> Die Äußerung stammt aus einem Interview mit dem Gründer einer Free Clinic in South Carolina, der auf sein Engagement in der Bewegung zurückblickt (Weiss 2006, 193).

<sup>89</sup> Ich verwende den Begriff ‚Sorgearbeit‘ an dieser Stelle, da er direkt an die Semantik der Sozialberufe anschließt (‚care‘ bzw. ‚care work‘), auch wenn darunter üblicherweise aus kritischer Perspektive die überwiegend von Frauen geleistete unbezahlte Reproduktionsarbeit zusammengefasst wird.

role“ beschreibt – wird durch das Bild einer gleichrangigen und ganzheitlichen Beziehung zwischen Helfer und Rezipientin ersetzt. Auf Grundlage der Vorstellung der Reziprozität wird damit auch ein horizontales Bild der Gesellschaft gezeichnet, das auf der freiwilligen Anerkennung gegenseitiger Erwartungen basiert.

Die Problematisierung Burnout fällt nun zusammen mit der Artikulation einer Krise dieser emanzipatorischen Bewegung und des gesamten sozialen Sektors der USA. Diese Krisendiagnose folgt zeitlich unmittelbar auf die wirtschaftsliberalen Reformen der 70er und 80er Jahre, durch die das sozialstaatliche Projekt der ‚Great Society‘ der 60er wieder eingeholt bzw. zurückgefahren wird (Gilens 1999; Pierson 2007, 105–70). Während laut des Bewegungsforschers Dough McAdam die politische Phase der Great Society vom Optimismus einer ganzen Generation und ihrer Selbstwahrnehmung als „can do‘ people“ (1985, 14) getragen wird, verliert diese Grundhaltung in den folgenden Jahrzehnten an Strahlkraft. Dies ist auch innerhalb der Burnout-Forschung sichtbar und lässt sich anhand der ersten Zeilen eines Papers zu psychischen Arbeitsleiden im Bildungssektor verdeutlichen (Schwab und Iwanicki 1982, 60):

‚I feel like I am wasting the best years of my life.‘

These are not the words of a distraught housewife or a bored assembly line worker. They were shared by a high school teacher with five years of experience, and the feelings expressed are not atypical. Public school teachers are subject to stressful situations as a result of many problems confronting education today. Among the more pressing problems are declining enrollments, staff reduction, poor public opinion regarding education, a rise in violence and vandalism, and tight budget constraints. Currently, teachers unable to cope with the stress resulting from the impact of such problems on their performance have been labeled as ‚burned out‘.

Das Bild der Gestaltungsmacht und Selbstverwirklichung wird hier durch das der *Ohnmacht* ersetzt. Öffentliche Schulen gelten nicht mehr als Orte des Fortschritts und der positiven Veränderung, sondern als abgehängt und vergessen. Die Lehrerinnen leiden demnach unter den negativen

Auswirkungen einer strukturellen Krise des Bildungssystems, die Stress und psychischen Leiden im gesamten Berufsfeld verursachen.

Mit der Burnout-Forschung entsteht so ein negatives Pendant zum emphatischen Ethos der sozialen Arbeit, das sich maßgeblich um die Bedeutungsmuster der Lust und Gestaltung organisiert. Dabei verkehren sich die Ideale der Gegenseitigkeit und Autonomie ins Gegenteil: Die Arbeitsbeziehungen erscheinen als ungerecht, der Mensch als machtlos und von äußeren Strukturen abhängig. Auf die Frage, wer besonders gefährdet sei, antwortet etwa Freudenberger mit Blick auf sich und sein Umfeld:

The dedicated and the committed. [...] Those of us who work in free clinics, therapeutic communities, hot lines, crisis intervention centers, women's clinics, gay centers, runaway houses, are people who are seeking to respond to the recognized needs of people. We would rather put up than shut up. And what we put up is our talents, our skills, we put in long hours with a bare minimum of financial compensation. But it is precisely because we are dedicated that we walk into a burn-out trap. We work too much, too long and too intensely. We feel a pressure from within to work and help and we feel a pressure from the outside to give. (Freudenberger 1974, 161)

In diesem Zitat wird deutlich, wie sich Leidenschaft und Engagement in *Abhängigkeit* verwandelt: Die anfängliche Begeisterung sorgt dafür, dass Helferinnen ein hohes Arbeitspensum abliefern, was schließlich zu Überbelastung führe. Grundgedanke ist dabei die Vorstellung, dass „ein Mensch einmal ‚entflammt‘ gewesen sein muß, um ausbrennen zu können. [...] Wer mit einem gewissen Zynismus an einen bestimmten Beruf (wie zum Beispiel die Krankenpflege) herangeht, ist wahrscheinlich nicht so gefährdet wie ein wirklicher Idealist, der aufrichtig wünscht, anderen Menschen viel zu geben, und sich in den ersten Berufsjahren auch wirklich zur Hilfe fähig, angeregt und gefordert fühlt“ (Aronson et al. 1983, 13f.).<sup>90</sup>

---

<sup>90</sup> Das englische Original wurde 1981 unter dem Titel *Burnout – From Tedium to Personal Growth* veröffentlicht (Pines et al. 1981). Im Sinne von Textfluss und Lesbarkeit wird soweit verfügbar auf solche Übersetzungen zurückgegriffen – die Verweise auf die ursprünglichen Titel und Erscheinungsjahre dienen der besseren historischen Einordnung des untersuchten Materials.

Die idealistische Helferin wird zum Sinnbild einer Pathologie der Persönlichkeit und eines sozialen Milieus, das diese Haltung hervorbringt. Sozialarbeiterinnen und ihre Einstellungen gelten als Ausgangspunkt irrationaler Verhaltensweisen, die einen ‚Teufelskreis‘ in Gang setzen: „Sie reagieren kraft ihrer Autonomie mit einer Entscheidung, die vernünftig erscheint, und nehmen noch mehr Patienten an.“ (Aronson et al. 1983, 17) Diese vermeintlich autonome Handlung sei jedoch keine Demonstration ‚echter‘ Freiheit, sondern ein *Selbstzwang*, der durch die Erwartungen des sozialen Umfelds und der Rezipienten noch gesteigert werde. Das Engagement verwandle sich in eine Pflicht, von der man sich nicht befreien könne, da die eigene Identität aufs Engste mit dem Arbeitsethos der sozialen Berufe verbunden sei. Dementsprechend bewege sich der betroffene Mensch entlang unterschiedlicher „stages of disillusionment“ (Edelwich und Brodsky 1980) von der anfänglichen Begeisterung schrittweise in Richtung Frustration und Apathie. Der innere Antrieb und die daraus resultierenden Handlungsweisen werden also gerade nicht als Ausdruck individueller Freiheit verstanden, sondern als Abhängigkeit. Die von Freudbergs am Ende des obigen Zitats ins Spiel gebrachte ‚Burnout-Falle‘<sup>91</sup> bringt genau dieses Verhältnis auf den Punkt: Durch das ‚blinde‘ Verfolgen der eigenen Ziele manövriere sich der Mensch selbst immer weiter in Richtung des ‚Ausbrennens‘. Der Begriff der ‚Falle‘ macht deutlich, dass die Ursachen des Problems jenseits des Einflussbereichs der Betroffenen verortet werden – ein anderer Autor spricht diesbezüglich vom „hidden handycap“ der helfenden Berufe (Emener 1979).

Doch wo genau wird nun die Ursache des Problems verortet? Wo liegt der Ursprung der ‚Burnout-Falle‘? Im Unterschied zum im Berufsfeld wirksamen Geist des ehrenamtlichen Engagements, das von der Freiwilligkeit und sozialen Anerkennung lebt, erscheint die Tätigkeit nun primär als Arbeit: Aus dem reziproken Verhältnis wird ein Ungleichgewicht, da sich Helfer im Angesicht der hohen Bedürfnisse der Klientinnen über alle Maßen verausgaben. Dabei geht es nicht nur um den Arbeitsumfang, sondern auch um die Intensität der Belastung:

---

<sup>91</sup> Die Deutungsweise hinter der „Burnout-Falle“ habe ich bereits in einem Artikel in der Zeitschrift *Ethik und Gesellschaft* in groben Zügen dargestellt (Hirschfeld 2015a).

The providers of human services are usually required to work intensely and intimately with people on a large-scale, continuous basis. They learn about these people's psychological, social, and/or physical problems and are expected to provide aid or treatment of some kind. The staff-client interaction can be very emotionally stressful for the staff person as well as for the client, both because of its content—e.g., embarrassing information about the client, hostility directed at the staff person—and because of its structure—e.g., regulations requiring the staff member to ask certain personal questions of the client, or the staff member not being authorized to give the client what he or she wants. (Maslach 1978, 112)

Die hohe Intensität der beruflichen Tätigkeit ergibt sich demnach gerade aus der persönlichen Nähe zu den Klienten und der daraus resultierenden Identifikation mit ihren Problemen. Dementsprechend sei Burnout „das Resultat andauernder und wiederholter emotionaler Belastung im Zusammenhang mit langfristigem, intensivem Einsatz für andere Menschen“ (Aronson et al. 1983, 25). Engagement, Anteilnahme und Emotionen, all das wird nun als quantifizierbare Arbeit verstanden, die die psychische Energie kontinuierlich erschöpft.<sup>92</sup> Das Bedeutungsmuster der *Belastung* hält somit Einzug und verdrängt vor dem Hintergrund strukturell bedingter Ohnmachtserfahrungen die positive Konnotation der persönlichen Motivation.

Die emotionale *Last* – häufig mit dem Begriff Stress gekennzeichnet – gilt als Gefahr, die sich nicht auf einzelne Sozialarbeiterinnen beschränkt, sondern als Krisendiagnose des beruflichen Sektors in Erscheinung tritt (Freudenberger 1977; Shubin 1978; Valle 1979). Denn auch wenn Burnout häufig als individuelle Leidensgeschichte thematisiert wird, findet doch stets eine Verknüpfung mit der gesamten Belegschaft und den vorherrschenden Arbeitsbedingungen statt. Besonders deutlich wird dies in Cary Cherniss' vielzitiertem Buch *Staff Burnout: Job Stress In the Human Services* (1980), in dem der Autor das grundlegende Ungleichgewicht zwischen den Ressourcen der Helfer und den Anforderungen der sozialen Tätigkeiten betont. Die Menschen seien zu einer Art

---

<sup>92</sup> Mit dem Abstand von bald vier Jahrzehnten lässt sich Arlie Hochschild's 1979 erschienenes *The Managed Heart* (1983) als ein sozialwissenschaftlicher Repräsentant dieses Diskurses begreifen. Ausgehend von der Analyse von Flugbegleiterinnen argumentiert Hochschild, dass Freundlichkeit unter den herrschenden Arbeitsbedingungen zu „emotional labor“ verkomme – eine Arbeit, die Angestellte erschöpfen und abstumpfen lässt.

‚emotionalen Akkordarbeit‘ gezwungen, wobei die Erwartungen der eng mit dem ehrenamtlichen Engagement verbundenen Berufe den professionellen Druck noch durch die soziale Komponente steigern – denn die Nähe zum Helfermilieu lasse Identifikation und Aufopferung als normale und von anderen erwartete Haltung erscheinen. Insgesamt rückt also der Unterschied zwischen menschlichen Bedürfnissen und Anforderungen der Arbeit ins Zentrum der Problematisierung: Arbeitsumfang und -intensität werden dem begrenzten subjektiven Leistungsvermögen gegenübergestellt; die Tätigkeiten der helfenden Berufe gelten somit als Verausgabung psychischer Energie und die Nähe zu den Klientinnen als dem Menschen äußere Belastung. In diesem Kontext wird das Bild der gefährlichen Arbeitsbedingungen um das der anfälligen Helferin ergänzt, die „besonders einfühlungsbegabt“ und gleichzeitig „besonders empfindsam für mitmenschliches Leiden“ (Aronson et al. 1983, 64) sei und genau aus diesem Grund in die ‚Falle‘ tappe. Diese persönliche Gefahr verbindet sich im Diskurs mit den Arbeitsbedingungen und verwandelt sich in eine generelle Angst der Ausbreitung durch Ansteckung:

Burn-out wäre in seiner Folge nur halb so auffällig und verheerend, wenn es nur Leute betreffen würde, die isoliert arbeiten. Es greift aber um sich wie eine Infektionskrankheit in einem Spital. Es verbreitet sich vom Klient zum Personal, von einem Mitglied des Personals zum anderen und, was schlimmer ist, zurück zu den Klienten. Die Verbreitung von Burnout ist eine Folge der Kommunikation. [...] Wenn das Personal während der Arbeit untereinander in zu geselligen Kontakt tritt, oder wenn es seine privaten Kontakte auf solche mit den Kollegen beschränkt, entwickelt sich leicht ein Wertesystem, das einerseits übermäßige Aufopferung, andererseits jedoch Zynismus beinhaltet. Beides macht anfällig für das Ausgebranntsein. (Edelwich und Brodsky 1984, 22)<sup>93</sup>

Hier wird die Arbeitshaltung der „übermäßigen Aufopferung“ nicht mehr nur als ein individuelles, sondern auch als kollektives Problem beschrieben. Die Kritik am „zu geselligen Kontakt“ zu Mitarbeiterinnen und Klienten stellt die informelle Organisation des Berufsfeldes grundlegend in Frage. Als „cost of caring“ (Maslach 1982) wird unter Burnout somit

---

<sup>93</sup> Das englische Original wurde 1980 unter dem Titel *Burn-out: Stages of Disillusionment in the Helping Professions* veröffentlicht (Edelwich und Brodsky 1980).

eine Gefahr verstanden, die aus unzureichend regulierten Arbeitsbedingungen resultiert. Dabei bildet der Professionalismus, der klare Regeln und Grenzen bezüglich der ‚Arbeit mit Menschen‘ vorgibt, stillschweigend das Ideal, von dem aus diese Kritik formuliert wird. Auch in der Sozialarbeit brauche es klarere Strukturen, die den Menschen Halt geben und sie so vor der Selbstausbeutung bewahren.

### **Burnout als Strukturproblem**

In der Anfangsphase der Problematisierung Burnout verwandelt sich die Lust an der Arbeit also in eine Belastung: Engagement und Identifikation bergen die Gefahr, sich in der Arbeit zu verlieren, und die Motivation droht stets, in Richtung eines pathologischen Übereifers zu kippen. Aus dem leidenschaftlichen Menschen wird ein erschöpfter und desillusionierter Zyniker. Burnout verweist damit auf eine durchaus sozialwissenschaftlich inspirierte Kritik der immer weiter reichenden Herrschaft der Arbeit, durch die das eigentlich ‚Menschliche‘ auf der Strecke bleibt.<sup>94</sup> Freudenberger schreibt dazu Folgendes:

As human beings we must have an outside life that is separate and distinct from our work life. We must have some space of our own, especially if we live and work communally. Many self-help groups encourage their members to live in the geographic area of the institution, often right in the institution or commune. They encourage this closeness in an attempt to promote the atmosphere and feeling of ‚family‘. They try to engender the ‚belonging‘ feeling that comes with doing everything together. [...] But, in encouraging this physical closeness and exclusivity of interest and contact, we too often ignore the realities of private time, private living space, private reflections, private activities, private creativeness, and the constructive, rejuvenating, ‚feeding‘ aspects of privacy and of being allowed to be alone when we find it necessary to our sense of well-being. (Freudenberger 1975, 76)

---

<sup>94</sup> Man könnte an dieser Stelle natürlich sehr weit zurückgehen, aber mit Blick auf aktuellere Debatten lässt sich sagen, dass man es mit einem psychologischen Pendant zu den Diagnosen der „Subjektivierung“ und „Entgrenzung der Arbeit“ zu tun hat (Kleemann et al. 1999; G. Voß 1998). Im Zentrum der psychologischen Problematisierung steht jedoch nicht der Strukturwandel des Kapitalismus und der Arbeit, sondern die damit verbundenen Probleme auf der Ebene des Subjekts – dementsprechend setzten auch Interventionsstrategien dort an.



Laut Freudenberg ist die Arbeit nur *ein* Teil des Seins, die den anderen Teil, das private Leben, nicht ersetzen kann. Daher müsse der „ausschließlichen Bindung der Person an ihre berufliche Tätigkeit“ (Edelwich und Brodsky 1984, 78) durch eine klare Trennung zwischen beiden Sphären entgegengewirkt werden. Diese Unterscheidung zwischen arbeitendem und privatem Selbst schlägt sich auch in räumlichen und zeitlichen Grenzen nieder, die es zu respektieren gelte – nur so können psychische Gesundheit und Produktivität gleichermaßen erhalten werden.

Hinter der Bedrohung des ‚Ausbrennens‘ verbirgt sich also ein *Konflikt* zwischen Arbeit und Leben. Das Thema der Selbstverwirklichung wird somit, zumindest teilweise, auf den Bereich jenseits der beruflichen Tätigkeit verschoben. In der Arbeit gewinnen auf diese Weise die Vorstellungen des Zwangs sowie der Abhängigkeit an Plausibilität und verdrängen das Bild eines autonomen Subjekts. Der folgende Auszug der Fallbeschreibung einer Betroffenen verdeutlicht die damit einhergehende Konstruktion eines ohnmächtigen Menschen:

In ihrer ersten Anstellung war es vor allem die Vergeblichkeit ihrer Arbeit mit hilfsbedürftigen und chronisch kranken Menschen, deren Zustand sich kaum besserte. In ihrer zweiten Anstellung waren es die hoffnungslosen Situationen, die sie tagtäglich antraf, und die zwischenmenschlichen Konflikte in ihrer Abteilung. Auch Sues Reaktionen auf das Ausbrennen sind typisch: zunächst die Flucht in die ‚Arbeitssucht‘, die zur Erschöpfung führt, emotionale Abnutzung, Verärgerung über ihre Kollegen und Ablehnung ihrer Klienten. Sie hatte das Gefühl, ihr Teil ‚guter Taten‘ getan zu haben. Auch diese Gefühle sind bei den ehemaligen Idealisten in den helfenden Berufen häufig anzutreffen. [...] Wir betonen wie typisch Sues Erlebnisse und Erfahrungen waren, weil wir hervorheben wollen, daß ihr Ausbrennen durch die in ihrer Arbeit liegenden emotionalen Anforderungen verursacht wurde und nicht durch ihre persönlichen Idiosynkrasien. (Aronson et al. 1983, 59–60)

Auch diese Darstellung zeugt von der wahrgenommenen Krise der sozialen Berufe. Die gegebenen Arbeitsbedingungen setzten demnach einen Prozess in Gang, in dem kaum Handlungsspielräume existieren: Ausmaß und Intensität emotionaler Arbeit wirken auf das Subjekt ein und

rufen „Reaktionen“ hervor. Bereits die „Flucht in die ‚Arbeitssucht‘“<sup>95</sup> macht deutlich, welche geringe Bedeutung der Autonomie dabei zugestanden wird – die strukturell angelegte ‚Burnout-Falle‘ schließt alle alternativen Möglichkeiten aus und verwandelt die freie Entscheidung in einen unbewussten Zwang. Die daran anschließenden „Gefühle“ lesen sich wie unabwendbare Schicksalsschläge und werden als Teil eines typischen Prozesses des ‚Ausbrennens‘ beschrieben. Interessant ist schließlich noch der Verweis auf die „emotionale Anforderung“ – im Unterschied zur Persönlichkeit – als Problemursache. Es macht nämlich deutlich, dass im Rahmen der rekonstruierten Denkweise entweder *der Mensch* oder *die Arbeit* das Problem ist – in jedem Fall findet eine klare Trennung zwischen Subjekt und Umwelt statt, die Bezugspunkt eines Konflikts ist.

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, weshalb Burnout in dieser Phase als eine *Pathologie der Arbeit* wahrgenommen wird, die sich auf der Ebene des Subjekts in spezifischen Symptomen niederschlägt. Auch wenn man den Begriff des Symptoms dabei in einem „weichen“ Sinne gebraucht“ (Burisch 1989, 11), – die klare Assoziation mit psychischen Krankheiten also weitgehend vermeidet – prägt doch die detaillierte Erfassung eines subjektiven Leidens die Forschungslandschaft.<sup>96</sup> Die Problematisierung ‚Burnout‘ schließt dabei an die Tradition der Psycho-technik an und rückt das Verhältnis zwischen dem menschlichen Organismus und dessen Umwelt ins Zentrum: Burnout erscheint als Ergebnis der *Reaktionen* auf emotionale Belastungen, die unter dem Stressbegriff zusammengefasst werden. Dieser Ursachenattribution liegt ein Reiz-Reaktions-Modell zugrunde – auch wenn es in den seltensten Fällen explizit gemacht wird. Die damit verbundene Argumentationsweise lässt sich anhand der Kritik von Seiten der nächsten Welle der Burnout-Forschung gut verdeutlichen:

---

<sup>95</sup> Ausformulierte Überlegungen zur ‚Arbeitssucht‘ finden sich bei Freudenberg, der hier Parallelen zum Alkohol und anderen Drogenproblemen zieht (Freudenberg 1974, 1975). Die generelle Vorstellung der Abhängigkeit von der Arbeit – die Rationalität, Freiheit, andere Interessen und soziale Beziehungen einschränkt – zieht sich hingegen wie ein roter Faden durch die frühe Burnout-Forschung.

<sup>96</sup> Im nächsten Kapitel werden wir sehen, wie diese Nähe zum Krankheitsbegriff für Burnout in der öffentlichen Debatte zum Problem wird.

Initially, stress was framed in elemental stimulus→response terms. Some stressors – literally anything might serve that purpose – would trigger something in the person – a ‚fight or flight‘ response, a ‚General Adaption Syndrome‘, or some such (Selye, 1956). The idea caught on quickly, being obviously simple and perhaps of such universal scope as to have powerful attraction for many. (Golembiewski et al. 1986, 198)

Durch ihre in strategischer Absicht überzeichnete Darstellung der frühen Burnout-Forschung legen diese Kritiker wichtige Denkweisen hinter der anfänglichen Problematisierung in Grundzügen frei: Der Mechanismus des „fight or flight“ – der auf zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandene Arbeiten des Physiologen Walter Cannon zurückgeht (Kury 2012, 60) – verweisen auf zwei typische Arten der Stressreaktion: einerseits ein aggressives, gegen die Umwelt gerichtetes Verhalten, das durch Intoleranz, Reizbarkeit, Misstrauen und häufige Konflikte gekennzeichnet ist; andererseits ein Rückzug von jeglichen sozialen Beziehungen, ein geringeres Selbstwertgefühl und generell depressive Züge.<sup>97</sup> ‚Normale‘ Verhältnisse zur sozialen Umwelt verwandeln sich durch die übermäßige Konfrontation mit Stress in eine Pathologie, die in erster Linie als Fehlantwort verstanden wird.

Die ebenfalls im obigen Zitat angeführte Stresstheorie Hans Selyes, die in den 1930er Jahren entsteht und in seinem Werk *The Stress of Life* (1956) systematisch ausgearbeitet wird, folgt einer ähnlichen Logik. Sie steht ebenso exemplarisch für die hier dargelegte Problematisierung des ‚Ausbrennens‘. Anstatt an dieser Stelle Selyes Überlegungen zu rekonstruieren<sup>98</sup>, genügt ein Blick in die Burnout-Forschung selbst, um zu sehen, welche Rolle diese Ideen dort anfänglich spielen:

Selye defined stress as the rate of all wear-and-tear on the body caused by life. He found that in response to stress a cluster of physiological changes occurs, which he termed the General Adaption Syndrome. The syndrome develops in three

---

<sup>97</sup> Die überblicksartige Darstellung der ‚Burnout-Symptomatik‘ von Burisch zeigt, wie weit diese Vorstellung in den 1970er und 1980er Jahren im Forschungsfeld verbreitet ist (1989, 11–16).

<sup>98</sup> Mit Patrik Kurys *Der überforderte Mensch* (2012) liegt ein detailliertes und aufschlussreiches Werk zu diesem Thema vor, das für die historisch sehr unterschiedlichen Bedeutungen und theoretischen Hintergründe des Stressbegriffs sensibilisiert.

stages: (1) the alarm reaction, (2) the stage of resistance, and (3) the stage of exhaustion. The stage of exhaustion occurs when exposure to stress is continual; tedium and burnout occur at this stage. (Pines et al. 1981, 183)

Selyes Stresstheorie wird hier genutzt, um Burnout in einem allgemeinen theoretischen Rahmen zu verorten, der von der Physiologie auf die Psychologie übertragen wird. Auch in diesem Modell steht die Unterscheidung zwischen dem menschlichen Organismus und seiner Umwelt – hier in Anlehnung an Selyes Hauptwerk einfach „life“ genannt – im Zentrum. Der Stress kommt von außen und der Mensch reagiert durch Herausbilden bestimmter Symptome der Anpassung. Burnout erscheint dabei als Ergebnis eines Prozesses, an dessen Ende im Falle andauernder und zu hoher Belastung die vollständige Erschöpfung steht. Selye selbst verortet auf dieser dritten Stufe schwere körperliche Erkrankungen bis hin zum sogenannten Stresstod (Kury 2012, 66–68). Es handelt sich hier also insgesamt um eine physiologische Konzeption der psychischen Erschöpfung, die stark an die Nervenleiden des frühen 20. Jahrhunderts erinnert.

### **Emotionale Arbeit und psychische Erschöpfung**

Burnout wird somit zum Problem kontinuierlicher Überbelastung – „a reaction to job-related stress that varies in nature with the intensity and duration of the stress itself“ (Daley 1979, 375). In dieser Hinsicht zeigen sich deutliche Parallelen zur im letzten Kapitel ausführlich thematisierten Psychotechnik und der Vorstellung psychischer Tätigkeit als Arbeit. Im fordistischen Zeitalter gilt die technische Welt als das bedrohliche Außen, dem der Mensch mit seinem physischen sowie psychischen Leistungsvermögen gegenübersteht. Im Kontext veränderter Produktionsverhältnisse und mit dem Aufstieg der Human Relations Bewegung wird Mitte des 20. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen Subjekt und Umwelt noch um die soziale Dimension erweitert. Das menschliche Verhalten müsse nicht mehr nur an die technischen Bedingungen, sondern auch an normative Erwartungen angepasst werden. Die Problematisierung Burnout schreibt sich in dieses Bild rationaler Organisation und sozialer Ordnung ein. Auch hier sind es strukturelle Krisen, die den Diskurs in der Anfangsphase dominieren; die damit verbundenen Gefahren gehen

nicht von der technischen, sondern von einer sozialen und psychischen Umwelt aus. Neben normativen Erwartungen rücken nun vor allem Emotionen ins Zentrum der Problematisierung – an die Stelle des Körper und Geist ermüdenden Takts der Maschine tritt die psychische Auseinandersetzung mit Anderen, die Stress verursacht.

Unter der Bezeichnung ‚Burnout-Syndrom‘ entsteht so ein Phänomen, das in erster Linie als *emotionale Erschöpfung* in Erscheinung tritt. Stress verausgabt die Arbeitskraft bis hin zu einem pathologischen Zustand. Neben dem Hauptsymptom der Erschöpfung etablieren sich ab Mitte der 70er Jahre noch zwei weitere Dimensionen des ‚Ausbrennens‘: Erstens eine *zynische Distanzierung* von der Arbeit und den Kolleginnen – im Kontext der sozialen Berufe häufig als ‚Dehumanisierung‘ bezeichnet. Zweitens wird Betroffenen ein *eingeschränktes Leistungsvermögen*, in schweren Fällen sogar längere Arbeitsunfähigkeit attestiert (Freudenberger 1974, 1975; Maslach 1978; Maslach und Pines 1977; Pines und Maslach 1978).<sup>99</sup> Im Konstrukt Burnout spiegelt sich also (ex negativo) die Orientierung am Ideal einer technischen (Leistungsverlust), sozialen (Distanzierung) und psychischen (emotionale Erschöpfung) Integration des Subjekts in dessen Umwelt wider. Ausgangspunkt dieser Art der Problematisierung ist die Unterscheidung zwischen den menschlichen Bedürfnissen und den Anforderungen der Arbeit, der eine spezifische Konzeption der Normalität zugrunde liegt: Die Vorstellung professioneller beruflicher Verhältnisse, die klaren Regeln folgen und den Menschen vor zu hohen Belastungen schützen.

Auch die in dieser Zeit gängigen Phasenmodelle, die den Prozess von der anfänglichen Begeisterung bis zur Erschöpfung rekonstruieren, sprechen diese Sprache (Freudenberger und Richelson 1980; Freudenberger und North 1985; Edelwich und Brodsky 1980; Cherniss 1980): Es bestehe stets die Gefahr, dass der Mensch von den äußeren Bedingungen der Arbeit aufgesogen und damit in seiner Existenz bedroht werde. Anstatt Autonomie und Entscheidungsfreiheit zu bewahren, bewege man sich dann in Richtung Abhängigkeit und *Passivität* – ein ähnliches Bild wie das des „hilflosen Helfers“, das Wolfgang Schmidbach im Jahr 1977

---

<sup>99</sup> Diese Einteilung in drei Leitsymptome findet sich bereits bei Freudenberger (1974, 1975) und wurde spätestens mit der Etablierung des bis heute zentralen Messinstruments, dem Maslach Burnout Inventory (Maslach und Jackson 1981a), im Feld institutionalisiert.

für die Sozialarbeit in Deutschland zeichnet (1998). Um die Helfer sowohl vor sich selbst und ihrem Umfeld als auch vor den Klientinnen zu schützen, bedürfe es einer professionellen Distanzierung, die als Kompromiss zwischen beruflicher Leidenschaft und dem nötigen Maß an Vernunft verstanden wird. Denn im Kontext der ‚Burnout-Falle‘ gelten Engagement und Identifikation ab einem gewissen Grad als problematische Persönlichkeitseigenschaften und konstituieren ein besonders gefährdetes Subjekt. Der innere Antrieb wird daher immer auch vor dem Hintergrund seiner Grenzen thematisiert: Die Motivation erscheint nicht nur als Bezugspunkt der Selbstverwirklichung, sondern auch als psychische Energie, die durch emotionale Arbeit kontinuierlich verausgabt wird.

Diese Denkweise findet schließlich auch in den Techniken der Subjektivierung ihren Ausdruck. Trotz aller Unterschiede bildet die *emotionale Selbstdisziplin* dabei das Kernthema – paradigmatisch dafür steht die Strategie des „detached concern“ (Pines und Maslach 1978; Maslach 1978):

One way people try to get out from under their emotional burdens is by cutting back in their involvement with others. They want to reduce their contact with people to a bare minimum required to get the job done. [...] This detachment puts some emotional distance between oneself and the people whose needs and demands are overwhelming. When this emotional buffer is combined with a genuine caring for others, it evolves into an effective way of handling the emotional strain of such people work. (Maslach 1982, 3)

Was hier formuliert wird, ist eine Ethik der Mäßigung, der eine möglichst *ergonomische Organisation* der Arbeit zugrunde liegt. Die emotionale Last müsse effizient mit den anderen Aufgaben und Tätigkeiten abgestimmt werden. So wie im Bereich der Arbeit die unterschiedlichen Belastungsformen koordiniert werden, gilt es für den Einzelnen, gegebene Grenzen zu berücksichtigen: Es bringe nichts, die emotionale Energie sinnlos zu verschwenden oder über das Maß der Regenerationsfähigkeit zu verausgaben.

Diese Art der Problematisierung entsteht zwar in den USA, findet in den 1980er Jahren aber auch den Weg in den wissenschaftlichen sowie

öffentlichen Diskurs Deutschlands. Insbesondere die frühe Übersetzung von Freudbergers und Geraldine Richelson Arbeit, veröffentlicht unter dem Titel *Ausgebrannt: Die Krise der Erfolgreichen - Gefahren erkennen und vermeiden*, stellt hier einen wichtigen Bezugspunkt dar. Darüber hinaus zeugen die Übersetzungen der beiden mehrfach zitierten Werke *Ausgebrannt: Vom Überdruß zur Selbstentfaltung* sowie *Ausgebrannt: Das ‚Burn-out‘-Syndrom in den Sozialberufen* vom herrschenden Interesse am Thema (Aronson et al. 1983; Edelwich und Brodsky 1984). Auch hierzulande wird eine Krise der sozialen Arbeit konstatiert und mit dem Begriff Burnout in Verbindung gebracht:<sup>100</sup> Dabei werden ebenfalls die emotionale Überforderung und die Haltung der Aufopferung problematisiert. Das prominenteste Beispiel ist sicher Schmidbauers bereits genanntes Werk *Der Hilflöse Helfer* (1998), das Ende der 70er Jahre in Deutschland erschienen ist und breit diskutiert wurde – auch Titel wie ‚Ausbrennen‘ - *Eine Gefahr in helfenden Berufen* oder ‚Burn-out‘ und *Praxischock Klinischer Psychologen* zeugen von der Verwandtschaft der Wahrheitsspiele in beiden Ländern (Kolbe et al. 1985; Kunzel und Schulte 1986). Durch diesen frühen Austausch ist außerdem der weitere Dialog vorbereitet, weshalb die US-amerikanisch dominierte Forschung stets schnell ihren Weg in den akademischen wie gesellschaftlichen Diskurs Deutschlands findet.

Insgesamt wird durch die Rekonstruktion eine Wissensordnung sichtbar, die noch deutliche Spuren des von Foucault diagnostizierten Machtmechanismus der *Disziplin* aufweist: Es geht darum, der Krise der sozialen Berufe mit einer Strategie der Ordnung zu begegnen und durch eine ergonomische Strategie Gesundheit und Produktivität gleichermaßen zu steigern. Dem herausgearbeiteten Menschenbild liegt die Vorstellung eines messbaren Leistungsvermögens zugrunde und der emotionale Stress steht für die Verausgabung von Arbeitskraft. Vor diesem Hintergrund werden sowohl die berufliche Belastung als auch der innere Antrieb des Subjekts problematisiert: Es bedürfe Schutzmechanismen, um der Erschöpfung psychischer Energie entgegenzuwirken. Dieser Bedarf nach Schutz ist eng verbunden mit dem Bild der Abhängigkeit, das als konstitutives Merkmal der ‚helfenden Berufe‘ dargestellt wird: Ein

---

<sup>100</sup> Die Durchsicht der Arbeiten basiert auf einer Auflistung in Deutschland erschienener Arbeiten von Burisch (2014, 6), der bereits Ende 1989 das erste seines mittlerweile in der fünften Auflage vorliegenden Überblickswerks veröffentlicht.

besonders engagiertes Subjekt trifft auf zu hohe Arbeitsbelastungen und gerät damit fast zwangsläufig in die ‚Burnout-Falle‘. Neben der Gefahr der äußeren Arbeitslast zeigt sich hier eine Problematisierung des inneren Antriebs, die auf besonders gefährdete Persönlichkeitstypen verweist. Selbsttechniken sind dementsprechend Strategien und Übungen, die den sparsamen Einsatz psychischer Ressourcen sicherstellen – die Regeneration der Arbeitskraft wird mit klaren Grenzen und Regeln in Verbindung gebracht. Dazu korrespondiert eine spezifische Form der Selbstdisziplin: die distanzierte und vor allem professionelle Haltung gegenüber dem Beruf. Auf das richtige Maß komme es an – dazu gehöre auch eine Strukturierung des Lebens, die der Eigenart der Arbeitskraft Psyche Rechnung trägt.

Gleichzeitig weist die eben dargestellte Art der Problematisierung bereits weit über das *Dispositive der Ergonomie* hinaus: Die Haltung des bedingungslosen Engagements erscheint auf der einen Seite als gefährlich – sie mache den Menschen für die Last der emotionalen Arbeit besonders anfällig. Auf der anderen Seite ist der innere Antrieb Ausgangspunkt einer Heroisierung der ehrenamtlichen Tätigkeit und sozialen Arbeit. Dieses Ethos ist durch einen grundlegenden Bruch mit der normierten Arbeitsbeziehung und professionellen Distanz gekennzeichnet: Klienten werden nicht einfach wie Dinge behandelt – es geht darum, sich ihnen zu öffnen und ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen. Die formale Organisation des Berufsfeldes, die einer neuen Welle der Professionalisierung bedürfte, steht also in einem grundlegenden Widerspruch zum Ideal und Anspruch der ‚helfenden Berufe‘. Wie wir sehen werden, bietet insbesondere die vermeintliche Bevormundung und Stigmatisierung des Subjekts eine wichtige Angriffsfläche für die folgende Kritik. Diese steht ganz im Zeichen des neoliberalen Projekts, das den Menschen als autonom, durchsetzungsstark und flexibel performiert. Dabei sind es vor allem die Praktiken der Selbsthilfe, die von Beginn an die Etablierung einer sozialstaatlichen Intervention unterlaufen: Denn trotz der strukturellen Problemdiagnose rücken Selbsttechniken in den Vordergrund, die die Perspektive der subjektiven Wahrnehmung favorisieren. Ausgehend von Theorien kognitiver Bewertung, denen zufolge „alle unsere Gefühle von unserer Beurteilung der laufenden Auseinandersetzung mit der Umwelt abhängig“ sind (Aronson et al. 1983, 43), verändern sich so schrittweise



die Regeln des Wahrheitsspiels. Wie in den nächsten Abschnitten deutlich werden wird, etabliert sich um diese Form psychologischer Expertise ein neues Dispositiv: An die Stelle der ergonomischen Organisation psychischer Arbeitskraft treten die *Steuerung der Gefühle* und die *Arbeit am inneren Gleichgewicht*.

## 5.2. Steuerung der Gefühle: Die Normalisierung in den 1980ern und 90ern

Burnout is a persistent, negative, work-related state of mind in ‚normal‘ individuals that is primarily characterized by exhaustion, which is accompanied by distress, a sense of reduced effectiveness, decreased motivation, and the development of dysfunctional attitudes and behaviors at work. This psychological condition develops gradually but remains unnoticed for a long time by the individual involved. It results from a misfit between intention and reality in the job. Often burnout is self-perpetuating because of inadequate coping strategies that are associated with the syndrome. (Schaufeli und Enzmann 1998, 36)

Die dargestellte ergonomische Strategie dominiert bis etwa Anfang der 1980er Jahre die Forschung: Der Diskurs kreist um die Arbeitslast, unter der das Subjekt leidet. In diesem Kontext wird selbst die *Lust* an der Arbeit zum Problem – sie gilt als pathologische Abhängigkeit vom Beruf, die den menschlichen Bedürfnissen zuwiderläuft. Der emotionale Stress im sozialen Sektor erscheint somit als äußere Gefahr, vor der der Mensch geschützt werden muss; dazu bedarf es einer rationalen Organisation der Arbeit sowie Selbsttechniken der Mäßigung und Distanzierung. Ab Beginn der 80er Jahre wird dieses Dispositiv jedoch sukzessive durch andere Wissensordnungen und Machttechniken überlagert – ich spreche bewusst von einer Überlagerung, da es sich keinesfalls um einen eindeutigen Bruch handelt.<sup>101</sup> Dabei werden insbesondere das Bild einer

---

<sup>101</sup> Im Hinblick auf die mediale Debatte und gewerkschaftliche Forderungen wird im folgenden Kapitel deutlich werden, dass diese Sichtweise auch heute immer wieder punktuell auftaucht. Innerhalb der Wissenschaft gewinnt jedoch eine andere Art der Problematisierung klar die Oberhand, die sich auch auf arbeitsrechtliche Auseinandersetzung politischer Interessenvertreter auswirkt.

Pathologie und der Bedarf nach Schutzmechanismen in Frage gestellt. Burnout gilt nicht länger als ein Problem der Entgrenzung von Beruf und Leben – im Gegenteil: Die psychische Erschöpfung wird nun als Folge einer mangelnden positiven Bindung an die Arbeit verstanden. Zur Steigerung der individuellen Anpassungsfähigkeit bedürfe es demnach gerade nicht des Rückzugs, sondern einer aktiven Auseinandersetzung mit der beruflichen Tätigkeit.

### **Burnout als Gegenstand der Motivationstheorie**

Die diskursive Verschiebung geht mit einem Wandel des wissenschaftlichen Entstehungskontexts einher: Zu Beginn der Problematisierung Burnout werden wichtige Artikel in Zeitschriften veröffentlicht, die sich zwischen Psychologie und Soziologie verorten lassen – etwa im *Journal of Social Issues*. Ein Großteil der Texte stammt außerdem direkt aus dem Feld der sozialen Berufe, zum Beispiel aus den Journals *Social Services*, *Social Work* oder *Child Care Quarterly*. Die Verbindung zwischen dem Begriff Burnout und einer kritischen Gesellschaftsdiagnose, die den Zwangscharakter der Arbeit ins Zentrum rückt, ist dabei deutlich erkennbar. Der Aufsatz *Burnout as Alienation* (Karger 1981), in dem das ‚Ausbrennen‘ im sozialen Sektor als Spiegelbild der Entfremdung industrieller Arbeit gedeutet wird, lässt sich als idealtypische Zuspitzung dieses Narrativs lesen. Daraus resultiert das nachgezeichnete Verständnis der ‚Burnout-Falle‘; die psychische Erschöpfung wird zum Synonym einer strukturellen Krise des sozialen Sektors. Den paradigmatischen Kern dieser ‚interdisziplinären Matrix‘ (Kuhn) aus sozialer Arbeit, Psychologie und Soziologie bildet die Annahme einer objektivierbaren Arbeitslast. Diese Denkweise zeigt deutliche Spuren des fordistischen Zeitalters, einer Koalition aus Taylorismus und Psychotechnik und Träger der ‚Ideologie‘ *psychischer Ergonomie*. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist diese Allianz im Zuge des Aufstiegs des Postfordismus mit zunehmender Konkurrenz konfrontiert. Wie bereits dargestellt, gewinnen im Kontext politischer Emanzipationsbewegungen der 68er-Bewegung insbesondere Motivationstheorien in der Psychologie und Ökonomie an Einfluss. Diese Forschungstradition, vor allem die Bewegung der positiven Psychologie, trägt das Versprechen einer Befreiung von beruflichen Zwängen in sich – Lust und Selbstverwirklichung existieren nun auch innerhalb der

Arbeit.<sup>102</sup> In dieser Gemengelage entsteht ein Diskurs, der die Vorstellung von Freiheit und den Bedarf der Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen auf eine andere Art und Weise organisiert. Anstatt der Arbeitsbelastung rücken nun das Subjekt und dessen Wahrnehmungsweise ins Zentrum. Der berufliche Stress ist nicht länger gefährliches Außen, sondern Bestandteil des psychischen Innenlebens.

Wie in der vorherigen Phase ist auch diese Wissensordnung nicht nur an historische Veränderungen, sondern an spezifische Orte der Wahrheitsproduktion gebunden: In den 1980er Jahre wandert die Problematisierung Burnout in den Bereich der Arbeits- und Wirtschaftspsychologie und damit ins Reich der Motivation – wichtige Publikationsorgane sind unter anderem das *Journal of Applied Psychology* und das *Journal of Organizational Behavior*. Die hier stattfindende Umdeutung zeugt vom herrschenden Subjektverständnis der Autonomie und Durchsetzungskraft im Sinne des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007; Rose 1992). Der Diskurs erschöpft sich jedoch nicht in einer Semantik des Empowerments<sup>103</sup>, die die Gestaltungsmacht des Einzelnen betont. Stattdessen wird vor allem eine andere Seite neoliberaler Regierungskunst sichtbar, die dem Imperativ der Anpassungsfähigkeit folgt: Burnout gilt als Problem individueller Steuerung, das sich auf das Innenleben des Subjekts bezieht. Der Mensch müsse in Bewegung bleiben und das eigene

---

<sup>102</sup> Während die Psychologie als Träger dieser neuen Machttechnik auftritt, lässt sich die Sozialwissenschaft, insbesondere die marxistisch geprägte Arbeits- und Industriesozio­logie der 1980er bis 90er, als eine der wichtigsten Kritikerinnen identifizieren – von Hochschilds „Gefühlsarbeit“ (1983) über Sennetts „flexiblen Menschen“ (1998) bis hin zu den bereits mehrfach genannten Diagnosen der „Subjektivierung“ und „Entgrenzung der Arbeit“ (Kleemann et al. 1999; G. Voß 1998). Ab den 1990er Jahren setzt sich in Form einer Wissens- und Kultursoziologie, insbesondere im Anschluss an Foucault, eine Herangehensweise durch, die auf den klaren Standpunkt der Kritik verzichtet und Begriffe wie Ideologie, Entfremdung oder Ausbeutung bewusst vermeidet. Diese Tradition, der auch ich folge, ist letztlich ein weiterer Beleg für die Hegemonie eines psychologisch-ökonomischen Diskurses. Die Soziologie scheint die Waffen gestreckt zu haben und konzentriert sich seit zwei Jahrzehnten vor allem auf die Beschreibung und Rekonstruktion (neo-)liberaler Regierungstechniken, anstatt selbst aktiv bei der Konstitution gesellschaftlicher Ideale und Leitbilder ‚mitzumischen‘.

<sup>103</sup> Wie Ulrich Bröckling (2007, 180–214) am Beispiel des Empowerments zeigt, entwerfen gegenwärtige „Psycho-Techniken“ (Traue 2010) das Bild einer Welt, die keine Zwänge, sondern nur Herausforderungen kennt. Die bessere Nutzung der vorhandenen Potentiale erlaubt es, Nullsummenspiele in ‚win-win Situation‘ zu verwandeln – wo einst Ohnmacht und Hilflosigkeit herrschten, hält die Aktivität des „unternehmerischen Selbst“ Einzug.

Verhältnis zur Arbeit ständig neu austarieren. Dabei werden selbst Bedürfnisse und persönliche Ziele als in höchstem Maße veränderbar begriffen. Das ideale Subjekt hört in sich hinein, beobachtet seine Umwelt und ist in der Lage, Veränderungen in die eigenen Dispositionen zu integrieren. Anstatt der äußeren Kontrolle des Verhaltens bedürfe es daher indirekter Mechanismen der (Selbst-) *Steuerung der Gefühle*, die der individuellen Anpassungsfähigkeit den entsprechenden Raum bieten. Daraus resultiert auch eine klare Abgrenzung vom Bild der Krankheit – Burnout wird zur Frage des subjektiv wahrgenommenen Wohlbefindens, für das man selbst nicht nur der beste, sondern einzig legitime Experte ist.<sup>104</sup>

### Die positive Bedeutung der Emotionen

Während Herbert Freudenberger als Begründer des Konzepts Burnout einen typischen Vertreter der frühen Problematisierung darstellt, nimmt Christina Maslach (geb. 1946) in der daran anschließenden Phase diese Rolle ein.<sup>105</sup> Schon Ende der 1970er Jahre veröffentlicht sie unter dem Titel *The Client Role in Staff Burn-Out* einen Aufsatz, in dem Spannungen und sich anbahnende Veränderungen im Forschungsfeld zu Tage treten (Maslach 1978). An Stelle der strukturellen Krise deutet sich nun eine andere Art der Problematisierung an:

[R]ules can introduce new sources of emotional stress into the staff-client contact or can enhance those stresses that are already present. For example, the institution may require the staff member to ask a series of questions about the client's financial status (in order to establish the client's eligibility for services) before trying to deal with the client's problems. The client may feel both embarrassed and

---

<sup>104</sup> Die Verbindung zu ganzheitlichen Gesundheitsvorstellungen ist ein wichtiger Grund dafür, dass Psychiatrie und Medizin den Begriff Burnout nicht als neue Krankheit aufgreifen und sich stattdessen davon distanzieren. Wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, zeigt sich bezüglich dieser Abgrenzung ein Kontinuum: Während Burnout einerseits als Bestandteil alltäglicher und normaler Probleme verstanden wird, finden sich andererseits auch Äußerungen, die das Konzept als bloße ‚Modeerscheinung‘ und sogar als Gefahr für ‚wirklich Kranke‘ diffamieren.

<sup>105</sup> Christina Maslach ist emeritierte Professorin an der Universität Berkeley und erwirbt ihren PhD in diesem Fach im Jahr 1971 an der Stanford University. Ihr Anfang der 1980er Jahre in Zusammenarbeit mit Susan Jackson konzipiertes Maslach Burnout Inventory (MBI) ist das bis heute meistgenutzte Messinstrument für wissenschaftliche Untersuchungen und praktische Interventionsprogramme (Maslach und Jackson 1981a).

angry about these questions, and thus the staff-client relationship will be charged with negative feelings even before any service or treatment is initiated. In addition to rules which explicitly direct the staff member to act in certain ways toward the client, the institution may also have rules which limit or forbid certain staff behaviors. Thus, staff may be restricted from providing certain services or granting certain funds. This often leads to situations where the staff feel trapped in the very uncomfortable position of having to turn clients away for reasons that are not always easy to argue convincingly. (Maslach 1978, 117)

In diesem Textfragment werden institutionelle Regeln als Ursache des psychischen Stresses beschrieben: Bei den Klienten erzeugen sie negative Emotionen wie Wut oder Scham, die Belegschaft fühle sich aufgrund dieser Einschränkungen ohnmächtig. Nicht die Arbeitslast sei also das Hauptproblem, sondern die starre Institution, die die Beziehung zwischen der Belegschaft und den Klienten belaste – weder den eigenen Interessen, noch den Bedürfnissen der Klienten könne man unter diesen Voraussetzungen gerecht werden.

Die ‚Burnout-Fälle‘ resultiere also weniger aus der Arbeitslast, als vielmehr aus einem subjektiven Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber der Organisation. Anstatt eines Menschen, den man vor sich und den Gefahren der Umwelt schützen muss, erscheint ein Subjekt, das in der Lage ist, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen – diese Eigeninitiative heißt es zum Wohle der Angestellten und Klientinnen zu nutzen. Zwei Jahrzehnte später hat sich dieses Verständnis im Kontext der Problematisierung Burnout durchgesetzt und wird in aller Deutlichkeit artikuliert:

When people do not have control over important dimensions of their job, it prevents them from addressing problems they identify. The issue is not whether they are able or willing to take action but rather whether the organization will tolerate creative problem solving outside of its centralized control structures. Without the capacity to make relevant decisions, people can waste time doing things that do not get the job done. [...] They lose interest if they do not feel that they are making things happen. (Maslach und Leiter 1997, 42)

Hier erscheint die formale Organisation der Arbeit sogar als zentralisierte Machtstruktur: Sie ersticke den individuellen Antrieb und verhindere

jede kreative Problemlösung. Dem Feindbild einer bürokratischen Verwaltung ‚von oben‘ setzen Maslach und ihr Koautor Michael Leiter das Ideal der autonomen Gestaltung ‚von unten‘ entgegen – nur große Handlungsspielräume könnten den individuellen Potentialen und Interessen gerecht werden.<sup>106</sup> Es ist klar erkennbar, dass das Bedeutungsmuster der *Lust* nun die Vorstellung der Arbeitslast ersetzt oder zumindest überlagert – die Problematisierung Burnout wird in einen Diskurs des persönlichen Wachstums und der Selbstverwirklichung eingeschrieben. Die Burnout-Forschung wendet sich damit der Denktradition der positiven Psychologie zu, die sich scharf von der sogenannten ‚Defizitorientierung‘ im Fach abgrenzt.<sup>107</sup> Engagement und Identifikation gelten nicht länger als Teil des Problems, sondern als „positive antithesis of burnout“ (Maslach et al. 2001, 297). Das Ziel scheint klar: die positive Wirkung der Arbeit zu stärken und auf diesem Weg die wirtschaftliche Rentabilität und psychische Gesundheit gleichermaßen zu optimieren. Hinter dem hier artikulierten Ideal der Steigerung verbirgt sich die Hoffnung auf eine kontinuierliche Erweiterung des Möglichkeitsraums, die sowohl den ökonomischen Imperativ als auch das kulturelle Bezugssystem darstellt (Schulze 2004; Rosa 2016).

Das Phänomen Burnout entwickelt sich also in einem direkten Dialog mit der positiven Psychologie. Die Problematisierung ist jedoch

---

<sup>106</sup> Diese Deutungsweise steht in direkter Nachfolge der Motivationstheorien von Maslow und Herzberg, die vor allem von Richard Hackman und Greg Oldham in Richtung der Arbeitsbedingungen und Arbeitszufriedenheit weiter gedacht wird (1975, 1976). Im Anschluss daran betont beispielsweise Robert Karasek die motivationssteigernde Wirkung hoher Anforderung: Demnach führen Belastungen nur dann zu gesundheitlichen Problemen, wenn sie nicht durch entsprechend große Freiheiten begleitet werden (Karasek und Theorell 1992; Karasek 1979).<sup>106</sup> Neben der grundlegenden Bedeutung dieser Perspektive innerhalb der angewandten Psychologie bildet das auf diese Überlegungen zurückgehende „job demands-resources model“ eines der wichtigsten theoretischen Konzepte der Burnout-Forschung (Schaufeli und Bakker 2004; Demerouti et al. 2001).

<sup>107</sup> Das folgende Zitat illustriert die typische Abgrenzung der positiven Psychologie gegenüber der vermeintlich rückständigen und übermächtigen ‚Defizitorientierung‘: „Positive states are not popular in psychology. (...) The same is true for occupational health psychology: a simple count of articles that appeared from 1996 onwards in the Journal of Occupational Health Psychology reveals that negative work-related outcomes outnumber the positive outcomes by a comparable ratio of 15 to 1. So, it is not surprising that the emerging positive psychology proposes a shift from this traditional focus on weaknesses and malfunctioning towards human strengths and optimal functioning (...)“ (Schaufeli und Bakker 2004, 293)

nicht auf eine Semantik der (Selbst-)Optimierung beschränkt. Im Gegenteil: Die unterschiedlichen Dimensionen der Motivation gelten durchaus als begrenzt oder zumindest als nur bedingt steigerungsfähig. Daraus resultiert eine auf den ersten Blick ambivalente Thematisierung von Arbeit und Psyche. Die Arbeit scheint gleichermaßen Ursache und Lösung für das Problem der Erschöpfung zu sein, worauf bereits die Titel der untersuchten Texte – wie etwa *Work can burn us out or fire us up* (Gorgievski und Hobfoll 2008) – verweisen. Dieser vermeintliche Widerspruch stützt sich jedoch selbst auf eines der wichtigsten Bedeutungsmuster im Diskurs: die Vorstellung eines je *einzigartigen Verhältnisses* zwischen Arbeit und Subjekt. In einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Reckwitz 2017), in der zunehmend individuelle Besonderheiten prämiert werden, scheint jeder Mensch eine andere Beziehung zur Arbeit und einen spezifischen Umgang mit deren Anforderungen zu haben. Auch in diesem Fall sind die Grundlagen des neuen Wahrheitsspiels bereits in der Frühphase angelegt. So rückt Maslach schon Ende der 70er Jahre die aktive Rolle der Akteure innerhalb konkreter Arbeitsbeziehungen in den Fokus:

When considering the dynamics of the staff-client relationship, it is important to keep in mind that there are two participants who shape and direct the interaction and the thoughts and feelings that arise from it. [...] If we hope to improve the quality of staff-client contacts, we need to focus on changes on both sides of the exchange. The institutional system ultimately translates into people, and it is the way each of these people interacts with others that can either promote human values or destroy them. (Maslach 1978, 123)

Burnout ist hier kein generelles Leiden unter *der* Belastung, sondern ein Problem des Verhältnisses zur Klientel, das als dynamische Interaktion verstanden wird. Im Zitat werden zwei zentrale Dimensionen dieser Beziehung benannt: Erstens handle es sich um ein emotionales Verhältnis und zweitens wird von einem Austausch gesprochen, in der beide Seiten zu ihrem Recht kommen müssen. Auf Grundlage des sich hier andeutenden psychologisch-ökonomischen Modells erscheint Burnout primär als individuelles Problem – Akteurinnen und nicht Institutionen wird die entscheidende Rolle zugesprochen: Sie seien es, die auf Grundlage ihrer Handlungen bestimmte Arbeitsbedingungen hervorbringen.

Vor diesem Hintergrund verlieren das Bedeutungsmuster der Belastung und die passive ‚Krankenrolle‘ an Plausibilität; an ihre Stelle tritt ein Diskurs, der das psychische Wohlbefinden an die Erfahrung und Gefühlswelt der Betroffenen koppelt. Ausgehend von der individuellen Wahrnehmung wird nun jeglicher Typisierung des Menschen eine Absage erteilt. Die Kategorie ‚krank‘ gilt im Rahmen der positiven Psychologie und des Empowerments als stigmatisierend: Sie schreibe eine negative Identität fest („schwach“) und verhindere daher positive Gefühle. Die ‚Burnout-Falle‘ verliert so jegliche Legitimationsgrundlage und Burnout wird zu einer Frage des Wohlfühlens bzw. des ‚Wellness‘, bei der es allen voran um Selbstbewusstsein und Selbsterfahrung geht (Duttweiler 2005). Diagnosen und Krankheitsbilder haben in der neuen Wissensordnung also kaum noch einen Platz – es dominiert stattdessen der Glaube, „dass gesundheitlich relevante Phänomene auch unabhängig von Klassifikationen und Systemen existieren und dass eine Problemlösung und Heilung nur dann stattfinden kann, wenn das, was ist, ohne moralische Bewertung ernst genommen und ihm auf den Grund gegangen wird“ (Prieß 2013, 10).

Auf diese Weise löst sich die Problematisierung Burnout von der Unterscheidung zwischen dem Normalen und Pathologischen und damit ebenfalls von der Vorstellung eines begrenzten psychischen Leistungsvermögens. Auch aufgrund der damit einhergehenden Distanzierung von der Medizin liegt bis heute keine einheitliche Definition des Phänomens Burnout vor und es sind kaum erfolversprechende Anstrengungen in diese Richtung zu erkennen. Ein renommierter Experte im Feld kommentiert das rückblickend folgendermaßen:

Die Burnout-Forschung hat versucht, die kasuistische Phase zu überspringen [...]. Auf dem Krakauer Kongress 1990 hatte ich ein kollaboratives Forschungsprojekt vorgeschlagen. Wer immer sich berufen fühlte, sollte zwei ausführliche Fallbeschreibungen einschicken: Eine für einen prototypischen Fall von Burnout; eine zweite, möglichst weitgehend vergleichbare, die aber nicht als Burnout-Fall angesehen wurde. Jeder hätte dann alle eingesandten Fälle nach seinen eigenen Kriterien blind klassifiziert und seine Entscheidungen begründet. Aus der Zusammenschau einer größeren Zahl solcher Real-Fälle und der darauf aufbauenden Diskussion hätte sich vielleicht handfester destillieren lassen, was Theoretiker,



Forscher und Praktiker unter Burnout verstehen. Leider war das Interesse an der Idee verschwindend gering; lediglich Ayala Pines und Herbert Freudenberger (damals noch am Leben und brieflich kontaktiert) wollten Zeit investieren. Aus dem Vorhaben wurde nichts. (Burisch 2014, 14f.)

Wie dieses Zeitzeugnis deutlich macht, folgt – bis auf zwei Forscher der ersten Generation – niemand dem Ruf zur Erarbeitung einer einheitlichen Klassifikation. Das detaillierte Erfassen von Zeichen und der systematische Vergleich unterschiedlicher Fälle, für Foucault das Kennzeichen des modernen „ärztlichen Blicks“ (Foucault 1973), interessiert die Burnout-Forschung kaum. Gleiches gilt für die Unterscheidung zwischen Gesundheit und Krankheit, dem Normalen und dem Pathologischen. Damit wird auch der Objektivierung von Belastung und damit einer ergonomischen Organisation psychischer Arbeit ihrer Grundlage entzogen. Jede Form der äußeren Regulierung gilt als Problem, denn sie reduziere das Subjekt und dessen Leiden auf Kategorien, denen der Bezug zum Gefühlsleben der Menschen fehle. Die darin enthaltene Kritik an der Zuschreibung eines bestimmten Status ‚von oben‘ verweist auf die dominante *Sprache des emotionalen Innen*: Wichtig ist nicht, worunter man leidet, sondern wie man sich dabei fühlt.<sup>108</sup>

Mit der Ablehnung einer objektiven Klassifikation verschwinden ab Mitte der 1980er Jahre im Forschungsfeld zudem die Phasenmodelle, die Burnout als Teil eines Krankheitsverlaufs erscheinen lassen. An die Stelle der Beschreibung gesundheitlicher Zustände von Betroffenen tritt auch hier das Bild dynamischer Beziehung zwischen Subjekt und Umwelt (Perlman und Hartman 1982, 96–98; Golembiewski et al. 1986, 198–208). Im Mittelpunkt steht dabei der Stressbegriff: Der wahrgenommene Stress spiegele gleichermaßen die Arbeitsbedingungen und die daran anschließende Gefühlslagen und Handlungsweisen wider; beide gelten als Momente eines offenen Systems, dessen Bestandteile sich fortwährend gegenseitig beeinflussen. In den so konstituierten Ansätzen werden der Arbeit daher – je nach Situation – gleichermaßen positive (der sogenannte

---

<sup>108</sup> Auch die Motivationstheorien haben sich im Kontext der zunehmenden Bedeutung der kognitiven Bewertung grundlegend verändert. An die Stelle eines stabilen inneren Antriebs tritt ebenfalls die Vorstellung eines dynamischen Verhältnisses zwischen Individuum und Umwelt, dessen Schnittstelle die Emotionen darstellen (Latham und Pinder 2005; Steers et al. 2004).

„eu-stress“) wie negative Einflüsse („dis-stress“) zugeschrieben. Anforderungen, die für den einen belastend sind, seien für andere Ausgangspunkt motivierender Erlebnisse und steigern die persönliche Energie (Golembiewski et al. 1986, 200).<sup>109</sup> Stress verliert auf diese Weise seinen bedrohlichen Charakter und wird zum normalen und alltäglichen Phänomen. Die Arbeitsbelastung wird so ihrer Gefahrensemantik beraubt und es entsteht „eine Konstellation, die sich dem immunologischen Organisations- und Abwehrmechanismus ganz entzieht“ (Han 2010, 7). Jeder hat Stress, manchmal braucht man ihn sogar und vor allem muss man lernen, mit ihm umzugehen.

### **Burnout als normaler Gefühlszustand**

Während Burnout also jede Form der Klassifizierung – im Sinne äußerlich identifizierbarer Symptome und klarer Grenzen der Belastung – unterläuft, schreibt sich das Phänomen in eine Wissensordnung ein, die um die menschliche Wahrnehmung organisiert ist. Die Richtung gibt dabei das Maslach Burnout Inventory (MBI) vor, das bis heute mit Abstand wichtigste Messinstrument im Forschungsfeld.<sup>110</sup> Bereits im Titel der ersten Publikation zum MBI, *The Measurement of Experienced Burnout* (Maslach und Jackson 1981a), ist erkennbar, dass die individuelle Erfahrung jetzt in den Vordergrund rückt.<sup>111</sup> Die unterschiedlichen Items des MBI – die Zahl der Fragen beläuft sich meist auf gut 20 – dienen der Erfassung der Gefühle bezüglich der Arbeit. Zur Messung werden fiktive Selbsteinschätzungen genutzt, die auf einer mehrstufigen Skala zu bewerten sind. Drei dieser Items lauten beispielsweise: „Ich fühle mich durch meine Arbeit ausgebrannt“, „Es ist mir eigentlich egal, was aus manchen Patienten wird“, „Ich gehe ziemlich gut mit den Problemen

---

<sup>109</sup> Insgesamt verschränken sich dabei neurologische Theorien der Informationsverarbeitung, die automatische Anpassungsleistungen in den Vordergrund rücken, mit ökonomischen Ansätzen der rationalen Wahl (Hockey 1997).

<sup>110</sup> Burisch spricht vom MBI als „Goldstandard“ innerhalb der Burnout-Forschung und geht von dessen Einsatz in mehr als 90 % der bisher durchgeführten Studien aus (2014, 37).

<sup>111</sup> Das MBI wurde seit seiner Entwicklung 1981 zweimal grundlegend überarbeitet und findet sich dementsprechend in drei Manuals wieder (Maslach und Jackson 1981b, 1986; Maslach et al. 1996). Die Neuerungen konzentrieren sich vor allem auf eine vereinfachte Messung der Items und die Anpassung der Fragen an weitere Berufsgruppen.

meiner Patienten um“.<sup>112</sup> Auf dieser Grundlage werden die bekannten Dimensionen des Phänomens – emotionale Erschöpfung (*emotional Exhaustion*), Depersonalisierung (*Depersonalisation*) sowie die Leistungs(un)zufriedenheit (*Personal Accomplishment*) – statistisch sichtbar gemacht. Die inhaltliche Interpretation schließt auf den ersten Blick nahtlos an die erste Phase der Burnout-Forschung an. Doch es gibt einen bedeutsamen Unterschied: Die Skalen gelten nicht länger als Ausdruck beobachtbare Verhaltensweisen, die sich zu Persönlichkeitstypen und Pathologie verdichten lassen. Stattdessen werden die drei Dimensionen als Indikatoren des psychischen Innenlebens verstanden, als Emotionen, die das Verhältnis zur Arbeit charakterisieren. So verabschiedet man sich etwa vom Versuch, das objektive Leistungsvermögen zu messen, und konzentriert sich auf die subjektive Leistungs(un)zufriedenheit.

Die Burnout-Forschung spricht nun also eine Sprache der Emotionen, die die Beziehung zur Arbeit zum Ausdruck bringt – dagegen wird die Unterscheidung zwischen persönlichen Fähigkeiten und äußeren Anforderungen weitgehend aufgegeben. Wie bereits mehrfach betont, ist das neue *Primat der Wahrnehmung* eng verbunden mit der Ablehnung jeglicher Kategorisierung von außen. Burnout sei keine Krankheit – da ist man sich einig –, sondern ein „umbrella term“ (Jackson et al. 1986, 630), der unterschiedliche negative Gefühle bezüglich der Arbeit zusammenfasse. Unter der arbeitsbedingten Erschöpfung versteht man daher nicht länger etwas, das man hat, sondern etwas, das man empfindet. Diese Veränderung spiegelt sich ebenfalls im Messinstrument wider: Das MBI orientiert sich an der Idee der sogenannten „Hassles Scale“, einer Liste von Items, die anstatt schwerwiegender Probleme ‚tägliche Unannehmlichkeiten‘ erfasst (Maslach und Jackson 1981a, 100f.). Im Alltag häufig erlebte Stress-Situationen, so der Grundgedanke, haben in der Summe enormen Einfluss auf die Gesundheit. Den „daily hassles“ werden dabei die „daily uplifts“ gegenübergestellt, die positiven und gesundheitsfördernden Erlebnisse der Arbeit (Kanner et al. 1981). Theoretischen Bezugspunkt dieser Art der Vermessung bildet eine an der Erfahrung orientierte Stresstheorie, die in der folgenden Passage aus dem Werk *Stress*,

---

<sup>112</sup> Die Formulierungen stammen aus einer deutschen Version des MBI (Büssing und Per-rar 1992).

*Appraisal and Coping* von Richard Lazarus und Susan Folkman besonders klar zum Vorschein kommt (1984, 19):

As one moves away from the most extreme life conditions to milder and more ambiguous ones, that is, to the more ordinary, garden-variety life stressors, the variability of responses grows even greater. What now is stressful for some is not for others. No longer can we pretend that there is an objective way to define stress at the level of environmental conditions without reference of the characteristics of the person. It is here that the need for a relational perspective is most evident, and where it is particularly urgent to identify the nature of that relationship in order to understand the complex reaction pattern and its adaptational outcomes [...]. We are now ready to indicate the sphere of meaning in which stress belongs: *Psychological stress is a particular relationship between the person and the environment that is appraised by the person as taxing or exceeding his or her resources and endangering his or her well-being.*

Die beiden Autoren gehen von einer Vielzahl von Stressfaktoren mit geringer Intensität aus und betonen die Heterogenität möglicher Reaktionen auf gleiche Umweltbedingungen. Mit den Begriffen Reaktion und Anpassung geht dabei kein passives Subjektverständnis einher: Die Umwelt werde aktiv beobachtet und der Mensch verfüge über die Fähigkeit, sich gezielt an die Arbeitsbedingungen anzupassen und so mit potentiellen gesundheitlichen Risiken fertig zu werden. Das Bild des Managements der eigenen Ressourcen verweist auf ein unternehmerisches Subjektverständnis, das systematisch mit der kognitiven Stresstheorie verbunden wird. Daraus ergibt sich ein Ideal der Selbstführung, das die ökonomische Theorie des Marktes systematisch mit der individuellen Gefühlswelt verbindet – Ergebnis ist ein „hybrides Subjekt“ zwischen Ökonomisierung und Selbstfindung (Reckwitz 2006).

Dank dieser Umdeutung ist Burnout nicht länger nur eine „Krise der Erfolgreichen“ (Freudenberger und Richelson 1982), die mit einem besonderen Arbeitseinsatz oder einer außergewöhnlichen Belastung verbunden ist. Bei der kontinuierlichen Anpassung an die Arbeitsbedingungen handelt es sich vielmehr um einen universellen Prozess der *Steuerung der Gefühle*, der auf jede berufliche Tätigkeit übertragbar ist. Die damit verbundene Verallgemeinerung des Gegenstandes äußert sich in einer

stetigen Ausweitung der untersuchten Berufsfelder jenseits des sozialen Sektors und einer *Normalisierung* von Burnout.<sup>113</sup> Vor diesem Hintergrund findet eine grundlegende Veränderung des Phänomens und damit auch der vermeintlichen Ursachen und Lösungsansätze statt. Aus der strukturellen Krise wird ein Problem der persönlichen Beziehung zur Arbeit – Burnout ist nicht mehr Ergebnis der Überlastung, sondern vor allem „ein chronischer Zustand des Nicht-Im-Einklang-Seins“ (Leiter und Maslach 2007, 2) mit sich selbst und der Arbeit. Aus einer kritischen Perspektive lässt sich dies zweifellos als eine Ausweitung des Leistungsimperativs interpretieren (Brunnett 2013; Bröckling 2013). Gleichzeitig macht die bisherige Rekonstruktion deutlich, dass im Unterschied zum Ideal der Steigerung vor allem die Anpassungsfähigkeit ins Zentrum rückt. Der Imperativ der Steuerung orientiert sich an einer Sprache des sozialen Austauschs *und* der Gefühle und tritt so immer auch als Kritik am reinen Leistungsdenken in Erscheinung.

### 5.3. Die Arbeit am inneren Gleichgewicht: Eine Selbst- und Sozialtechnik

Der emotionale Kapitalismus ist eine Kultur, in der sich emotionale und ökonomische Diskurse und Praktiken gegenseitig formen, um so jene breite Bewegung hervorzubringen, die Affekte einerseits zu einem wesentlichen Bestandteil ökonomischen Verhaltens macht, andererseits aber auch das emotionale Leben – vor allem das der Mittelschicht – der Logik ökonomischer Beziehungen und Austauschprozesse unterwirft. [...] Genauer, das Repertoire des Marktes vermischt sich mit der Sprache der Psychologie und diese Kombination wiederum schafft neue Techniken und Bedeutungen, aus denen neue Formen der Sozialität gegossen werden. (Illouz 2012, 13)

Ab den 1980er Jahren hat sich Burnout in der Forschung Schritt für Schritt in ein normales Problem der individuellen Steuerung und

---

<sup>113</sup> Als Reaktion auf die Anwendung der Konzeption Burnout auf alle Berufsfelder wird in den 90er Jahren der „MBI General Survey“ entwickelt, dessen Items auf für die Sozialberufe typischen Begrifflichkeiten, wie etwa Rezipient oder Klient, verzichten (Leiter und Schaufeli 1996; Schutte et al. 2000).

persönlichen Anpassungsfähigkeit verwandelt. Nun geht es weniger um den Zustand der Erschöpfung als vielmehr um die Frage, wie man richtig mit dem beruflichen Stress umgehen kann. Zentraler Bezugspunkt ist ein kognitives Paradigma, das rationales Ressourcenmanagement mit emotionaler Beziehungsarbeit vereint. Das Verhältnis zwischen Subjekt und Arbeit erscheint dabei als eines der Gegenseitigkeit: Wer beruflich tätig ist, verausgabe nicht nur Energie, er bekomme immer auch etwas zurück. Dementsprechend sei Burnout weniger eine Pathologie der Arbeit oder ein Zeichen geringen Leistungsvermögens als vielmehr Indikator einer gestörten Austauschbeziehung. Die in dieser Deutung enthaltene Rhetorik des Gebens und Nehmens schließt an das ursprüngliche Narrativ innerhalb der Sozialarbeit an, wird jedoch verallgemeinert und mit der Rationalität des Marktes verbunden. Anhand der Problematisierung Burnout wird so nicht nur eine Selbsttechnik, sondern auch eine Sozialtechnik sichtbar, die sich am Wert der *Reziprozität* orientiert.

Die Humankapitaltheorie, der zufolge die Arbeitskraft Teil ökonomischer Austauschverhältnisse ist, hinterlässt also auch in der Burnout-Forschung ihre Spuren. Dies lässt sich am folgenden Zitat aus dem kanonischen *The Burnout Companion to Study and Practice* von Wilmar Schaufeli und Dirk Enzmann exemplarisch verdeutlichen (1998, 1):

A broken car battery that cannot be recharged and loses its power bit by bit is a better comparison than the notion of a fixed amount of energy that is slowly consumed until nothing is left, as in the case of a candle or a fire. [...] This analogy to an empty car battery reflects the gradual process in which more energy has been consumed than was produced over a long period of time. A car battery gets empty when more power is used up than is supplied by its dynamo. In other words, the dynamic equilibrium between demand and supply of energy is disturbed and as a result the individual's energy backup is gradually exhausted. This is exactly what happens in burnout: people give too much for too long and receive too little in return. Essentially, burnout is the long term result of the imbalance between investments and outcomes.

Die anfängliche Problematisierung des kontinuierlichen ‚Ausbrennens‘ durch Überlastung dient hier nur noch als negative Kontrastfolie. Demgegenüber erscheint das Phänomen als ein Problem des ‚return on

investment', eine betriebswirtschaftliche Kennzahl zur Messung der Rendite unternehmerischen Handelns. Betroffen seien vor allem diejenigen, die nicht in der Lage sind, ihre Ressourcen im Sinne eines „Arbeitskraftunternehmers“ (G. Voß und Pongratz 1998) richtig einzusetzen bzw. zu managen. Im Unterschied zum Glauben an Steigerung und individuelle Gestaltungsmacht rückt im Kontext der Problematisierung Burnout jedoch die Flexibilität in den Vordergrund: Es geht in erster Linie darum, Handlungsspielräume und damit eine gewisse Beweglichkeit zu bewahren. Dabei verbinden sich – ähnlich wie im Diskurs der Beratung (Traue 2010) – Imperative der Anpassung mit einem Versprechen der Befreiung von äußeren Zwängen. Im Forschungsfeld dominieren daher Ansätze, die um das subjektive Verhältnis zwischen Anforderungen und Ressourcen kreisen – etwa das „Anforderungs-Kontroll-Modell“, das „Modell beruflicher Gratifikationskrisen“ oder das der „Sicherung von Ressourcen“ (Karasek und Theorell 1992; Siegrist 1996; Hobfoll und Freedy 1993). Egal an welcher der beiden Seiten die Theorien ansetzen, stets geht es um die *individuelle Balance*, verstanden als kontinuierliche Herstellung und Aufrechterhaltung ausgeglichener Austauschbeziehungen. Die zugrunde liegende Gleichgewichtssemantik ist Teil des kognitiven Paradigmas und verzichtet auf jede objektive Vermessung der Arbeitsbedingungen und individuellen Fähigkeiten – zentraler Indikator ist stattdessen die subjektive Erfahrung. In folgendem Textausschnitt eines Überblicksartikels dreier bereits mehrfach zitierter ‚Granden‘ im Feld zeigt sich diese Sichtweise besonders deutlich:

Recent work on burnout has begun to develop new theoretical frameworks that more explicitly integrate both individual and situational factors, rather than considering them in separate either-or terms. [...] For example, the person is usually framed in terms of personality or an accurate understanding of the job, rather than in terms of emotions, motivations, or stress responses. Similarly, the job is often defined in terms of specific tasks, and not the larger situation or organizational context. (Maslach et al. 2001, 413)

Wie man sieht, tritt das Konzept der Persönlichkeit und die Vorstellung eines konkreten Leistungsvermögens in den Hintergrund: An deren Stelle etabliert sich eine Sprache der positiven und negativen Gefühle.

Emotionen folgen inneren Regelmäßigkeiten, äußere Kriterien könnten dem Phänomen dagegen nicht gerecht werden. Die damit verbundene Bewegung weg vom Arbeitsleiden Burnout, hin zur Motivation und zum Stress verweist auf eine paradigmatische Veränderung im Forschungsfeld, die nicht beim Subjekt Halt macht – auch bezüglich der Arbeitsorganisation und der gesellschaftlichen Zusammenhänge deutet sich eine andere Denkweise an.

### **Selbstsorge als Arbeit am inneren Gleichgewicht**

Bevor ich das Thema der Sozialtechniken behandle, will ich zuerst die Form der Selbstsorge etwas genauer unter die Lupe nehmen. Die im Rahmen der aktuellen Burnout-Forschung propagierte *Arbeit am inneren Gleichgewicht* unterscheidet sich grundlegend von Modellen gesellschaftlicher Regulierung, wie sie beispielsweise der Arbeitsschutz vorsieht: Im Mittelpunkt steht das eigenverantwortliche Subjekt, das kontinuierlich Ressourcen aufbaut und gleichzeitig versucht, deren Verlust zu vermeiden. Hohe Anforderungen sind hier durch Prozesse der Anpassung begleitet, die eine genaue Wahrnehmung der Umwelt und anschließende Verhaltensänderung beinhalten – die Beziehung zur Arbeit gleicht einer Selbstreflexion und emotionalen Bilanzierung (Leiter und Maslach 1988; Lee und Ashforth 1996). Mit dem Primat des subjektiven Erlebens wird es zur zentralen Aufgabe des Menschen, sich am emotionalen Innen auszurichten. Dabei geht es um umfassende Maßnahmen persönlicher Veränderung: Das Bild des durchsetzungsstarken und selbstbewussten Menschen wird durch ein Subjekt ergänzt, das in der Lage ist, seine Ziele und Wünsche anzupassen – der bekannten Parole des ‚Durchhaltens‘ wird die des ‚Loslassens‘ zur Seite gestellt. Dies reicht bis hin zum Wechsel des Arbeitsplatzes, der als „voluntary turnover“ ebenfalls als Teil bewusster Anpassungsstrategien begriffen wird (Wright und Cropanzano 1998; Demerouti et al. 2001).

Besonders deutlich wird die Arbeit am inneren Gleichgewicht in der Ratgeberliteratur artikuliert: Laut der Medizinerin und Beraterin Miriam Prieß ist Burnout „kein Ausdruck von Schwäche, sondern ein gesunder Selbstregulierungsversuch von Menschen, die den Dialog zwischen sich selbst und ihrer Umwelt verloren haben und ein Leben leben, das ihrem eigenen Wesen widerspricht“. Burnout, so die Autorin weiter,



sei „die Aufforderung zu leben, anstatt zu funktionieren“ (Prieß 2013, 11). Prieß' Ratgeber mit dem bezeichnenden Untertitel *Warum wir wirklich ausbrennen – und wie wir zu uns selbst zurückfinden* folgt einem im Feld typischen Narrativ, das Burnout als *Beziehungsproblem* dargestellt. Wichtigste Ursache für die psychische Erschöpfung sei die Tatsache, dass Betroffene „die äußeren Werte über die inneren gestellt haben. Dass sie versuchten, den Anforderungen ihres Arbeitgebers oder des Marktes gerecht zu werden“ (Unger und Kleinschmidt 2006, 123). Die Schwäche des Menschen bestehe demnach darin, sich ausschließlich an der sozialen Umwelt zu orientieren. „Die Außengeleiteten nehmen sich zu selten die Zeit, ihre Befindlichkeiten zu erspüren. Sie erlauben sich nicht, die Antennen ihrer Aufmerksamkeit für ein Mental-Screening nach innen zu richten.“ (Müller-Timmermann 2004, 87) Die Kritik an einem konformistischen Charakter, den schon David Riesman (1972) als ‚außengeleitetet‘ beschrieben hat, wird durch die Aufforderung des ‚In-sich-hinein-Hörens‘ ergänzt. Nur wer „die Macht der inneren Realität“ (Prieß 2013, 54ff.) ernst nimmt, könne „mit dem inneren Rhythmus leben“ (Müller-Timmermann 2004, 92ff.) und so „das kreative Gleichgewicht“ (Unger und Kleinschmidt 2006, 122ff.) immer wieder aufs Neue herstellen. Im Inneren des Menschen und nicht in der Umwelt verberge sich also eine Wahrheit, die an die Oberfläche gebracht werden müsse.

Doch das psychische Innen wird nicht einfach als stabiles Set von Motiven und Bedürfnissen verstanden, das – einmal entdeckt – den weiteren Lebensweg vorgibt. Stattdessen sei es gerade der Dialog zwischen Subjekt und Umwelt, der stets neue Anhaltspunkte für den kontinuierlichen Prozess der Selbstwerdung liefere. Vor diesem Hintergrund formuliert der Psychologe und Coach Eckhart Müller-Timmermann folgendes Ideal (2004, 89f.):

Ein seelisch gesunder Mensch, der Freude am Leben, Lieben und Arbeiten hat [...], nutzt die Fähigkeit, die eigenen wahren Gefühlsreaktionen auf äußere Gegebenheiten zu erspüren, nimmt diese gefundenen Reaktionen ernst, vertraut sich selbst und versucht, diese Gefühle zu verstehen und lotet die Möglichkeit aus, die sich daraus ergebenden Konsequenzen für das eigene Leben zu ziehen. [...] Prinzipiell können wir uns auf die Wahrheit unserer Gefühle verlassen! [...] Befreien Sie sich von den Fesseln ihrer Erziehung, die uns an den Glauben binden sollten,

andere wüssten besser, was gut für uns ist. Vertrauen Sie darauf, dass genau das, was sie als gefühlsmäßige Reaktion auf eine Aufgabe, einen Menschen oder ein Ereignis in sich wahrnehmen, der Schlüssel für Ihre Tür zu Ihrem Wohlbefinden und zu Ihrer angemessenen Reaktion ist.

Auch wenn diese Äußerung vor dem Hintergrund der dargestellten wissenschaftlichen Argumentationsweise esoterisch anmuten mag, stellt sie doch eine klare Verlängerung des akademischen Diskurses in die Öffentlichkeit dar. Gefühle werden zum zentralen Medium der Wahrheit: Als Schnittstelle zwischen Umwelt und Subjekt geben sie gleichermaßen Auskunft über die äußeren Arbeitsbedingungen und das innere Befinden des Menschen. Aus diesem Grund ist diese *Psychologie der Kognition und Emotion* das, was die Akteur-Netzwerk Theorie „obligatory passage point“ nennt – ein Paradigma an dem niemand vorbei kommt, der beim Wahrheitsspiel über die psychische Erschöpfung mitmischen will. Vor diesem Hintergrund dürfen Gefühle gerade nicht unterdrückt werden; man muss sie ernst nehmen und artikulieren. Nur so könne man sich seiner selbst vergewissern und gleichzeitig eine positive Beziehung zu den äußeren Bedingungen des Lebens aufbauen – also das erleben, was Hartmut Rosa (2016) als „Resonanz“ bezeichnet.

Was das für die Arbeit am inneren Gleichgewicht bedeutet, zeigt ein Blick in den Ratgeber *Burnout erfolgreich vermeiden* (Leiter und Maslach 2007).<sup>114</sup> Ausgehend von der Vorstellung einer romantischen Verbindung zwischen dem Menschen und seiner Arbeit fragt das Buch: „Wie repariert man eine kaputte Beziehung?“ (Leiter und Maslach 2005, 13) Als Antwort verspricht der Untertitel „sechs Strategien, wie Sie Ihr Verhältnis zur Arbeit verbessern“. Grundlage dieser Techniken sind Selbsteinschätzungen – wie beispielsweise „die Häufigkeit unterstützender Interaktion bei der Arbeit“ –, die im Rahmen einer dreistufigen Skala („Passt genau“, „Ungleichgewicht“, „großes Ungleichgewicht“) erfasst werden (Leiter und Maslach 2007, 25). Wie dort immer wieder betont wird, handle es sich nicht um einen Test individueller Fähigkeit oder eine Vermessung

---

<sup>114</sup> Im englischen Original ist das Buch zwei Jahre zuvor unter dem Titel *Banishing Burnout: Six Strategies for Improving Your Relationship with Work* erschienen (Leiter und Maslach 2005).

der Arbeitslast – es gehe stattdessen um die subjektive Wahrnehmung der Arbeit:

Die Person am Schreibtisch nebenan erreicht vielleicht ein ähnliches Bild, weil sie beide das Verhältnis auf die gleiche Weise erleben. Vielleicht hat diese Person aber eine überraschend andere Perspektive, die eine Welt beschreibt, welche Sie kaum verstehen. Das ist deshalb so, weil Sie nicht die physische Arbeitsumgebung abbilden, die zeigt, wie die Stühle und Tische angeordnet sind. Sie zeichnen Ihr eigenes psychologisches Verhältnis zur Arbeit auf. Dieses persönliche Profil reflektiert *Ihre* Gedanken und Gefühle über entscheidende Elemente Ihrer Arbeitsumgebung. Andere Menschen haben ihre eigene einzigartige Interpretation ihrer Welt. (Leiter und Maslach 2007, 28)

Der Anspruch des Tests ist also keine Objektivierung von Mensch oder Umwelt – zentraler Bezugspunkt sind stattdessen die eigenen „Gedanken und Gefühle“. Denn die Arbeit am inneren Gleichgewicht bedarf einer kontinuierlichen Abstimmung zwischen innerem ‚Wesen‘ und äußeren Anforderungen. Dabei sei es zwar wichtig, sich an den eigenen „Plan zu halten und nicht zu schnell aufzugeben“, gleichzeitig gelte es aber auch, „flexibel und offen zu sein, ihn basierend auf entsprechendem Feedback und Erfahrung abzuändern“ (Leiter und Maslach 2007, 165). Vor diesem Hintergrund entstehen neue Spielräume subjektiver Interpretation bis hin zur individuellen Wählbarkeit und Formbarkeit der Gefühle (Neckel 2005). Die Imperative der Eigenverantwortung und Gestaltung werden so auf den Bereich der Emotionen ausgeweitet – auch im Zuge der Verhandlung der Möglichkeit eines Scheiterns des aktuellen „Ich-Projekts“ (Klopotek 2004). Das Ergebnis, so der Psychologe Jochen Brandtstädter (2006), sei ein flexibles Projekt der „Selbstverwirklichung zwischen Zielbindung und Ablösung“. Denn ebenso wenig wie von äußeren Anforderungen dürfe man sich von den eigenen Wünschen in seiner Beweglichkeit einschränken lassen. Oberste Priorität hätten daher „allgemeinste Strebensziele und Lebensorientierungen, die [...] zusammen mit der Fähigkeit auftreten, über die eigene Person und das eigene Leben nachzudenken und sich mögliche alternative Lebens- und Entwicklungsoptionen vorzustellen“ (Brandtstädter 2011, 2). Hier wird erneut der Anspruch des ‚Loslassen-Könnens‘ artikuliert: Anstatt Ziele um jeden Preis zu

verfolgen, müsse man sie anpassen, um das zu bewahren, was am kostbarsten ist: den inneren Antrieb.

Gute zwei Jahrzehnte zuvor hatte Christina Maslach noch einen ganz anderen Umgang mit dem Problem Burnout gefordert. In ihrem Werk *Burnout – The Cost of Caring* empfiehlt sie Betroffenen vor allem an der Effizienz ihrer Routinen zu arbeiten, sich ausreichend Pausen zu gönnen und die Dinge nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen (Maslach 1982, 88–107).<sup>115</sup> Diese ergonomische Strategie ist nicht völlig verschwunden, wird aber zunehmend von der *kognitiven und emotionalen Selbstmodellierung* überlagert. Die Balance zwischen Arbeit und persönlichen Bedürfnissen ist damit nicht länger ein strukturelles Problem der Belastung; an die Stelle der äußeren Regulierung tritt die Arbeit am inneren Gleichgewicht.<sup>116</sup> Das klassische Effizienzdenken wird somit ersetzt durch Techniken, die „sich auf eine subtile Ergonomie stützen“ und „tiefer in das Seelenleben der Menschen“ eindringen (Boltanski und Chiappello 2003, 145). Diese Strategien sind gerade nicht durch eine klare Normierung der Arbeitslast gekennzeichnet, sondern orientieren sich am subjektiven Erleben. Das psychische Gleichgewicht – und darin liegt wohl die besondere Attraktivität dieses Dispositivs – führt seine Sprache der persönlichen Wahrnehmung und Emotionen häufig gegen das reine Leistungsdenken ins Feld. Aus diesem Grund können sich Burnout-Forschung und insbesondere die Ratgeberliteratur gekonnt als Kritiker an Markt und Wettbewerb inszenieren – und das, obwohl sie den Ideen des freien Austauschs und Gleichgewichts auf Tiefste verpflichtet sind.

### **Unternehmen im Gleichgewicht**

An Stelle eines Menschen, der die Welt nach seinen Vorstellungen formt bzw. gestaltet, tritt im Kontext psychischer Erschöpfung ein Selbst im inneren Gleichgewicht: Es reagiert angemessen auf äußere Belastungen und verhindert persönliche Krisen, indem es auf die eigenen Gefühle

---

<sup>115</sup> Die neue Denkweise deutet sich jedoch in diesem Buch bereits an: Unter der Überschrift „Know Yourself“ skizziert Maslach ein Tagebuch, das der ständigen Beobachtung der eigenen Gefühle während der Arbeit dient (Maslach 1982, 98–100).

<sup>116</sup> Diese Denkfigur entsteht im Kontext der Wirtschaftspsychologie, setzt sich aber auch im Bereich der sozialen Arbeit, aus dem die Problematisierung Burnout ja hervorgegangen ist, durch (Arches 1991; Um und Harrison 1998).

hört. Die *Arbeit am inneren Gleichgewicht* übersetzt Enttäuschungen und Fehlschläge in wertvolle Erfahrungen im Prozess der Selbstfindung. Ausgehend von einer Sprache der Emotionen werden die Anforderungen des Marktes zu Indikatoren des eigenen Glücks; auf diese Weise verschränken sich Ressourcenmanagement und emotionale Beziehungsarbeit, Selbstökonomisierung und Selbstsorge. Dies ist wohl einer der Hauptgründe dafür, weshalb Menschen im heutigen Arbeitsleben „ermuntert werden, ihre Gefühle nicht mehr als ‚privat‘ zu betrachten, sondern sie zu äußern, zu veröffentlichen“ (Penz und Sauer 2016, 9). Emotionen sind jedoch mehr als nur Maßstab des Selbst; sie bilden die Grundlage einer wirkmächtigen *Sozialtechnik*. Die Analyse der Beratungsliteratur macht nämlich deutlich, dass die psychische Erschöpfung insbesondere auf Unternehmensebene breit diskutiert wird. Stress ist dort ein Problem der richtigen Führung, bei der sich die ‚Sorge um sich‘ in die ‚Sorge um andere‘ verwandelt. Auffällig: Der Begriff Burnout tritt hier weitgehend in den Hintergrund – nun geht es vor allem um Gesundheit, die zur „Chefsache“ erklärt wird (Buchenau 2013a).

Die Diskursivierung der Psyche ist im Bereich der Unternehmensberatung erst einmal vom Bild des leistungsstarken Machers<sup>117</sup> geprägt, der in seiner täglichen Arbeit stets an die Grenzen der Belastbarkeit geht und damit Gefahr läuft, nach und nach ‚auszubrennen‘. „Wenn das Grundbedürfnis nach Lustbefriedigung chronisch zu kurz kommt und das Leben nur noch aus Arbeit und Anstrengung besteht, wird die Funktionsfähigkeit des gesamten Organismus auf Dauer in Mitleidenschaft gezogen.“ (Lohmer et al. 2012, 16) Diese bekannte Sprache der Arbeitskraft und Belastung ist mit einer Heroisierung der eigenen Leistung verbunden, die im unternehmerischen Kontext noch deutlicher als in den Sozialberufen in Erscheinung tritt. Man begegnet dabei einer Semantik der Stärke, die fragt, was Menschen „aushalten können ohne körperlich und seelisch zu erkranken“ (Lohmer et al. 2012, 16). Dieses Narrativ ist Teil eines Gesundheitsdiskurses, der am Imperativ ökonomischer Leistungsfähigkeit anschließt: Vor diesem Hintergrund werden die Folgekosten von Arbeitsausfällen betont und die Gesundheit der Mitarbeiter erscheint als instrumenteller Bestandteil betrieblicher Wertschöpfung. Aus diesem Grund, so der Berater Peter Buchenau, müsse „eine Burnout-

---

<sup>117</sup> Eine Figur, die durchweg männlich konnotiert ist.

Erkrankung in der Führungsetage auf ihre wirtschaftlichen Faktoren reduziert werden“, denn dies sei „die einzige Sprache, die in den meisten Führungsebenen verstanden wird“ (2013b, 21).

Doch auch in diesem Feld ist die ergonomische Denkweise von einer *Sprache der Emotionen* überlagert – vor allem dann, wenn es anstatt um Führungskräfte und Managerinnen um ‚einfache‘ Mitarbeiter geht und allgemeine sowie besonders innovative Ansprüche im Umgang mit dem Thema Gesundheit artikuliert werden:

Gesundheit als Chefsache bedeutet also weit mehr als die bisher geübte Praxis, alles, das entfernt nur nach Medizin klingt, an den Betriebsarzt zu delegieren oder Gesundheitsangebote in Form von ergonomischer Beratung, Betriebssportangeboten oder Wiedereingliederungsmanagement vorzuhalten. [...] Moderne Ansätze fokussieren weit über die Perspektive auf den Einzelnen hinaus auf das soziale und emotionale miteinander in einer Organisation und fördern mit aller Kraft das Wohlbefinden ihrer Mitarbeiter durch Anerkennung, Unterstützung, Entwicklungs- und Gestaltungsräume und durch intensive Möglichkeiten der sozialen Vernetzung. Dabei zielt die Organisation von Gesundheit in Unternehmen heute nicht mehr nur auf die körperliche, medizinische und psychische Gesundheit jedes Einzelnen, sondern wir fokussieren zunehmend auf die durch interaktive Prozesse entstehenden Eigenschaften wie Engagement, Identifikation, Kommunikationsbereitschaft und Motivation. (Lohmer et al. 2012, 20)

In Abgrenzung zu ergonomischen Strategien der Arbeitserleichterung und der medizinischen Behandlung wird hier eine *Sozialtechnik* artikuliert, die es sich zur Aufgabe macht, positive Gefühle hervorzubringen. Im Zentrum steht dabei die Verbindung von Gestaltungsfreiheit und der Etablierung sozialer Beziehungen in Form von Netzwerken der Interaktion und Kommunikation.

Das geforderte Ziel sind „Arbeitsplätze, an denen die Menschen gerne oder sogar begeistert arbeiten, wo sie das Gefühl haben, ihre Fähigkeiten einbringen zu können – und dafür die angemessene Anerkennung und Unterstützung bekommen“ (Unger und Kleinschmidt 2006, 162). Dabei wird der Eigenwert der Gesundheit in eine symbolische Ökonomie eingeschrieben, in der die „psychosoziale sowie gesellschaftliche Kompetenz“ (Al-Omary 2013, 2) den wichtigsten Trumpf darstellen. Doch was

zeichnet diese Kompetenz aus? Und wie lässt sie sich durch die Arbeitsumgebung fördern? Die dominanten Techniken zeigen deutliche Parallelen zur rekonstruierten Arbeit am inneren Gleichgewicht. Nun ist es das Unternehmen, dass die ‚Antennen‘ nach innen zu richten hat und in sich hineinhören soll: „Die betrieblichen Ursachen für eine hohe bzw. krank machende Stressbelastung erfährt man am besten von den Mitarbeitern selbst, die oft sehr genau berichten können, woher der Druck kommt und welche Abläufe und Verhalten dazu beitragen.“ (Lohmer et al. 2012, 23f.) Auch hier kommt den Emotionen eine Schlüsselrolle zu; durch sie seien die Angestellten im Stande, „Ereignisse aus der Außenwelt in einer persönlichen Form auszudrücken“. Darüber hinaus spielen sie „in unserem Verständnis von Recht und Unrecht eine wichtige Rolle. Nicht die Logik unserer moralischen Prinzipien, sondern die Intensität unserer Gefühle bringt uns dazu, Schritte gegen Ungerechtigkeiten zu unternehmen“ (Maslach und Leiter 2001, 33f.). Zum Führen in gesunden Unternehmen bedürfe es daher vor allem der ‚emotionalen Intelligenz‘, also der Kenntnis eigener Emotionen und der der anderen. Gefühle seien nicht nur der entscheidende Indikator des individuellen Wohlbefindens, sondern auch die Messlatte guter und fairer Arbeitsbedingungen – das Ergebnis: ein *Unternehmen im inneren Gleichgewicht*.

Das kognitive Paradigma und die zentrale Bedeutung des subjektiven Erlebens werden also auch auf die Ebene der Organisation übertragen: An die Stelle der sozialen Integration, die noch im Kontext der Human Relations im Vordergrund stand, tritt die Idee einer flexiblen Unternehmenskultur, die sich an der Erfahrungs- und Gefühlswelt der Mitarbeiter ausrichtet. Aus diesem Grund seien „Maßnahmen für gesündere Arbeitsplätze und eine bessere Work-Life-Balance [...] so unterschiedlich wie das Unternehmen selbst“ (Unger und Kleinschmidt 2006, 168). Allgemeine Formen der Regulierung dürfe es daher nicht geben, sondern lediglich Mechanismen der Steuerung, die in hohem Maße auf die Anpassungsfähigkeit der Mitarbeiterinnen selbst setzen. Daraus resultiert das Ideal einer informellen Organisation, die von der Begeisterung der Beschäftigten lebt und deren negatives Gegenüber die psychische Erschöpfung und ‚innere Kündigung‘ ist. Ein Konzept, das in diesem Zusammenhang häufig auftaucht und die dargestellte Sozialtechnik besonders pointiert zum Ausdruck bringt, ist der „psychologische Vertrag“

(„psychological contract“): Seit Beginn der 90er Jahre Schlüsselkategorie der Organisationsforschung<sup>118</sup> gilt er als gegenseitige „Verpflichtungen zwischen Individuum und Organisation und ist dadurch mehr als die bloße Erwartung, die ein Individuum an eine Organisation hat“ (Minssen und Wehling 2011, 314). Dieses Konstrukt betont die zentrale Bedeutung der „Überzeugungen eines Individuums [...] einer reziproken Austauschvereinbarung“ anzugehören (Andresen und Göbel 2009, 313). Im Unterschied zum formalen Vertrag geht es hier also um informelle Vertrauensbeziehungen, deren moralische Dimension aus der gegenseitigen Verpflichtung resultiert – an die Stelle der Kontrolle und Sanktionen tritt die gefühlsmäßige Bindung zu anderen Personen und Organisationen. In der folgenden Äußerung wird deutlich, wie mithilfe der *Sozialtechnik des psychologischen Vertrags* ökonomische Zwänge in Probleme der sozialen Interaktion verwandelt werden:

The organizational context is also shaped by larger social, cultural, and economic forces. Recently, this has meant that organizations have undergone a lot of changes, such as downsizing and mergers, that have had significant effects on the lives of their employees. This is perhaps most evident in changes in the psychological contract—i.e. the belief in what the employer is obliged to provide based on perceived promises of reciprocal exchange (Rousseau 1995). Now employees are expected to give more in terms of time, effort, skills, and flexibility, whereas they receive less in terms of career opportunities, lifetime employment, job security, and so on. Violation of the psychological contract is likely to produce burnout because it erodes the notion of reciprocity, which is crucial in maintaining well-being. (Maslach et al. 2001, 409)

Die Autorinnen und Autoren sprechen hier ausführlich über gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungsprozesse, die sich auf Seiten der Beschäftigten in einem Anstieg der Arbeitsanforderungen und einer Verringerung der Kompensation niederschlagen. Ausgehend von der Reziprozitätsnorm werden diese sozialen Konflikte jedoch zu einem Problem

---

<sup>118</sup> Laut Jacqueline Coyle-Shapiro und Marjo-Riitta Parzefall (2008) findet sich das Konzept bereits 1960 im Werk des Organisationstheoretikers Chris Argyris. Ausgehend von Denise M. Rousseaus (1989) Arbeit entwickelt es sich in den 1990er und 2000er Jahren zu einem wichtigen Modell sozialer Beziehungen im Bereich Arbeit und Organisationen.



des Erwartungs- und Emotionsmanagements. Es geht weniger darum, konkrete Bedürfnisse zu befriedigen als vielmehr eine stetige Rückmeldung und Kommunikation der Gefühle zu forcieren – nur so könne die nötige Balance immer wieder neu hergestellt werden. Auch auf der Ebene des Sozialen wird Burnout also zum Problem emotionaler Aushandlungsprozesse – Gefühle bilden die letzte und wichtigste Instanz der unternehmerischen Moral.

#### **5.4. Theoretische Zuspitzung: Das Paradigma der Kognition und Emotion**

Vor dem Hintergrund der Überlegungen zum *Feld der Expertise* lässt sich nun verdeutlichen, wie das Problem der psychischen Erschöpfung von einer Psychologie der Kognition und Emotion sowie dem Imperativ der Arbeit am inneren Gleichgewicht beherrscht wird (Abbildung 5). In der Grafik wird vereinfacht zwischen Angebot und Nachfrage unterschieden. Das Ergebnis sind vier Felder, die die sozialen Orte darstellen, in denen je spezifische Denkweisen dominieren. Die Deutungshoheit, so die These, ergibt sich dabei nicht aus der Macht einer dieser Bereiche über die anderen, sondern resultiert aus der Fähigkeit, diese Pole zueinander in Beziehung zu bringen und trotz aller Unterschiede einem gemeinsamen Diskurs unterzuordnen.

**Abbildung 5: Die Dominanz einer Psychologie der Kognition und Emotion**



Wie gezeigt wurde, beginnt Burnout seine ‚Karriere‘ als Betroffenenkonzept, durch das Menschen ihr Leiden an der Arbeit zum Ausdruck bringen (links unten). Die ursprüngliche Problematisierung in der Sozialarbeit in den 1970er und 80er Jahren zeigt dabei deutliche Spuren eines *ergonomischen Dispositivs*: Alles dreht sich um Umfang und Intensität der beruflichen Tätigkeit, die reguliert bzw. richtig organisiert werden muss. Durch bestimmte Verhaltensweisen soll man die eigene Energie angemessen dosieren, anstatt sie sinnlos zu verschwenden. Von Beginn an ist diese strukturelle Problemdeutung jedoch von einer Sprache der Motivation überlagert: Das persönliche Engagement und die Identifikation der Betroffenen mit ihrem Beruf gelten als wichtige Bestandteile der sogenannten ‚Burnout-Fälle‘. Ab den 1980er Jahren bewegt sich der Begriff Burnout schrittweise in den Bereich der wissenschaftlichen Abstraktion und professionellen Monopolisierung (rechts oben). Dabei findet eine wichtige Umdeutung statt: Die Problematisierung wird von einem psychologischen Diskurs überformt, der vom Primat der Wahrnehmung ausgeht. Im Kontext der kognitiven Stresstheorie ist der Mensch selbst an der Bewertung der Arbeitsbedingungen beteiligt – er agiert und reagiert

gleichermaßen. Aus diesem Grund ist Burnout nicht länger eine Pathologie der Arbeit, ein Resultat der äußeren Belastung, sondern Teil eines normalen Problems im Inneren des Subjekts. Im Zentrum der Burnout-Forschung steht der Glaube an Techniken der (Selbst-)Steuerung: Auf diese Weise wird das Verhältnis zwischen dem Menschen und der Umwelt zu einem kontinuierlichen Prozess gegenseitiger Anpassung. Die subjektive Gefühlswelt und die Bedingungen der Umwelt müssen ständig neu austariert werden.

Der Diskurs um die psychische Erschöpfung wird jedoch von Beginn an nicht von einer kognitiven Stresstheorie allein monopolisiert, sondern zeigt sich offen gegenüber anderen Denkweisen und Disziplinen (rechts unten). Auffällig ist hier der aktive Schulterchluss mit der positiven Psychologie: Die Motivation wird zum positiven Gegenüber von Burnout – sie gilt es zu erhalten, den Stress dagegen zu minimieren. Dabei offenbart sich die zentrale Bedeutung der Humankapitaltheorie, die Eingang in die Burnout-Forschung findet. Vor diesem Hintergrund entsteht eine neue Vorstellung psychischer Energie: Es handelt sich nun nicht mehr um Arbeitskraft, die verschlissen wird, sondern um Kapital, das man sinnvoll investieren muss. Das Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit erscheint so als ökonomische Austauschbeziehung, die hinsichtlich ihrer Renditen zu bewerten ist. Neben dieser ökonomischen Dimension der Problematisierung spielt die Laienexpertise (Epstein 1998; Wynne 1996) eine wichtige Rolle – Burnout gilt Expertinnen und Experten als „a bottom-up or “grass-roots” approach derived from people’s workplace experience” (Maslach et al. 2001, 398). Aus diesem Grund stehen die Leidenserfahrungen von Beginn an im Mittelpunkt: Sie werden so dargestellt, wie Menschen „sie erlebt und beschrieben haben, ohne zusätzliche politische, ökonomische oder soziologische Erklärung der von ihnen verspürten Belastung“ (Edelwich und Brodsky 1984, 24).<sup>119</sup> Bedeutendes Vehikel der Koalition zwischen Betroffenen und positiver Psychologie ist in diesem Zusammenhang auch die Abgrenzung gegenüber Psychiatrie und Medizin – hier gerät vor allem die passive ‚Krankenrolle‘ ins

---

<sup>119</sup> Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass Selbstdiagnosen in der Szene eine bedeutende Rolle spielen: Neben Herbert J. Freudenberger spricht etwa auch der bekannte deutsche Burnout-Forscher Matthias Burisch davon, das Problem „am eigenen Leibe erlebt“ (2014, 7) zu haben, bevor er sich ab Anfang der 80er Jahre damit beschäftigte.

Visier der Kritik. Im Rahmen des emotionalen und kognitiven Paradigmas ist die alltägliche Erfahrung und *nicht* die professionelle Zuschreibung Maßstab des Wohlbefindens; beobachtbare Verhaltensweisen und klinische Symptome weichen der Sprache der Gefühle, die ein bewegliches und aktives Subjekt zeichnet. Darüber hinaus schafft es die Psychologie, die Kritik an Markt und Wettbewerb innerhalb der Problematisierung Burnout zu entschärfen und in ihr eigenes Paradigma zu integrieren. Die ursprüngliche Empörung über unzumutbare Arbeitsbedingungen sozialer Berufe verwandelt sich so in ein Problem der Reziprozität, eine Deutungsweise, die ebenfalls an das Arbeitsethos der ‚Helfer‘ anschließt. Es bedürfe daher keiner äußeren Regulierung, sondern der Intensivierung von Kommunikation und emotionaler Unterstützung.

Trotz all dieser Allianzen finden sich zwischen der psychologischen Monopolisierung (rechts oben) und der offenen Problemdeutung (rechts unten) auch Brüche und Konflikte. Am wichtigsten ist in diesem Zusammenhang die Kritik an einer Forschung, die „nicht Burnout, sondern dessen Abwesenheit“ untersucht (Burisch 2014, 15) und das Problem der psychischen Erschöpfung damit vermeintlich kleinredet. Der Bruch mit dem Bild einer Pathologie führt jedoch insgesamt nicht zur Entfremdung der ‚Burnout-Aktivisten‘ von der Wissenschaft. Im Gegenteil: Die Leidenserfahrungen als zentrales Thema der Frühphase – Beschreibungen der Symptome, Arbeitsbedingungen und Persönlichkeitsmerkmale – werden in den neuen Diskurs eingeschrieben und erhalten dort eine andere Bedeutung. Mithilfe der Stresstheorie verwandeln sich Krankheitssymptome in subjektive Anpassungsleistungen; nicht der Arbeitsumfang oder die Persönlichkeit seien das Problem, sondern deren kognitive Bewertung. Diese diskursive Strategie setzt sich gegen die Vorstellung eines pathologischen Überengagements durch, da sie den Betroffenen einen Weg aus der ‚Burnout-Falle‘ weist, der an das Selbstbild der Souveränität und Eigenverantwortung anschließt. Ein letzter wichtiger Koalitionspartner findet sich aufseiten der praktischen Anwendung in Gestalt des Coachings bzw. der Beratung (Traue 2010; Glauser 2016). Die abstrakte Problematisierung von Stress und Burnout als Anpassungsstörung wird hier zu einem Projekt der ‚Arbeit am Selbst‘ (links oben). Es handelt sich dabei nicht nur um unternehmerische Imperative, sondern um eine vielschichtige Selbstmodellierung (Reckwitz 2006): Sie

beinhaltet das emotionale ‚In-sich-Gehen‘, ein ökonomisches Ressourcenmanagement sowie die soziale Beziehungsarbeit. Diese *Arbeit am inneren Gleichgewicht* ist außerdem zentraler Bezugspunkt normativer Verpflichtungen und bildet den Ausgangspunkt einer Sozialtechnik der Reziprozität, die anstatt des kontrollierenden Staates die steuernde Organisation favorisiert.

Auf diese Weise etabliert sich Burnout als eine Problematisierung jenseits der Unterscheidung zwischen Normalität und Pathologie. Damit konstituiert sich eine Deutungsweise, die im Anschluss an Jürgen Link (1998) als Strategie des „flexiblen Normalismus“ bezeichnet werden kann. Die Vorstellung gesundheitlicher Normalität wird dabei nicht völlig aufgegeben, jedoch von eindeutigen Kategorisierungen gelöst. Wie Stefanie Graefe in ihrer Untersuchung biographischer Interviews zeigt, empfinden es Burnout-Betroffene durchaus als entlastend, eine von Experten gestützte Legitimation des eigenen Leidens zu erhalten (von rechts oben nach links unten). Der Begriff Burnout stellt in diesem Zusammenhang eine Möglichkeit dar, sich kurzzeitig von bestimmten Ansprüchen der ‚Arbeit am Selbst‘ zu befreien (Graefe 2015). Dass die klare Zuschreibung psychischer Krankheiten dabei als Stigma wahrgenommen wird, verweist jedoch auf den Imperativ der Selbstsorge im Burnout-Diskurs – die psychische Erschöpfung wird so zu einem persönlichen Projekt der Arbeit am inneren Gleichgewicht.

## 6. Die Debatte zur psychischen Erschöpfung in Deutschland

Ab dem Jahr 2010 findet sich in den deutschen Massenmedien immer häufiger das Thema der psychischen Erschöpfung – 2011 bis 2013 erlebt die Berichterstattung eine regelrechte Hochphase.<sup>120</sup> Wichtiger Gegenstand der Debatte sind Zahlen zum Anstieg psychisch bedingter Arbeitsausfälle. Unter der Überschrift *Zahl der Burn-out-Erkrankungen steigt* schreibt beispielsweise Die Zeit (2011a): „Immer mehr Arbeitnehmer in Deutschland leiden an psychischen Erkrankungen und können deshalb nicht arbeiten: 2010 war fast jeder zehnte Fehltag darauf zurückzuführen, ein Anstieg von rund 80 Prozent gegenüber 1999.“<sup>121</sup> Nicht bloß das Anwachsen der Fälle wird problematisiert, sondern auch deren zunehmende Bedeutung im Vergleich zu anderen Krankheiten und die Gefahr eines chronischen Zustands: „Psychische Erkrankungen liegen erstmals an dritter Stelle, nach Rückenleiden und Atemwegserkrankungen. Doch nicht nur das: Wer seelisch leidet, ist auch länger krank. Die Fehlzeiten bei psychischen Krankheiten betragen laut BKK 37 Tage. Ein durchschnittlicher Krankheitsfall dauert dagegen nur 13 Tage.“ (Süddeutsche Zeitung 2012)

Der Begriff Burnout verbindet in diesem Kontext persönliche Leiden mit der Arbeit und erschafft so das Bild eines neuen Problems.<sup>122</sup>

---

<sup>120</sup> Während zu Beginn noch sehr unterschiedliche und zum Teil unstrukturierte Äußerungen die Debatte prägen, lässt sich in den Jahren 2011 bis 2013 eine weitgehende Konsolidierung erkennen. In der Phase treten dominante diskursive Strukturen deutlich zum Vorschein, weshalb sich das Korpus vorwiegend aus Dokumenten dieser drei Jahre zusammensetzt.

<sup>121</sup> Der Anstieg psychischer Krankheiten, der unterschiedlich diagnostiziert und interpretiert wird, ist selbst ein Moment innerhalb der sozialen Problematisierung psychischer Erschöpfung. In der Antwort der Anfrage der LINKEN zur „psychischen Belastungen in der Arbeitswelt“ gibt die Bundesregierung an, dass der Anteil psychischer Erkrankungen an der Gesamtheit der Arbeitsausfälle im Jahr 2010 13 Prozent beträgt, was einer Verdopplung seit 2000 entspricht (Deutscher Bundestag 2012). Aussagen über längerfristige Entwicklungen beziehen sich meist auf Angaben der Betriebskrankenkassen, denen zufolge sich der Anteil psychischer Störungen zwischen 1978 und 2010 etwa vervierfacht hat (BKK 2011, 187–93).

<sup>122</sup> Im Unterschied zum relativ engen Korpus im Feld der psychologischen Forschung, wird zur Rekonstruktion des öffentlichen Diskurses eine heterogene Textauswahl genutzt – die Äußerungen reichen von wissenschaftlich orientierten Publikationen im Deutschen Ärzteblatt, über polemische journalistische Kommentare bis zu Selbstdarstellungen Betroffener

Aufgrund der Verbreitung digitaler Kommunikationsmedien sei man heute „[s]tändig in Alarmbereitschaft“ (Der Tagesspiegel 2015) – die damit einhergehende Vereinnahmung des Lebens „durch Laptop und Smartphone lässt die Menschen nicht zur Ruhe kommen“ (Süddeutsche Zeitung 2012). Im Rahmen dieser Konstellation gelten bestimmte Persönlichkeitstypen als besonders „gefährdet“: die „Idealisten“ und „Leistungsträger“ – Menschen also, die sich durch ihr hohes Engagement auszeichnen (Die Zeit 2011b; Die Welt 2011a). Auf diese Weise entsteht eine Problematisierung individueller Leiden im Kontext wirtschaftlicher sowie technischer Veränderungen – allen voran der Globalisierung und Digitalisierung: Die immer schnellere, komplexere und dichtere Arbeitswelt habe ein „Volk der Erschöpften“ (Der Spiegel 2011b) hervorgebracht und eine ganze Generation ins Burnout gestürzt (Focus 2011a). Hier zeigen sich deutliche Spuren des physiologischen und psychotechnischen Diskurses des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts – eine Phase, in der Nervenleiden zum Sinnbild einer Pathologie der Belastungen in der industriellen Moderne aufsteigen. In diesem Zusammenhang wird an das frühe Narrativ innerhalb der Burnout-Forschung angeschlossen: Wie im letzten Kapitel dargestellt, stößt man dort auf die Vorstellungen eines ‚Helfersyndroms‘ und der sogenannten ‚Burnout-Falle‘: Die Helferinnen werden als höchst motiviert beschrieben, seien gleichzeitig aber mit den nicht enden wollenden Anforderungen ihrer Klienten konfrontiert – diese Konstellation führe fast unweigerlich zur psychischen Erschöpfung.

Dass der Begriff Burnout heute zum Synonym eines ähnlichen Szenarios wird, ist also kein Zufall: Das Motiv der Krise der sozialen Berufe wird durch die Überforderung im Zuge der „ständigen Erreichbarkeit“ (FAZ 2016a; Süddeutsche Zeitung 2013) auf gegenwärtige Arbeitsverhältnisse übertragen. Nun gelten Wettbewerb, Komplexität und insbesondere die „Informationsflut“ als Ausgangspunkt einer *Pathologie der Arbeit*, was Burnout zur Chiffre der Kritik an der Leistungsgesellschaft werden lässt. „Vom Job abschalten ist kaum mehr möglich“ (Die Zeit 2016a), lautet daher eine der immer wieder artikulierten Diagnosen. Die in den

---

in den Massenmedien. Grund dafür ist die Zielsetzung, vorherrschende Deutungsweisen auch jenseits ihres spezifisch wissenschaftlichen Kontexts herauszuarbeiten. Wie in Kapitel 2.3 dargestellt, wird dabei mit Blick auf den öffentlichen Diskurs eine breite Definition von Expertise angelegt, die eben auch die soziale Einbettung akademischer Begriffe und Konzepte berücksichtigt.

Sozialwissenschaftlichen gängige Kritik einer „Entgrenzung“ und „Subjektivierung“ der Arbeit ist somit auch im öffentlichen Diskurs um die psychische Erschöpfung erkennbar (G. Voß 1998; Moldaschl und Voß 2002). Doch genau wie in der Burnout-Forschung findet diese Problematisierung der Arbeitsbedingungen vor dem Hintergrund eines Primats persönlicher Wahrnehmungs- und Handlungsweisen statt. Eine besondere Rolle spielen dabei individuelle Leidensgeschichten bevorzugt prominenter Personen: Geteiltes Motiv dieser Erzählungen ist die Diskrepanz zwischen überhöhten persönlichen Erwartungen und den damit verbundenen Erfahrungen des Scheiterns, die als wichtigste Ursache des ‚Ausbrennens‘ identifiziert wird.<sup>123</sup> Insgesamt kommt so eine symbolische Ordnung zum Vorschein, die deutlich an den bereits rekonstruierten Diskurs anschließt: Burnout gilt nicht als Ergebnis der Überlastung, sondern als ein Problem des *inneren Gleichgewichts*. „Nehmen Sie sich die Zeit, um in sich hineinzuspüren und zu erkennen, wann sie sich besonders wohlfühlen“ rät beispielsweise die Apotheken Umschau (2017) und weist gleichzeitig darauf hin, dass „ein gutes soziales Netzwerk [...] für die Gesundheit noch wertvoller sein kann, als nicht zu rauchen oder Übergewicht zu verringern“. So wird auch in der breiten Öffentlichkeit eine ‚Arbeit am Selbst‘ sichtbar, die Emotionen und Pflege persönlicher Kontakte ins Zentrum rückt. Ähnlich wie im Diskurs der psychologischen Beratung geht dies mit einer Abgrenzung von der Steigerungsrhetorik einher: Man solle „weniger Selbstoptimierung betreiben“ und stattdessen „für sich sorgen“, heißt es im auflagenstärksten Gesundheitsmagazins des Landes. Burnout wird damit zu einer Station auf dem Weg zu sich selbst – Stress zum Indikator des persönlichen Gleichgewichts.

Neben der Diskursivierung von Burnout als individueller Balanceakt ist der Begriff jedoch auch von einer Semantik der Ablehnung und Diffamierung umgeben. So bezeichnet schon Der Spiegel in seiner 2011 erschienen Titelgeschichte Burnout als Bestandteil einer „modernen Epidemie“ und gleichzeitig als „Modediagnose“ (2011b). Auch der aktuellere Leitartikel im Focus greift den Vorwurf der „Mode“ auf und stellt ihm das

---

<sup>123</sup> Das jüngste Beispiel ist der ehemalige Fußballprofi Oliver Kahn, dessen ‚Geständnis‘ Ende der 1990er selbst ein Burnout erlebt zu haben, mit Blick auf seine Rolle als leistungsstarker Motivator ebenfalls an dieses Narrativ anschließt (Die Welt 2017). Eine systematische Analyse zweier solcher Fälle – der Medienwissenschaftlerin Miriam Meckel und des Fußballtrainers Ralf Rangnick – hat Monika Titton vorgelegt (2013).



Leiden der Betroffenen gegenüber (2017a). Was sich dabei auf den ersten Blick zeigt, ist eine Strategie der Grenzziehung, durch die medizinische Expertinnen den Bereich psychischer Störungen vom Burnout unterscheiden (Kaschka et al. 2011). Die Untersuchung der Debatte macht jedoch deutlich, wie eng das psychiatrische Krankheitsbild und die emotionale Selbstsorge miteinander verbunden sind: Medizin, Psychologie und Ökonomie eint ein graduelles Gesundheitsverständnis, in dem psychische Krankheiten als pathologisches Endstadium einer misslungenen Arbeit am inneren Gleichgewicht erscheinen. Die daraus resultierende Herrschaft einer individuellen Problemdeutung sorgt dafür, dass strukturelle Erklärungen und sozialpolitische Interventionen weitgehend marginalisiert werden. Anstatt von der Überlastung durch Arbeit auszugehen, formuliert der Diskurs die Gefahr einer „Inflation“ des Krankheitsbegriffs als größtes gesellschaftliches Problem (FAZ 2012; Deutsche Depressionshilfe 2011). In den Mittelpunkt rückt somit das richtige Maß an Sensibilität, das durch psychologische und medizinische Expertinnen gesteuert werden müsse – weder zu viele noch zu wenige Diagnosen dürfe man vergeben. Denn es stehe nicht weniger als die Stabilität des Gesundheitssystems, die angemessene Versorgung Betroffener und der Erhalt der Normalität und Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung auf dem Spiel.

Der eben skizzierte Diskurs wird in vier Schritten rekonstruiert, wobei sich im Rahmen der ersten beiden Abschnitte die Darstellung historischer Rahmenbedingungen und die Analyse des Korpus abwechseln: Der erste Teil arbeitet einerseits das ambivalente Verhältnis medizinischer Experten gegenüber dem Begriff Burnout heraus. Dabei lässt sich zeigen, dass die Debatte um die ‚Modediagnose‘ Burnout Ausdruck einer *Ökonomisierung der Psyche* ist (6.1). Die gemeinsame Orientierung an wirtschaftlichen Imperativen schafft eine Koalition zwischen medizinischer Behandlung und psychologischer Selbstsorge, mit der das Dispositiv des *inneren Gleichgewichts* ins Zentrum rückt (6.2). Vor dem Hintergrund der damit einhergehenden Normalisierung und Universalisierung psychischer Leiden etabliert sich ein kontinuierliches Verständnis von Krankheit und Gesundheit. In diesem Kontext wird die ‚Mode‘ Burnout zu einem Problem der politischen *Steuerung* im Sinne der Einschränkung psychischer Krankheitsdiagnosen (6.3). Insgesamt zeigt die Burnout-Debatte, dass persönliche Krisen ökonomisch in Wert gesetzt werden und

sich damit auch der Umgang mit dem beruflichen Scheitern zunehmend an den Anforderungen des Marktes ausrichtet (6.4).

## 6.1. Die ambivalente Rolle der Medizin: Burnout gibt es (nicht)

Burnout ist nach Meinung des Bestsellerautors und Psychiaters Manfred Lütz ein reiner Hype. "Burnout gibt es als Krankheit gar nicht", sagte Lütz im Gespräch. "Irgendwann ging mal durch die Presse "Neun Millionen Burnout-Kranke in Deutschland". In Wirklichkeit haben wir keinen einzigen Burnout-Kranken, denn Burnout ist keine Krankheit." Natürlich gebe es auch wirklich kranke Menschen, die mit dem diffusen Begriff "Burnout" belegt würden. Die hätten aber in Wahrheit zum Beispiel eine Depression. Burnout sei ein Mischmasch an Beeinträchtigungen, die jeder mal habe, zum Beispiel Schlaflosigkeit oder Konzentrationsstörungen. Den Leuten werde aber eingeredet, sie seien krank und müssten sich behandeln lassen. (Focus 2012a)

„Burnout gibt es nicht“ – solche und ähnliche Äußerungen sind elementarer Bestandteil der öffentlichen Debatte.<sup>124</sup> Medizinerinnen sind dabei zwar nicht die einzigen, die die Existenz von Burnout in Frage stellen, aber sie treten besonders häufig in dieser Sprecherposition in Erscheinung. Doch welche diskursiven Strategien lassen sich in diesem Zusammenhang identifizieren? Um diese Fragen zu beantworten, bedarf es eines tieferen Blicks in die Argumentationsweise besonders hartnäckiger „Burnoutleugner“. Eine der sichtbarsten Figuren ist Ulrich Hegerl, Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Leipzig und Vorsitzender der Stiftung Deutsche Depressionshilfe. In dieser Rolle veröffentlichte er 2011 die Pressemitteilung *Fünf Gründe gegen das Modewort Burnout*. „[I]n den maßgeblichen internationalen Klassifikationssystemen gibt es keine Diagnose Burnout“ (Deutsche Depressionshilfe 2011)

---

<sup>124</sup> Vor zwei Jahren habe ich selbst einen Artikel zu diesem Thema im Online-Magazin Das Milieu (2015) veröffentlicht. Die Frage der Herausgeber lautet auch hier: „Ist Burnout nur eine Modekrankheit?“

stellt der Autor darin gleich zu Beginn fest. Burnout gebe es also nicht, zumindest nicht als Krankheit; es handle sich vielmehr um normale Schwierigkeiten des Alltags. Diese in der Medizin immer wieder artikulierte Haltung hat Konsequenzen für den Umgang mit Betroffenen: Im Reich der Normalität braucht es keine Behandlung, hier ist das eigenverantwortliche Subjekt gefragt, dem der eingangs zitierte Psychiater Manfred Lütz in seinem Ratgeber *Lebenslust in unlustigen Zeiten* (2010) zu mehr Selbstbewusstsein, Gelassenheit und vor allem Eigeninitiative rät. In einem Interview mit der Frankfurter Rundschau (2012) konkretisiert Lütz seine Vorstellung wie folgt: „[W]enn einen der Boss so stresst, das [sic!] man nicht mehr schlafen kann, ist es auch keine Lösung, sich in eine Burnout-Klinik zu begeben, Schlaftabletten zu schlucken und ein bisschen Entspannungstraining zu machen. Bevor einem der Chef das ganze unwiederbringliche Leben ruiniert, muss man Konsequenzen ziehen. Man muss kündigen.“ Die Debatte über Burnout ist also von einem Diskurs der *Eigenverantwortung* begleitet, der das medizinische Hoheitsgebiet von normalen Problemen trennt, die jeder für sich lösen müsse. Auch laut Hegerl sei im Falle eines „Erschöpfungszustand[s] wegen Überarbeitung, Frustration und Demotivierung bei überfordernden oder unbefriedigenden Arbeitsabläufen [...] nicht die Medizin gefragt, sondern der Betroffene selbst, der auf Erholung und genügend Schlaf achten sollte, und der Arbeitgeber, der sich Gedanken über die Verbesserung der Mitarbeiterzufriedenheit machen sollte“ (Hegerl 2012, 3).

### **Burnout – mehr als eine ‚Mode‘?**

Doch wie kommt es, dass dem Begriff Burnout trotz dieser klaren Abgrenzung zur Krankheit in der Gesellschaft diese enorme Aufmerksamkeit zu Teil wird? Eine typische Argumentationsstrategie verweist diesbezüglich auf die Verunreinigung der Medizin durch äußere Einflussfaktoren: Mit Begriffen wie ‚Mode‘, ‚Hype‘ oder ‚Hysterie‘ wird die Öffentlichkeit als Ort der sozialen Konstruktion von Pathologien beschrieben, die aus professioneller Sicht nicht existieren. So spricht beispielsweise die FAZ über „mediale Dauerbrenner des Ausgebranntseins“ und die „ausgebrannten Titelgeschichten der Magazine“ (FAZ 2012). Die Kritik an der medialen ‚Dramatisierung‘ des Themas ist häufig mit der Unterstellung

weitreichender wirtschaftlicher Interessen verbunden, wie folgende Äußerung der Deutschen Depressionshilfe (2011) verdeutlicht:

Über zahlreiche Titelstories, Leitartikel, Buchpublikationen und Fernsehsendungen hat sich der Begriff Burnout zu einem der Modeworte des Jahres emporgeschwungen. Selbsternannte „Burnout-Kliniken“ springen auf den Zug auf und hoffen auf eine Klientel von Managern mit Privatversicherung. Unternehmen führen betriebsinterne gesundheitsfördernde Maßnahmen zur Stressreduktion ein, um dem „Burnout“ und auch damit verbundenen Produktivitätsverlusten vorzubeugen.

Burnout wird als Bestandteil eines ökonomischen Verwertungszusammenhangs beschrieben und der Bezug zur Krankheit auf diese Weise in Frage gestellt. Ein ganz ähnliches Argument finden wir in einem Beitrag im Bundesgesundheitsblatt: „Viele Angebote stellen, der Logik eines Wachstumsmarkts folgend, eher attraktive und kundenfreundliche Interventionen dar, die aber zu Unrecht als spezifische Burn-out-Behandlungen deklariert werden.“ (Koch und Broich 2012, 162) Eng verbunden mit dieser Abgrenzung und Entwertung von Wirtschaft und Öffentlichkeit ist die bereits skizzierte Differenzierung zwischen Krankheiten und normalen Problemen. Die Aufhebung dieser Grenze gilt als Werk von „selbsternannten Burnout-Experten“ (Focus 2012a), die die Interessen zahlungskräftiger Kunden adressieren und daraus Kapital schlagen (Frankfurter Rundschau 2011, 2012).

Auch die innerhalb des Deutschen Ärzteblatts geführte Diskussion folgt teilweise diesem Tenor und findet unter Titeln wie *Modediagnose Burn-out*, *Burn-out ist keine Krankheit*, *Burn-out: Fehldiagnose oder Epidemie?* statt (Kaschka et al. 2011; M. Berger et. al. 2012; Kratzer 2012). Von ‚echten‘ Krankheiten, wie sie in den offiziellen Klassifikationssystemen geführt werden, wird Burnout vor allem auf Grundlage der geringeren Problemintensität abgegrenzt: Psychische Krankheiten wie die Depression bedrohen demnach häufig das Leben und verlangen nach erprobten und kontrollierten Behandlungsmethoden. So wird kritisiert, dass „in vielen Studien keine Cut off-Werte“ (Kaschka et al. 2011, 785) angegeben sind, was es unmöglich mache, Burnout von normalen Zuständen zu

unterscheiden. Die Ausweitung medizinischer Intervention wird dabei nicht nur als individuelles, sondern auch als gesellschaftliches Problem beschrieben: In der ärztlichen Versorgung, so die Kritik, würden sich falsche Therapien einschleichen und ‚echte‘ Krankheiten verharmlost werden. In diesem Zusammenhang warnt man auch vor einer Stigmatisierung psychisch Kranker, die durch die Burnout-Rhetorik zunehmend für ihre Probleme selbst verantwortlich gemacht würden (Deutsche Depressionshilfe 2011; Hegerl 2012). Anhand der Beschreibung von Burnout als ‚Mode‘ lässt sich also einerseits eine relativ deutliche Form der Grenzziehung identifizieren. Die ‚Diagnose Burnout‘ erscheint als Bedrohung für das psychiatrische Klassifikationssystem und damit für die Identität und Autonomie der Disziplin. In vielerlei Hinsicht ist sie konstitutiv für die Denkweise der Ärzteschaft und markiert ein Außen, das als unprofessioneller und unwissenschaftlicher Irrglaube von der medizinischen Expertise abgegrenzt wird.<sup>125</sup> In Reaktion auf den Begriff werden soziale Regeln artikuliert, die zeigen, was es heißt, „im Wahren“ (Foucault 2000, 25) zu sein. Dabei offenbart sich eine „Politik der Nichtexistenz“ (Vogelmann 2013), die auf medizinische Klassifikationssysteme und deren Kriterien zur Unterscheidung von Krankheit und Gesundheit verweist. Die Ärzteschaft inszeniert sich in diesem Kontext gleichermaßen als Sprachrohr Betroffener und als nüchterne Gegnerin einer gesellschaftlichen ‚Dramatisierung‘ psychischer Probleme. Besonders interessant an dieser „boundary work“ (Gieryn 1999) ist die defensive Haltung: Burnout wird nicht zu einem Vehikel der Medikalisierung, also der Ausweitung professioneller Intervention – im Gegenteil: Mediziner mahnen vielmehr zur Zurückhaltung, wenn es um den Einsatz des Krankheitsbegriffs geht und verweisen auf die persönliche Verantwortung zur Lösung alltäglicher Schwierigkeiten.

Das hier sichtbare Bedeutungsmuster der *Mode* ist jedoch nur eine Seite der Medaille. Der wesentlich präsentere Diskursstrang richtet sich gegen die Diffamierung von Burnout und betont die neuen Möglichkeiten der offenen Thematisierung psychischer Störungen. Dies ist

---

<sup>125</sup> Die Medizin, so schon Foucault, besteht, „wie jede andere Disziplin, nicht nur aus Wahrheiten, sondern auch aus Irrtümern, die nicht Residuen oder Fremdkörper sind, sondern positive Funktionen haben, historisch wirksam sind und eine Rolle spielen, die von der Wahrheit oft nicht zu trennen ist“ (Foucault 2000, 23). Diese positive Funktion erfüllt auch das Burnout.

Ergebnis eines Dialogs zwischen professioneller Diagnose und gesellschaftlicher Problematisierung und verweist auf eine breite Anerkennung und *Normalisierung* psychischer Leiden. Psychische Krankheiten haben das Bild der Andersartigkeit und Abweichung, wie im Falle der Figur des „Anormalen“ oder gar des „Wahnsinnigen“ historisch dokumentiert (Foucault 2007, 1969), heute abgelegt und benennen stattdessen besonders schwerwiegende ‚normale‘ Probleme. Es ist daher nicht weiter überraschend, dass die Abwertung von Burnout als ‚Mode‘ von einem Diskurs begleitet wird, der dessen positive Bedeutung für die soziale Akzeptanz psychischer Krankheiten hervorhebt. So loben Experten die breite öffentliche Auseinandersetzung zum Thema Burnout, „da dadurch das Stigma, das noch immer auf psychischen Erkrankungen liegt, erkennbar reduziert wird“ (M. Berger et al. 2012, 700). Und das wirke sich auch positiv auf Betroffene aus: „Sich zu einem Burn-out zu bekennen, fällt leichter, denn wer ausgebrannt ist, kann sich darauf berufen, vorher bis zum Umfallen gearbeitet zu haben – wie Professorin Miriam Meckel, Fußballtrainer Ralf Rangnick oder Hochleistungssportler Sven Hannawald.“ (Frankfurter Rundschau 2011) Selbst ‚Burnoutleugner‘ Ulrich Hegerl hält den Begriff für „weniger stigmatisierend“ und lobt, dass „sich manche Menschen, die an Depression und anderen psychischen Erkrankungen leiden, leichter in professionelle Behandlung begeben“ (Hegerl 2012). Die Öffnung medizinischer Kategorien gegenüber einem breiten Publikum gilt also nicht nur als Verunreinigung, sondern auch als wichtige Voraussetzung der ärztlichen Versorgung. Der Diskurs der Normalität und Eigenverantwortung bildet also nicht nur ein negatives Gegenüber der Medizin, sondern auch einen wichtigen Bezugspunkt der ärztlichen Praxis. Bereits hier deutet sich die ambivalente Rolle des Burnout-Syndroms im öffentlichen Diskurs an – seine doppelte Referenz als Krankheit und normales Phänomen.

### **Ökonomisierung der Psyche**

Die Differenzierung zwischen ‚echter‘ Krankheit und der ‚Mode‘ Burnout ebenso wie die artikulierte Hoffnung der Entstigmatisierung psychischer Probleme lassen sich also als typische Aussagen in einem Diskurs der Normalisierung interpretieren. Die gesellschaftliche Deutung psychischer Störungen ist heute nicht mehr durch den Modus des Fremden

dominiert: Jeder Mensch soll seine persönlichen Probleme ernst nehmen und artikulieren können; die Thematisierung psychischer Leiden ist allgegenwärtig und generell anerkannt. Der Gesunde lässt sich daher kaum noch durch eine kategoriale Differenz vom Kranken unterscheiden. Viel wichtiger für die Krankheitsdiagnose wird stattdessen das Ausmaß des Leidens, das ab einem bestimmten Punkt auf einen pathologischen Zustand hindeutet. Dieses kontinuierliche Gesundheitsverständnis ist aufs Engste mit den Anforderungen der Arbeit verbunden, was durch das Burnout idealtypisch zum Ausdruck gebracht wird - das gilt vor allem für das Motiv der „ständigen Erreichbarkeit“ (Die Zeit 2016a; FAZ 2016a; Süddeutsche Zeitung 2013). Diese Problematisierung lässt sich als Bestandteil einer weitreichenden *Ökonomisierung der Psyche* deuten, die den inneren Antrieb zum wichtigsten gesellschaftlichen Attribut erhebt und ihn zu den äußeren Arbeitsbelastungen in Beziehung bringt. In diesem Kontext wird die Erschöpfung zum negativen Gegenüber der Motivation und Burnout bewegt sich zwischen diesen beiden Extrempolen. An ihr lässt sich daher illustrativ die Allianz medizinischer und psychologisch-ökonomischer Expertise verdeutlichen, die sich jenseits der Unterscheidung zwischen Krankheit und Gesundheit offenbart.

Zur Rekonstruktion dieser Koalition bedarf es eines schlaglichtartigen historischen Rückblicks: Wie Foucault in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1969) zeigt, werden psychische Leiden im Zuge des Aufstiegs der Humanwissenschaften grundlegend umgedeutet. Mit der Aufklärung und Industrialisierung entwickelt sich aus dem moralischen Projekt der Einsperrung, dessen Beginn Foucault Mitte des 17. Jahrhunderts datiert, schrittweise ein neuer Aufgabenbereich der Medizin, der schon damals direkt an ökonomische Erfordernisse gekoppelt war: Die Entstehung des Kapitalismus markiert nämlich den „Augenblick, in dem der Wahnsinn am sozialen Horizont der Armut, der Arbeitsunfähigkeit und der Unmöglichkeit, sich in einer Gruppe zu integrieren, wahrgenommen wird [...]. Die neuen Bedeutungen, die man der Armut gibt, die Wichtigkeit, die man der Verpflichtung zur Arbeit beimißt, und die ganzen ethischen Werte, die mit der Arbeit verbunden sind, determinieren von fern die Erfahrung, die man mit dem Wahnsinn macht, und verändern seinen Sinn.“ (Foucault 1969, 97) Der „Wahnsinn“ schreibt sich so in ein disziplinäres Regime ein, dessen Adressat nicht mehr jenseits der sozialen

Ordnung steht, sondern das zu erziehende Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft darstellt. An die Stelle der lokalen Ausgrenzung und klaren Trennung zwischen Wahnsinn und Vernunft tritt ein staatliches und professionelles System, das die genaue Kenntnis der persönlichen Geschichte der Kranken und deren gezielte „Abrichtung“ ins Zentrum rückt. Dieser Diskurs der Erziehung bildet bis Mitte des 20. Jahrhunderts die vorherrschende ‚Ideologie‘ und organisiert sich um Techniken der differenziellen Erfassung, Überwachung sowie Veränderung menschlichen Verhaltens (Foucault 1968; Rothmann 1971).

Die medizinische Psychiatrie entsteht gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor diesem Hintergrund: Psychische Pathologien gelten als Problem der Persönlichkeit und der sozialen Integration. Der psychisch gesunde Mensch ist immer auch derjenige, der den normativen Vorschriften der Gesellschaft entspricht – das Bild der Krankheit ist analog dazu eng mit dem der Abweichung verbunden. Persönlichkeitsstörungen konstituieren in dieser Phase somit ein ‚Anti-Subjekt‘, das auf die Unfähigkeit der Integration in die wirtschaftliche und soziale Ordnung verweist. Die psychiatrische Anstalt erfüllt dabei eine doppelte Funktion: Sie ist Ort der medizinischen Behandlung schwerer Krankheit und gleichzeitig Erziehungseinrichtung – ihre extremste Ausprägung beschreibt Erving Goffman dementsprechend als „totale Institution“ (1961). Die spezifische moralische Dimension dieses Diskurses verdeutlicht vor allem seine Nähe zum Rechtssystem. So kommt es nicht zufällig im 19. und frühen 20. Jahrhundert zur Etablierung strafrechtlicher Praktiken, mit denen zunehmend auf Basis der Geschichte und Sozialisation von Täterinnen über deren Schuld bzw. Unschuld entschieden wird (Foucault 2007, 2003; Conrad und Schneider 1992). Es handelt sich hier insgesamt um eine historische Konstellation, die mit dem Ausbau westlicher Sozialstaaten nach Ende des zweiten Weltkriegs und der Idee der Resozialisierung ihren Höhepunkt und bald darauf ihren Niedergang erlebt (Garland 1987, 2001; Conrad 1992).

Unter dem Schlagwort der *Ökonomisierung* verstehe ich eine grundlegende Neuausrichtung psychischer Krankheits- und Gesundheitsvorstellungen vor dem Hintergrund einer Intensivierung marktförmiger Vergesellschaftung. Dies geschah selbstverständlich nicht von einem Tag auf den anderen und es lassen sich wichtige historische



Vorboten dieses Wandlungsprozesses identifizieren: Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts erobert das Thema der *Nerven* die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und Medizin – die sogenannte *Neurasthenie* wird zu einem Synonym für die Reizüberflutung und Verunsicherung der Menschen im Kontext der Industrialisierung (Kury 2012, 36–54; Roelcke 1999). Der ‚Entdecker‘ der Neurasthenie, der amerikanische Arzt George M. Beard, vergleicht in dieser Zeit „die Menschen mit einer elektrischen Batterie, die bei großer Anstrengung erschöpft wird“ (Kury 2013, 111), und stellt damit eine direkte Verbindung zwischen den Anforderungen der Arbeit und der psychischen Gesundheit her. Was in der Psychiatrie im Extremfall als körperliche bzw. nervliche Schwäche gilt, wird im Alltagsdenken zu einer Pathologie, die die individuelle Konstitution der Nerven und die Reize der Umwelt zusammenführt.<sup>126</sup> Anstatt des Determinismus der biologischen Veranlagung eröffnet der Begriff der Nerven einen breiten gesellschaftlichen Diskurs über äußere Einflüsse und deren individuelle Reaktionen: An der Stärkung der Nerven lasse sich arbeiten, genau wie man vor einem Übermaß äußerer Reize geschützt werden könne. Und ganz ähnliche Muster zeigen sich heute im Topos der ‚ständigen Erreichbarkeit‘, das mit der Problematisierung Burnout auftritt und auf die nicht enden wollenden Belastungen der digitalen Arbeitswelt hinweist.

Wie im vierten Kapitel dargestellt, ist die Problematisierung der Nerven jedoch noch Teil eines Regimes der ergonomischen Verhaltenskontrolle. Äußerlich sichtbare ‚Reaktionen‘ gelten dabei als Indikator psychischer Arbeitskraft, deren Einsatz mithilfe formaler Regeln und Praktiken der Selbstbeherrschung möglichst effizient organisiert werden muss (Rau 2010; Rabinbach 1992). Dies manifestiert sich zwischen Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem in der Institutionalisierung der Psychotechnik, die einen möglichst sparsamen gesellschaftlichen Umgang mit der psychischen Energie propagiert: Um die individuelle und gesellschaftliche Produktivität zu erhalten, müssen Beschäftigte

---

<sup>126</sup> In positivistischen Fortschrittserzählungen gelten die ‚Nervenleiden‘ meist lediglich als populäres Hilfsmittel der Ärzteschaft, das dazu dient, auf Patienten und deren Irrglauben einzugehen (2003, 175–221). Doch selbst in dieser Zeit ist das rein hierarchische Bild des Verhältnisses zwischen Profession und Öffentlichkeit problematisch, da es deren wechselseitigen Einfluss völlig außer Acht lässt (Pfadenhauer 2003; Atzeni 2016). Der Begriff der ‚Nerven‘ dient der Übersetzung zwischen Experten und Laien und gibt daher einen besonders guten Einblick in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs.

vor *Überbelastung* geschützt werden. Die Vermessung persönlicher Fähigkeiten, deren gezielter Einsatz und Verbesserung verbinden sich hier zu einer politischen Strategie an der Schnittstelle wissenschaftlicher, staatlicher und öffentlicher Institutionen. Das bereits mehrfach bemühte Bild des Menschen als „reizbare Maschine“ (Sarasin 2001), das in enger Beziehung zum Fordismus und der ‚Disziplinargesellschaft‘ steht, ist Sinnbild dieses Zeitalters.<sup>127</sup> Markt und Wettbewerb sind in dieser Phase wesentlich durch politische Institutionen eingehegt – die Welt der Wirtschaft erscheint (noch) als eine gefährliche Sphäre, vor deren Konsequenzen man den Menschen und die Gesellschaft schützen muss.<sup>128</sup> Im Kontext dieser disziplinären bzw. normativen Regulierung reproduziert sich auch die relativ klare Unterscheidung zwischen dem normalen und damit arbeitsfähigen Subjekt und dem pathologischen, dem auch aus diesem Grund noch lange das Bild des „Anormalen“ bzw. „gefährlichen Menschen“ anhaftet (Castel 1991; Foucault 2003, 2007). Dieses Gefahrenszenario ist heute zwar nicht völlig verschwunden, doch von einer Ökonomie der Gefühle und der persönlichen Wahrnehmung überlagert – an die Stelle einer objektiven Arbeitslast sind individuelle „Belastungsgrenzen“ getreten, die jeder selbst erfahren und handhaben müsse (Der Spiegel 2016).

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts ist das gesellschaftliche Bild von Arbeit und Psyche also noch aufs Engste an die Vorstellung der Abweichung und einer relativ klaren Differenzierung zwischen Krankheit und Gesundheit gebunden. Das Wahrheitsspiel der Psychiatrie kreist um die Frage der normalen Entwicklung, das Hauptaugenmerk der Arbeitspsychologie gilt den Gefahren und Belastungen der Arbeitswelt. Die Psychoanalyse, die Mitte des 20. Jahrhunderts die Psychiatrie vielerorts beherrscht, markiert den Übergang zu neuen Techniken des Regierens – sie ist der Auftakt

---

<sup>127</sup> Wie in Kapitel 4.3 gezeigt wurde, orientiert sich auch die Human Relations Bewegung, die Mitte des 20. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht, noch an diesem Modell der Ordnung, das sie um die Dimension der sozialen Integration ergänzt.

<sup>128</sup> Die Etablierung des Arbeitsschutzes und der heute noch genutzten Gefährdungsbeurteilung beruflicher Tätigkeiten in dieser Phase sind sichtbarer Ausdruck der Wirkung dieses Dispositivs.

einer *weitreichenderen Ökonomisierung der Psyche*.<sup>129</sup> Freud und seine Anhänger sprechen eine Sprache, die dem moralischen Konformismus und damit auch der externen Verhaltenskontrolle den Kampf ansagt: Als Vorläufer der ebenfalls im vierten Kapitel rekonstruierten Motivationstheorien rückt die Psychoanalyse mit dem Begriff der *Lust* und dem Thema der Sexualität die positive Bedeutung des inneren Antriebs in den Vordergrund (Foucault 1983; Illouz 2009). Die normative Ordnung erscheint nicht länger als Ideal, sondern als Ursache psychischer Pathologien – die Gesellschaft, ihre Regeln und Institutionen seien es, unter denen der Mensch leide. Selbstverwirklichung und Gestaltungsmacht bilden nun den Kern eines neuen Ethos der Befreiung.<sup>130</sup>

Neben der Entstehung der positiven Psychologie spielte das emanzipatorische Pathos der Psychoanalyse und Motivationstheorien bei der Etablierung einer *therapeutischen Alltagskultur* eine entscheidende Rolle (Nolan 1998; Rieff 1987). Während das 20. Jahrhundert lange Zeit durch den Imperativ der Mäßigung bestimmt war, zeichnen sich die Entwicklungen der letzten vier Jahrzehnte durch die Entstehung immer neuer Anreizsysteme zur emotionalen Selbsterforschung aus. Eine besonders frühe und hellsichtige – wenn auch etwas kulturpessimistische – Diagnose dieser Veränderung hat Christopher Lasch mit seinem Buch *Das Zeitalter des Narzißmus* (1980) vorgelegt. Der Autor bezeichnet den Narzissmus dort als Gegenteil der Askese und Selbstkontrolle und spricht vom „Endpunkt des bürgerlichen Individualismus“ (Lasch 1980, 14). Jenseits der engen Grenzen von Medizin und Psychologie erscheint nun eine therapeutische Sprache mit dem Anspruch, Menschen aus normativen Strukturen zu lösen und die eigene Erfahrungswelt in den Mittelpunkt zu rücken. An die Stelle stabiler gesellschaftlicher Moralvorstellungen treten die innere Gefühlswelt und die Orientierung am direkten sozialen

---

<sup>129</sup> Der Übergang ist natürlich wesentlich fließender, als in der verkürzten Argumentation dargestellt: Gerade in den Anfängen der Psychoanalyse dreht sich noch alles um die Persönlichkeit, ihre soziale Entwicklung und gesellschaftliche Integration. Mit der Theorie des ‚Unbewussten‘ erhält das Fach zudem einen neuen Ansatzpunkt der Disziplinierung – nun kann die Erziehung noch enger an die individuelle Biographie gebunden und der Mensch auf Basis seiner Motive ‚dressiert‘ werden.

<sup>130</sup> Dies ist sicher der wichtigste Grund dafür, dass die Psychoanalyse im Kontext der allgemeinen Emanzipationsbewegungen ab Mitte des 20. Jahrhunderts gerade in den oberen gesellschaftlichen Schichten breite Anerkennung genießt (Shorter 2003, 223–87; Horwitz 2002, 38–55).

Umfeld. Dies ist die Geburtsstunde des „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998), der sich einerseits als biegsamer „außengeleiteter Charakter“ (Riesman 1972) beschreiben lässt und gleichzeitig die eigenen Empfindungen zum einzigen normativen Maßstab erhebt (Illouz 2009, 2012). An die Stelle der Problematisierung der Arbeitslast tritt ein Diskurs über die Möglichkeiten der Luststeigerung. Dies ist die soziale Konstellation, die dafür sorgt, dass die Thematisierung psychischer Belastung heute trotz aller Warnungen vor einer ‚Selbstaussbeutung‘ fast ausnahmslos vom Topos der individuellen Freiheit getragen wird.

Parallel zum Aufstiege der Lust und der Motivationstheorien entstehen auch neue psychiatrische Krankheitsbilder, die die Problematisierung Burnout erst ermöglichen: In der klinischen Literatur ab den 1970er Jahre geht es kaum mehr um Konformität oder Abweichungen, sondern um Unsicherheiten und die Unzufriedenheit mit sich und dem eigenen Leben. „Der neue Narziß wird nicht von Schuldgefühlen gequält, sondern von Ängsten. Er versucht nicht, seine eigenen Gewißheiten anderen aufzudrängen, sondern im Leben einen Sinn zu finden.“ (Sennett 1983, 14) Das Reich der Pathologien kreise zunehmend um *Störungen der Affekte*, der ärztliche Blick richtet sich also auf die Gefühlswelt der Patientinnen (Lasch 1980, 55–67; Horwitz 2002, 56–81). Die sogenannten affektiven Störungen, die gegenwärtig das Gros der diagnostizierten Leiden darstellen, verweisen dabei in erster Linie auf ein chronisches Ungleichgewicht der Emotion. Entweder sind die negativen Gefühlsregungen zu ausgeprägt und man leidet unter Angstzuständen oder man ist nicht zu positiven Empfindungen fähig und damit depressiv (Horwitz und Wakefield 2007; Horwitz 2002; Ingenkamp 2012). In diesem Kontext ist das ‚Anti-Subjekt‘ kein Abweichler oder ‚Verrückter‘ mehr, sondern eine Person, die nicht in der Lage ist, ihre Emotionen selbst zu steuern. Seelische Leiden sorgen dafür, dass Menschen auf bestimmte Gefühlsregungen festgelegt sind und stehen damit dem eigenverantwortlichen Leben im Weg. Wer krank ist, ist nicht Herr über die eigenen Affekte und läuft Gefahr, die Lebenslust als solche zu verlieren. Besonders deutlich ist diese im Falle der Depression, die sich durch das Fehlen des persönlichen Antriebs und damit der Quelle aller positiven Gefühlsregungen auszeichnet.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb dem Konzept Burnout in der Medizin auf solch ambivalente Weise begegnet wird.

Wenn laut Ärzteblatt „die Überschneidungsbereiche mit etablierten psychiatrischen Diagnosen wie Depression oder Anpassungsstörung so groß“ (Kaschka et al. 2011) sind, dann verweist das vor allem auf die Nähe des Burnouts zu etablierten Krankheitsvorstellungen. Affektive Störungen werden vor allem durch ihre Intensität und den chronischen Zustand von der Problematisierung Burnout unterscheiden. Das deutete auf ein Kontinuum hin: An einem Ende die Krankheit, Abhängigkeit und Unfähigkeit der Arbeit am inneren Gleichgewicht, am anderen Ende die psychische Gesundheit als gelungener Balanceakt. Die Berliner Psychiaterin Isabella Heuser bringt dieses paradoxe Verhältnis in einem Interview mit der Zeitschrift Psychologie Heute folgendermaßen zum Ausdruck (2011, 31): „Burnout ist in der Tat keine wie auch immer geartete neue, vorher nie dagewesene Erkrankung. Es handelt sich vielmehr um eine spezifische, meist berufsbezogene Form der Depression.“ Auf das Konzept werde laut Heuser zurückgegriffen, da Ärztinnen „den Betroffenen eine griffige Diagnose an die Hand geben möchten, von der die meisten meinen, sie zu kennen und zu verstehen. Das dient zunächst einmal der Beruhigung des Patienten und demonstriert ihm: Du musst dringend etwas ändern in deinem Leben.“ Der Begriff Burnout erscheint hier als Hilfsmittel, um Patientinnen zu erreichen und eine medizinische Erklärung für ihr Leiden bereitzustellen; gleichzeitig dient er jedoch zur Aktivierung eigener Handlungsmöglichkeiten.<sup>131</sup> Einerseits als „Mode“ diffamiert, gilt Burnout daher andererseits als „gesellschaftlich anerkannte Krankheitsbezeichnung, die oftmals dazu dient, die stigmatisierende Diagnose "Depression" nicht in den Mund nehmen zu müssen" (Gapp-Bauß 2016, 16). Burnout wird so zum Instrument der Normalisierung psychischer Probleme, das die Anerkennung des eigenen Leidens und deren Behandlung ermöglichen soll. Die Medizin stellt sich somit als Partner des psychologischen Dispositivs dar, der immer dann eingreift, wenn die Arbeit am inneren Gleichgewicht ins Stocken gerät.

---

<sup>131</sup> Auch die psychiatrische Forschung hat sich in den letzten Jahren mit den Möglichkeiten einer Normalisierung psychischer Krankheiten durch den Begriff Burnout beschäftigt. Dabei wird stets der Vorteil einer höheren gesellschaftlichen Akzeptanz und Sensibilität dem Nachteil der konzeptionellen Unschärfe gegenübergestellt (Bahlmann et al. 2013; Thalhammer und Paulitsch 2014).

## 6.2. Biologisch-psychologischer Komplex: Das innere Gleichgewicht

How did we become neurochemical selves? How did we come to think about our sadness as a condition called "depression" caused by a chemical imbalance in the brain and amenable to treatment by drugs that would "rebalance" these chemicals? How did we come to experience our worries at home and at work as "generalized anxiety disorder" also caused by a chemical imbalance which can be corrected by drugs? [...] [T]his recoding of everyday affects and conducts in terms of their neurochemistry is only one element of a more widespread mutation in which we in the West, most especially in the United States, have come to understand our minds and selves in terms of our brains and bodies. (Rose 2003, 46)

Das Phänomen Burnout entsteht außerhalb der Psychiatrie und macht jenseits der Profession Karriere. Stress und Burnout sind Teil eines Tätigkeitsfelds der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* für Coaches, Beraterinnen bis hin zu sogenannten ‚Burnout-Kliniken‘; Eine gewisse Konkurrenzsituation zur Medizin ist also offenkundig, vor allem dann, wenn ihr das ureigene Tätigkeitsfeld streitig gemacht wird. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Diffamierung von Burnout als ‚Mode‘ auch im Sinne einer Interessenpolitik der Ärzteschaft interpretieren, die ihre Expertise gegenüber rivalisierenden Gruppen verteidigt.<sup>132</sup> Im Unterscheid zum Diskurs der Beratung und Selbstsorge gilt die Autonomie des Subjekts in der Medizin als eingeschränkt – psychisch kranke Menschen können die Verantwortung für ihre Probleme nicht selbst übernehmen. Doch diese „boundary work“ (Gieryn 1999) ist nur ein Teil der Geschichte: Auch die Psychiatrie strebt mit ihren Behandlungsmethoden eine Aktivierung an und will es Patienten ermöglichen, sich freier zu bewegen. Die gemeinsame Orientierung an der inneren Erfahrungswelt ist dabei der Ausgangspunkt einer wirkmächtigen medizinisch-psychologischen Allianz,

---

<sup>132</sup> Wie im letzten Kapitel deutlich wird, findet sich ein Pendant dieser Konfliktlinie innerhalb der psychologischen Beratung: Hier ist der Krankheitsbegriff der Stein des Anstoßes – er sei stigmatisierend sowie bevormundend und lähme die Betroffenen. Von Seiten der institutionalisierten Medizin hält man mit der positiven Funktion klarer Kategorien und professioneller Behandlung dagegen: Eine Krankheit müsse man auch so nennen, sonst gefährde man die Patientinnen und den Ruf der gesamten Zunft.

die durch eine historische Einordnung und anhand der gegenwärtigen öffentlichen Debatte um Burnout und Depression sichtbar wird.

### **Depression und Burnout**

Die Depression ist nicht nur die häufigste psychiatrische Diagnose, sondern auch diejenige, die am meisten mit Stress und Burnout in Verbindung gebracht wird. Sie steht sinnbildlich für eine ‚innere Leere‘ und gilt als Leitkrankheit der Gegenwart (Ingenkamp 2012; Ehrenberg 2004; Horwitz und Wakefield 2007). Laut Alain Ehrenberg (2004), der dieses Krankheitsbild in seinem Buch *Das erschöpfte Selbst* einer detaillierten wissenssoziologischen Analyse unterzieht, betritt die Depression in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Bühne und entwickelt sich ab den 1970er Jahren zum symbolischen Zentrum der Psychiatrie. Das sich hier konstituierende „affektiv erkrankte Subjekt“ (2004, 86) leidet unter einer Störung der Emotionen: Die Gefühlswelt ist aus der Balance geraten und zwar nicht nur für einen Moment, sondern auf Dauer; negative Stimmung der Trauer, Erschöpfung und Antriebslosigkeit dominieren den Gemütszustand betroffener Menschen. Besonders wichtig für das professionelle Verständnis der Depression ist dabei die Vorstellung eines inneren Leidens, das nicht durch äußere Einflüsse zustande kommt, sondern in der biologischen Anlage des Subjekts verankert ist (Horwitz und Wakefield 2007, 53–71). Aus diesem Grund grenzt die Deutsche Depressionshilfe (2011), die sich als das Sprachrohr psychisch kranker Menschen versteht, die Depression explizit von Vorstellungen ab, die „eine Selbstüberforderung oder Überforderung von außen als Ursache suggerier[en]“ und weist darauf hin, dass die Erkrankung durch externe Faktoren lediglich „getriggert“ werde. Die Arbeitsbelastung per se als Ausgangspunkt psychischer Krankheiten zu begreifen, wird abgelehnt, wie die folgende Äußerung aus einem Focus-Artikel mit dem Titel *Ausgebrannt oder schon depressiv?* verdeutlicht:

[W]er die Auslöser der Erkrankung finden will, muss zwischen Erschöpfung und Depression unterscheiden. Depressionen als Folge harter Arbeitsbedingungen sind weniger häufig als angenommen. „Arbeit schützt sogar vor psychischen Leiden. Arbeitslose sind drei- bis viermal so häufig psychisch krank wie Erwerbstätige“, gibt Hegerl zu bedenken. Es ist ein grundlegendes Missverständnis zu

glauben, dass Überstunden automatisch depressiv machen. „Wäre Depression in erster Linie die Folge einer beruflichen Überforderung, dann würden sie häufiger in Hochleistungsbereichen in der Wirtschaft oder im Sport auftreten, was aber nicht der Fall ist.“ (Focus 2012b)

Hier kommt erneut der Burnout-Kritiker Ulrich Hegerl zu Wort, dessen Sprecherposition immer dann gefragt ist, wenn es um die Abgrenzung zwischen Burnout und Depression geht. Der „beruflichen Überforderung“ wird hier nicht nur die Bedeutung für psychische Störungen abgesprochen, es wird sogar die präventive Rolle der Arbeit hervorgehoben. Wer motiviert sei, etwas gerne tue, so der Tenor, der leide nicht unter hohen Belastungen – im Gegenteil: In solchen Fällen schütze die Arbeit sogar vor psychischen Krankheiten.

Psychische Störungen gelten der Medizin also heute primär als ein Problem der inneren Veranlagung. Die Entstehung dieser Art der Psychiatrie ist Ergebnis eines Siegeszugs der Biomedizin und Neurowissenschaften, die Gefühle im Gehirn sichtbar macht und deren Veränderung durch chemische Intervention verspricht (Rose 2003, 2007; Clarke et al. 2003; Pitts-Taylor 2010). Die Geschichte der Depression lässt sich daher als Teil des Aufstiegs der „biologischen Psychiatrie“ lesen, die sich durch ihre Indifferenz gegenüber den gesellschaftlichen Bedingungen von Krankheiten auszeichnet und *endogene Erklärungsmodelle* präferiert (Shorter 2003; Horwitz 2002). Affektive Leiden, wie die Depression, gelten als Pathologien der geistigen Funktion – ihre Ursache wird nicht im individuellen Charakter oder der sozialen Umwelt, sondern im Gehirn der Betroffenen verortet (Ingenkamp 2012, 280–85; Horwitz und Wakefield 2007, 165–78). Das Hauptaugenmerk der psychiatrischen Behandlung gilt dementsprechend nicht der Ergründung gesellschaftlicher Umstände, sondern der möglichst genauen Erfassung subjektiver Leiden, die auf die körperlichen Bedingungen der psychischen Störung hindeutet. Diese Denkweise wird mit dem DSM III, dem weltweit bedeutsamen Klassifikationssystem der American Psychiatric Association, im Jahr 1980 festgeschrieben und bildet fortan den zentralen Bezugspunkt medizinischer Forschung und Behandlung (Horwitz und Wakefield 2007; Horwitz 2002).



Der Wandlungsprozess in Richtung „biologische Psychiatrie“ nimmt seinen Ausgang zwar in den USA, findet aber mit kurzer Verzögerung in ähnlicher Weise in Deutschland statt (Ingenkamp 2012) – auch das hierzulande eingesetzte Klassifikationssystem ICD-10 folgt weitestgehend dem amerikanischen Modell. Wie viele offizielle Vertretungsorgane weist die Bundespsychotherapeutenkammer (BPTK) – politisches Sprachrohr deutscher Psychotherapeuten – im Rahmen der Burnout-Debatte in einem Positionspapier explizit auf die zentrale Bedeutung dieses Klassifikationssystems hin:

Die Kritik an Reliabilität, Validität und Objektivität von Diagnosen psychischer Erkrankungen hat seit den 1970er-Jahren zu erheblichen Bemühungen geführt, dies zu verbessern. Wegweisend dafür war 1980 die Vorstellung des US-amerikanischen „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-III)“, auf dessen Basis auch die ICD-10 der WHO beruht. Grundprinzipien sind vor allem detailliert beschriebene Kriterien auf der Symptom- und Syndromebene und die Beschränkung auf zuverlässig beobachtbare Symptome, welche letztlich zur Verbesserung der Objektivität und Reliabilität der Diagnostik führen sollten. (BPTK 2012, 23)

Mithilfe der Symptombeschreibung wird die subjektive Erfahrung in die ärztliche „Fremdbeurteilung“, und „Differenzialdiagnostik“ übersetzt und somit in die Sphäre der medizinischen Autorität überführt (Kaschka et al. 2011; DGPPN 2012). Soweit zu den Strategien der Abgrenzung zwischen arbeitsbedingter Erschöpfung und Depression: Sobald man sich jedoch von den Fragen der Diagnose in Richtung der Behandlung bewegt, zeigen sich deutliche Parallelen zwischen psychischen Störungen und der Problematisierung von Stress und Burnout. Ganz im Sinne der positiven Psychologie geht es auch im Reich der Pathologie zunehmend darum, ein positives Bild der Realität zu konstruieren und negative Gefühle soweit möglich zu vermeiden. Die Idealfigur des Arztes und Therapeuten führt den Kranken „wieder zur Handlungsfähigkeit zurück, indem er ihn von allem reinigt, was ihm schaden könnte, indem er ihn gewissermaßen seine eigene Geschichte vergessen lässt“ (Ehrenberg 2004, 61). Nicht in der trüben Welt früherer Ereignisse verharren, sondern die Emotionen im Hier und Jetzt erkunden und richtig anregen, lautet die Devise – an

die Stelle einer Orientierung an der Vergangenheit, tritt die Ausrichtung an der Gegenwart und Zukunft.<sup>133</sup> Die sogenannte Elektrokrampftherapie (EKT) bildet eines der ersten Elemente innerhalb dieser neuen Strategie der *Aktivierung*: Sie taucht bereits in den 1930er Jahren auf und wird heute noch vereinzelt als Instrument zur Stimulation der Gefühlswelt eingesetzt. Die EKT, so Shorter, „konnte die lähmenden Symptome von Psychosen entscheidend lindern und es den Betroffenen ermöglichen, wieder mehr oder weniger normal zu funktionieren“ (2003, 330).

Die EKT und ähnlichen Verfahren tragen dazu bei, dass die klinische Psychiatrie gegenüber den Nervenärztinnen und Psychoanalytikern wieder an Bedeutung gewinnt. In den 1960er und 70er Jahren kann sich dann im Zuge der Ausbreitung der Psychopharmaka „der soziale und medizinische Schauplatz der Depression erheblich ausweiten“ (Ehrenberg 2004, 99). Die Zielsetzung der medikamentösen Behandlung psychischer Störungen beschreibt Ehrenberg folgendermaßen:

Die Depression und die Angst gehören in den Bereich der Affekte, der Emotionen, die dem menschlichen Wesen inhärent sind [...]. Die Angst beruhigen ohne einzuschläfern, stimulieren ohne zu *euphorisieren*, und beides mit vermindertem Gewöhnungsrisiko – das ist die »Revolution« der Neuroleptika und der Antidepressiva. Zum ersten Mal in der Geschichte der Geisteskranken hatte man echte Medikamente gefunden, Wirkstoffe, die den Personen genügend Freiheit des Denkens, der Emotionen und der Beweglichkeit des Körpers zurückgaben, um ihnen ein beinahe normales Verhalten zu ermöglichen. (Ehrenberg 2004, 104f.)

Die Parallelen zwischen medizinischen, psychologischen und alltäglichen Denkweisen sind offenkundig: Ob Depression oder Burnout, Betroffene gelten in ihrer emotionalen Erfahrung und damit in ihrer Beweglichkeit als eingeschränkt. Die Behandlung des breiten Spektrums affektiver Störungen orientiert sich daher primär an der Balance zwischen emotionaler Aktivität und Passivität – Anregung und Beruhigung sind die

---

<sup>133</sup> Die von Reinhart Koselleck (1979) und Niklas Luhmann (1980) postulierte Veränderung zeitlicher Strukturen im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse ist also auch im Bereich psychischer Krankheiten sichtbar. Für die Psychoanalyse war die moralische Entwicklung des Subjekts – also die Vergangenheit – der Schlüssel zum Verständnis gegenwärtiger Leiden, die heutige Psychiatrie interessiert sich hingegen primär für die Effekte medikamentöser und kommunikativer Intervention.

Mittel der Wahl. Es geht in erster Linie darum, dem Subjekt wieder zur Autonomie und damit Handlungsfähigkeit zu verhelfen.

Es wäre verkürzt, diesen Wandlungsprozess nur als Ergebnis der Interessenpolitik der Medizin und Pharmaindustrie zu interpretieren. Ein wichtiger Bestandteil der veränderten Problemdeutung sind Betroffene und deren Angehörige selbst, die sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend für die Anerkennung von immer mehr Krankheitsdiagnosen eingesetzt haben (McLean 1990; Eyal 2010; McLean 1995; Mayes et al. 2009). Wie die unterschiedlichen Analysen zeigen, ist das Grundmotiv dabei immer dasselbe: Es geht den Betroffenen und Familien darum, nicht für die psychischen Probleme selbst verantwortlich gemacht zu werden. Nicht das individuelle Fehlverhalten oder Probleme im sozialen Umfeld treffe die Schuld; es handle sich vielmehr um ein medizinisches Problem, dem man mit der medikamentösen Behandlung begegnen könne. In dieser Problematisierung äußern sich gleichermaßen der Bedeutungsverlust der Disziplinarmacht und der Aufstieg des neoliberalen Paradigmas. Im Kontext des politischen Programms der „Aktivierung“ (Lessenich 2009) und der immer weitreichenderen Zuschreibung von Verantwortung werden psychische Krankheiten zu einem (letzten) Ort der Externalisierung gesellschaftlicher Ansprüche: Nicht ich und meine Handlungsweisen sind das Problem, sondern ein bio-chemisch bedingtes Ungleichgewicht, eine Störung der Gefühle.

Im Rahmen des gesellschaftlichen „Ich-Projekts“ (Klopotek 2004) verwandelt sich die Thematisierung von Arbeit und psychischer Belastung also in einen Diskurs *persönlicher Verantwortung*.<sup>134</sup> Die Problematisierung Burnout ist sichtbarer Ausdruck einer damit einhergehenden Annäherung unternehmerischer und gesundheitlicher Deutungsweisen und Vehikel einer Aktivierungstendenz, die bis ins symbolische Zentrum der Psychiatrie hineinreicht. Nicht die Last der Arbeit, sondern deren individuelle Wahrnehmung und die Art, wie wir als Unternehmer unserer Selbst (Bröckling 2007) damit umgehen, bilden den

---

<sup>134</sup> Bis weit ins 20. Jahrhundert liegt die Attraktivität der Psychoanalyse für die Mittel- und Oberschicht darin, dass sie eine Theorie des Leidens unter gesellschaftlichen Konventionen anbietet. Der Begriff der Neurose entwickelt sich in diesem Kontext zu einem symbolischen Wert, der auf die soziale Unangepasstheit des Subjekts verweist. Dementsprechend stigmatisiert sind schwere psychische Krankheiten (Psychosen), die mit Theorien biologischer Veranlagung und der Behandlung innerhalb psychiatrischer Anstalten verbunden sind.

symbolischen Kern der Problematisierung psychischer Erschöpfung. Wenn das Verhältnis zwischen Depression und Burnout thematisiert wird, geht es daher primär um die Reichweite persönlicher Verantwortung: Wo fängt sie an und an welchem Punkt hört sie auf? Im Bereich der Normalität muss man selbst für die psychische Gesundheit Sorge tragen – im Falle der Krankheit wird dieser Imperativ, zumindest für eine bestimmte Zeit, eingeschränkt. So sieht das auch die Stiftung Deutsche Depressionshilfe: „Viele depressiv Erkrankte fühlen sich in einer schweren depressiven Episode zu erschöpft, um ihrer Arbeit nachzugehen, ja um sich selbst zu versorgen; nach erfolgreicher Behandlung und Abklingen der Depression empfinden sie die zuvor als völlige Überforderung wahrgenommene berufliche Tätigkeit wieder als befriedigenden und sinnvollen Teil ihres Lebens.“ (2011)

### **Medikamentöse Aktivierung und psychologische Selbstsorge**

Psychische Krankheiten verweisen auf einen Defekt der Gefühle: Im Falle der Depression bleiben positive Emotionen aus, es herrscht ein Gemütszustand der Trauer und Erschöpfung – die Balance lässt sich nicht mehr aus eigener Kraft herstellen. Gleichzeitig ist die *Arbeit am inneren Gleichgewicht* unabdingbar für den Erhalt der psychischen Gesundheit. Ganz ähnliche wie in Webers Studie zum protestantischen Ethos gilt hier eine Verschränkung der Prädestinationslehre und „der Tendenz zu bürgerlicher, ökonomisch rationaler Lebensführung“ (1988b, 159) als irdisches Zeichen der Gnadenwahl. Auch wenn bestimmte Menschen genetisch im Vorteil sind, kann man durch Erwartungsmanagement und Selbstsorge an der eigenen Gesundheit arbeiten. Dank der Fortschritte der Medizin handelt es sich im Fall psychischer Krankheit zudem nicht mehr länger um einen kosmologischen Determinismus, sondern um ein behandelbares Problem. In der ärztlichen Praxis geht es darum, „durch Medikation eine biologische Genesung herbeizuführen und/oder mit einem emphatischen Arzt über all jene Wahrnehmungstrübungen zu sprechen, die psychologische Krankheiten zu begleiten pflegen“ (Shorter 2003, 487). Beide Techniken – die der Medikation ebenso wie die kommunikative Therapie – sind an der Kenntnis und zielgerichteten Steuerung der emotionalen Innenwelt ausgerichtet, deren Maßstab nicht äußere Belastungen, sondern einzig das subjektive Wohlbefinden darstellt.

Diese gleichermaßen medizinische und psychologische Problemdeutung findet ihr alltagsweltliches Pendant in der gegenwärtigen Thematisierung von Stress und Burnout: So beschreibt etwa der ehemalige Skispringer Sven Hannawald sein Burnout ganz im Sinne einer „affektiven Störung“ rückblickend als „[s]tändige Müdigkeit und ständige Unruhe. Wenn ich mich ausruhen wollte, nahm die Unruhe zu, wollte ich körperlich aktiv sein, nahm die Müdigkeit zu“ (Focus 2017b, 79). Kern des Problems sei eine Wahrnehmungsstörung, „[e]ine Brille, die Misserfolge vergrößert und Erfolge zu Fliegendreck schrumpfen lässt“ (Der Spiegel 2012a, 13) – ein Gefühl, „als würde es bei 30 Grad plus schneien“ (Focus 2017b, 78). Der fließende Übergang zwischen der medizinischen und psychologischen Denkweise lässt sich an folgender Leidensgeschichte eines weiteren Burnout-Betroffenen exemplarisch verdeutlichen:

Auf eine innere Veranlagung treffen also äußere Stressoren. Und die wirken dann wie Brandbeschleuniger. Martins hat im Rückblick drei Brandbeschleuniger identifiziert: die Anschaffung des Welpen, die Midlife Crisis seiner Frau und seine Affäre. Das Holz für den Brand habe er aber selbst aufgeschichtet, und zwar turmhoch. „Ich habe mir stets sehr, sehr hohe Jahresziele gesteckt. Nehmen wir 2006: Da wollte ich eine Ertragssteigerung von 100 Prozent. Geschafft habe ich aber nur die Hälfte. Also 300 000 statt 600 000 Euro.“ Dass der Umsatz sich aber wie erhofft verdoppelt hatte, dass ihm sogar ein Turnaround gelungen war, nachdem die Firma zuvor rote Zahlen geschrieben hatte – all das sah David Martins durch seine Brille nicht. Die Erfolge schienen ihm Peanuts. Stattdessen ärgerte er sich über sein persönliches Scheitern: das verfehlte Ertragsziel. Uneinsichtig verordnete er sich für 2007 noch höhere Ziele. (Der Spiegel 2012a, 13)

Zu Beginn dieses Textfragments trifft die „innere Veranlagung“ auf „äußere Stressoren“. Doch weder die psychische und physische Konstitution, noch der Druck von außen bilden im weiteren Verlauf den Kern der Problematisierung. Als eigentliche Ursache rücken stattdessen die vom Betroffenen selbst gesetzten Erwartungen in den Vordergrund, die zwangsläufig zum Scheitern führen. Sie sorgen dafür, dass Menschen „die Grenzen ihrer Belastbarkeit ständig ignorieren, um hochgesteckte Ziele zu erreichen“ (Der Spiegel 2012a, 13). Vor allem der Kommentar des externen Beobachters erzeugt die Gewissheit, dass es sich hier weniger um eine

Pathologie der Arbeit als vielmehr um ein Problem der subjektiven Erfahrung handelt – diese Einsicht eröffnet die Möglichkeit zur Arbeit am inneren Gleichgewicht.

Die Problematisierung der individuellen Anlage und medizinischen Behandlung setzt typischerweise dann ein, wenn die Fähigkeit zur Selbststeuerung an ihre Grenzen stößt. In besonders schweren Fällen der Erschöpfung erscheinen klinische und medikamentöse Therapien dann als letzte Möglichkeit der Aktivierung. Im weiteren Verlauf der eben zitierten Erzählung findet sich dazu folgende Äußerung:

Nach drei Wochen seiner Auszeit von zu Hause bat er den Arzt um eine Kliniküberweisung. Zu seiner Frau sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich Kontakt will. Wenn, dann melde ich mich.“ Die Kontaktsperre nach Hause hält er im Nachhinein für einen wesentlichen Heilungsfaktor. [...] Der zweite Schlüssel zu meiner Wiederherstellung war das Antidepressivum“, sagt er, „ich habe genau gemerkt, als das Fluvoxamin anschlug.“ Das Medikament dämpfte die Ausschläge seiner Seele. „Ich saß immer seltener unten in meinem Loch. Das war zu einer Zwangsvorstellung geworden. Jetzt begann ich mir auszumalen, was ich gern tun würde, wenn ich nicht im Loch stecken würde. (Der Spiegel 2012a, 15)

Die Überweisung in die Klinik wird hier als nötiger Bruch mit dem alltäglichen Leben beschrieben, doch selbst in diesem Fall ist der Schritt in Richtung Medizin als persönliche Entscheidung gerahmt – ein typisches Szenario im Rahmen der Leidensgeschichten von Burnout-Betroffenen. Die Inanspruchnahme professioneller Hilfe und die Unterwerfung unter die medizinische Behandlung dient dem Betroffenen dazu, „die Ausschläge seiner Seele“ und damit dem chronischen Ungleichgewicht der Gefühle entgegenzuwirken. Ausgehend von dieser pharmakologischen Stimulation komme der Betroffene heute „ohne Psychotherapeut und Medikamente zurecht: ‚Ich beobachte mich selbst genau‘, sagt er, ‚ich gehe achtsam mit mir um‘. Das Innehalten, Wahrnehmen, das Hören, Schmecken, Fühlen hat er in der Klinik gelernt.“ (Der Spiegel 2012a, 15)

Die biologische Psychiatrie und die kognitive Psychologie eint somit eine *Sprache des subjektiven Innenlebens* sowie das Versprechen der Freiheit und des Glücks (Binkley 2011; Davies 2015). Der medikamentösen Behandlung wird die Funktion einer Wiederherstellung des

biologischen Gleichgewichts zugesprochen – daran müsse die psychologische Selbstsorge anschließen. Sie helfe Betroffenen, wieder eine Beziehung zu sich und den eigenen Empfindungen herzustellen. Auch Sven Hannawald beschreibt im bereits zitierten Interview seine Überwindung des Burnout als langwierigen Prozess, in dem die medikamentöse Intervention nur den Anfang darstellt: „[I]ch wollte aber nicht bloß Tabletten nehmen, sondern mich in der Therapie intensiv mit meinem Leben und mit dem eigenen Typ auseinandersetzen.“ (Focus 2017b, 79) Im Rahmen des Gesprächs präsentiert sich der Ex-Skispringer zudem als Berater für psychische Gesundheit – eine Aufgabe, zu der ihn laut eigenen Angaben gerade die persönliche Erfahrung mit Burnout befähigt. Die Zielsetzung der von ihm angebotenen Workshops beschreibt er folgendermaßen:

Ich versuche, das Thema Stress bewusst zu machen. Damit es da kein böses Erwachen gibt wie bei mir. [...] Die Seminare für Firmen und Privatpersonen finden auf Skisprungschancen statt, etwa in Garmisch-Partenkirchen. Im Theorieteil sprechen wir über „Erfolg in Balance“ mit Blick auf die vier unterschiedlich großen Schanzen. Dann gehen wir zu Fuß hinauf, und jeder merkt, je größer die Schanze ist, also das Ziel, desto anstrengender wird das. Wie auf einer Karriereleiter. Und ohne Pausen schafft es keiner ganz hoch. Die Lektion: Setze dir ein kleineres Ziel, bevor du ein größeres anpackst. Und habe Mut zur Pause! (Focus 2017b, 78)

Auch hier geht es nicht um Belastungen als solche, sondern darum, sich selbst in unterschiedlichen Belastungssituationen zu erleben. Nur auf Grundlage solcher Selbsterfahrung werden die eigenen Möglichkeiten und Grenzen erkennbar, lässt sich die persönliche Erwartung steuern und immer wieder aufs Neue ein Gleichgewicht herstellen.

Die Deutung arbeitsbedingter Erschöpfung setzt also an einem emotionalen Subjekt und dessen individuellem Antrieb an. Vor diesem gemeinsamen Hintergrund verschränken sich medizinische und psychologische Expertise zum *Dispositiv des inneren Gleichgewichts*. An die Stelle eines Konflikts zwischen äußerer Anforderung und individueller Arbeitskraft treten Techniken der *Selbststeuerung*: „Grenzen erkennen, realistische Erwartungen an die eigene Arbeit entwickeln, Hilfe annehmen sowie Selbstbestimmung einüben statt Überforderung von außen gehören zur Kunst der Burn-out-Prävention.“ (Die Welt 2011b) Im Bereich der

psychischen Pathologien stößt man spiegelbildlich auf ein ‚Anti-Subjekt‘, das unter einer „Krankheit der Unzulänglichkeit“ (Ehrenberg 2004, 20) leidet: Den depressiv erkrankten Menschen plagt ein geistiger Zustand, der ihm jede Möglichkeit der positiven Erfahrungen raubt. Mit dem „Einsatz von Medikamenten mit relativ wenigen Nebenwirkungen gegen alltägliche Ängste und Niedergeschlagenheit“ (Shorter 2003, 470) ändert sich das Verhältnis zwischen Krankheit und Gesundheit:<sup>135</sup> Zwischen biologischer Anlage und kognitiver Wahrnehmung, medizinischer Behandlung und psychologischer Selbstsorge entsteht somit ein breites Kontinuum, auf dem sich die beiden Professionen die Dominanz innerhalb des Problemfeldes sichern. Im Sinne einer „Arbeitsteilung der Herrschaft“ (Bourdieu 2004, 224) etabliert sich eine Allianz zwischen Psychologie und Medizin, die auf dem gemeinsamen Interesse am emotionalen Innen basiert. Im Rahmen dieser neuen Form der Expertise geraten jedoch die klassischen Tätigkeitsbereiche und Klassifikationen der Medizin unter Druck. Das Fach muss seine Diagnosepraxis zunehmend vor dem Hintergrund ökonomischer und neuer moralischer Implikationen rechtfertigen.

### **6.3. Krankheit vs. Gesundheit: Steuerung des Selbst und der Bevölkerung**

[W]o fängt auf der Burnout-Spirale die Depression an? Burnout stellt unser Konzept von Krankheit in Frage. Bei stressassoziierten Störungen sind sie am Anfang noch nicht krank, Sie gehen noch zur Arbeit, sind aber nicht mehr voll leistungsfähig und haben Symptome wie Schlafstörungen. Wenn ich morgens um vier wach werde, meine Gedanken rasen, und gleichzeitig habe ich auch noch

---

<sup>135</sup> Während Psychopharmaka in der Psychiatrie dazu dienen, dem Menschen die Freiheit zurückzugeben, gelten sie jenseits dieser Sphäre als unzulässig und gefährlich. Im Reich der Normalität verwandeln sich Medikamente in Drogen, die als Problem der Abhängigkeit und damit als Pathologie des freien Willens gedeutet werden (Valverde 1998; O'Malley und Valverde 2004). Wie die Kritik am sogenannten Neuro-Enhancement deutlich macht, geht es auch hier vor allem um die Frage, wo die Behandlung von Krankheiten endet und ab wann Abhängigkeiten und ein unzulässiges ‚Doping‘ einsetzen (Karsch 2011; Viehöver und Wehling 2011). Hier offenbart sich also ebenfalls die neue Form der Differenzierung zwischen psychischen Störungen und normalen geistigen Zuständen.



Magenprobleme und Kopfweg, dann sind das Warnzeichen. [...] [I]ch gehe zum Hausarzt, und der sagt mir: Herr Unger, Sie sind gesund, aber was ist los mit Ihnen? Da lässt sich mit einfachen Mitteln viel erreichen. Mit Sport etwa und regenerativen Therapien lässt sich die Balance wieder herstellen. Aber ich habe keine Depression und brauche auch keine Psychotherapie. (Der Spiegel 2012b, 21)

Wie die bisherige Rekonstruktion zeigt, ist die Debatte um Stress, Burnout und Depression Ausdruck eines graduellen Gesundheitsverständnisses: Zum zentralen Kriterium der Differenzierung zwischen normalen und pathologischen Zuständen wird in diesem Kontext die Intensität psychischer Probleme. Sie entscheidet darüber, ob man noch unter Burnout oder schon an einer psychischen Störung leidet (Focus 2012b; Der Spiegel 2016). Eben diese Denkweise artikuliert auch der zitierte Psychiater Hans-Peter Unger. Als Autor zweier einschlägiger Selbsthilfebücher zum Thema Arbeit und Erschöpfung ist er ein Paradebeispiel des fließenden Übergangs zwischen medizinischer Behandlung und psychologischer Beratung (Unger und Kleinschmidt 2006, 2014). Dabei zeigt sich am Beispiel Burnout, wie das Konzept der Krankheit vor dem Hintergrund der Allgegenwart psychologischer Beratung und Selbstsorge unter Rechtfertigungsdruck gerät: Wo hört die Gesundheit auf und ab wann beginnt die Krankheit? Die Warnung vor der ‚Verharmlosung‘ echter Krankheit und der ‚Inflation‘ der Diagnosen ist Sinnbild eines Diskurses, der die gesellschaftliche *Steuerung* von Krankheitsdiagnosen ins Zentrum rückt: Man müsse die Gesellschaft für psychische Probleme sensibilisieren, gleichzeitig dürfe man nicht alle Menschen für krank erklären.

### **Zwischen Sensibilität und „Verharmlosung“**

Wie eingangs des Kapitels gezeigt, wird die gesellschaftliche Thematisierung von Burnout trotz der breiten Kritik auch positiv bewertet – der Begriff gilt vor allem als Instrument einer Entstigmatisierung. „Selten wurde bisher von Betroffenen selbst mit einem psychologischen Dilemma so offen umgegangen wie gegenwärtig mit dem Burn-out-Begriff. Dutzende Prominente sprechen offen vom Ausgebranntsein und von notwendigen Auszeiten.“ (N-TV 2013) Die Erkundung der eigenen Befindlichkeit ist in den letzten Jahrzehnten zur Aufgabe eines jeden einzelnen

geworden – eine *Normalisierung* hält Einzug, die die Diskriminierung psychischer Probleme zwar nicht verschwinden lässt, sie aber durch die positive Konnotation der emotionalen Selbstsorge überlagert. In diesem Prozess werden Psyche und Arbeit auf eine neue Weise zueinander in Beziehung gebracht: Zwischen Gesundheit und Krankheit eröffnet sich ein breites Kontinuum der (Selbst)Steuerung, das in gewisser Weise auch psychische Störungen vom Bild der Andersartigkeit befreit. Sie gelten zunehmend als normale Schwierigkeiten der Lebensbewältigung und verweisen immer weniger auf Fehler des Charakters bzw. der Persönlichkeit.

Die Entgrenzung psychischer Leiden stellt die Expertinnen jedoch vor ein neues Problem. Über Jahrhunderte hat man die Normalisierung psychischer Krankheit vorangetrieben; nun ist man darum bemüht, dort Grenzen zu ziehen, wo kategorische Differenzen weitgehend eingedrungen wurden. Wie also zwischen Krankheit und Gesundheit unterscheiden? Genau mit diesem Problem hatte die Depression bereits bei ihrer Institutionalisierung in den 1960er und 70er Jahren zu kämpfen. Als eine Pathologie der Affekte entwickelte sie sich zu einer extrem heterogenen und universellen Problematisierung. So gut wie alle Formen der Trauer und Niedergeschlagenheit können zum Krankheitsbild in Beziehung gebracht werden – jeder ist potentiell betroffen (Horwitz und Wakefield 2007; Ingenkamp 2012). Als Maßstab der Differenzierung zwischen Krankheit und Gesundheit tritt nun eine Logik auf den Plan, die nicht die Andersartigkeit der Betroffenen in den Vordergrund rückt, sondern das Ausmaß normaler Probleme – die Sprache der Klassifikation und Abweichung wird durch die der *Intensität* ersetzt. Aus diesem Grund wird Burnout häufig als eine Art Vorstufe der Depression dargestellt: „[D]as Wort ‚Burnout‘ [...] trifft das wohl jedem Menschen vertraute Gefühl, dass das Leben mühsam und überfordernd sein kann. [...] Hält das Gefühl der Erschöpfung länger an und kommen andere Krankheitszeichen wie Freud- und Interessenlosigkeit, Schlafstörungen und Appetitlosigkeit hinzu, kann auch eine oft lebensbedrohliche depressive Erkrankung vorliegen.“ (Hegerl 2012, 3)

Die Anerkennung der Erschöpfung als Krankheit ist somit primär eine Frage des Ausmaßes psychischer Leiden. Hier offenbart sich eine Logik der Intensität, an der auch die Kritik am Burnout-Begriff anschließt. Die Stiftung Depressionshilfe schreibt dazu:

Eine Vermengung von Stress, Burnout und Depression führt zu einer Verharmlosung der Depression. Stress, gelegentliche Überforderungen, Trauer sind Teil des oft auch bitteren und schwierigen Lebens und müssen nicht medizinisch behandelt werden. Depression dagegen ist eine schwere, oft lebensbedrohliche Erkrankung, die sich wesentlich von dem Gefühl der Erschöpftheit unterscheidet, dass wohl jeder Mensch bisweilen morgens vor dem Aufstehen und auch nach einem langen Arbeitstag kennt. Die Verharmlosung der Depression verstärkt das Unverständnis gegenüber depressiv Erkrankten und das damit assoziierte Stigma. Der beste Weg zu einem optimalen Umgang mit der Erkrankung Depression ist es eine Depression auch Depression zu nennen. (Deutsche Depressionshilfe 2011)

Diese Äußerung ist typisch für die Differenzierung zwischen Depression und Burnout. Die Depression wird durch die Ausprägung der Symptome und der damit verbundenen gesundheitlichen Konsequenzen vom Burnout abgegrenzt – im Extremfall handle es sich sogar um eine „lebensbedrohliche“ Krankheit. Mit dem Begriff Burnout wird daher eine „Verharmlosung“ psychischer Krankheiten konstatiert, da er die Schwelle der gesellschaftlichen Sensibilität zu weit herabsetze. Trotz aller Vorbehalte gegenüber der „Modediagnose“ geht die medizinische Fachgemeinschaft gleichzeitig davon aus, „dass das Endstadium eines stark ausgeprägten Verlaufes des Burn-out vom Vollbild einer Depression nicht mehr unterscheidbar ist“ (Koch und Broich 2012, 161).

Was aber heißt das für die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit, die nicht nur für die Ärzteschaft, sondern auch für andere Expertinnen und das Gesundheitssystem von zentraler Bedeutung ist? Eine Strategie die sich immer wieder findet, ist die Subsumtion des Burnout-Syndroms unter gängige psychische Störungen. So stellen sich zentrale Organisationen im Feld – wie die Bundespsychotherapeutenkammer (BPtK), das Ärzteblatt, die Bundesgesundheitsblätter sowie die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) – in ihren Positionspapieren allesamt die Frage, welche ‚echten‘ Pathologien sich hinter dem Burnout verbergen (BPtK 2012; Kaschka et al. 2011; Koch und Broich 2012; DGPPN 2012). Die BPtK schreibt dazu:

Studien, in denen Zusammenhänge zwischen Depressivität bzw. depressiven Symptomen und Burnout-Symptomen untersucht wurden, zeigen in der Regel hohe Korrelationen zwischen „emotionaler Erschöpfung“, „Entfremdungserleben“ und Depressivität. Allerdings wird in den genannten Studien stets betont, dass die Konzepte nicht deckungsgleich sind. Speziell Symptome wie arbeitsbezogener Zynismus oder das persönliche Verhältnis zur beruflichen Umgebung dürften auch unabhängig von psychischen Erkrankungen existieren [...]. Ein wesentlicher Unterschied der Diagnostik psychischer Erkrankungen – insbesondere bei Depressionen – ist der, dass diese unabhängig von dahinterliegenden Ursachen diagnostiziert werden (s. u.) – wohingegen sich die Burnout-Konzepte meist auf Faktoren der Arbeitswelt beziehen. (BPtK 2012, 21f.)

In dieser Stellungnahme wird der Überschneidungsbereich zwischen Burnout und den Symptomen der Depression hervorgehoben. Ein großer Teil der psychischen Erschöpfung sei demnach der Depression zuzuordnen, die relativ unabhängig von äußeren Einflussfaktoren existiere. Affektive Störungen gelten als innere anlagebedingte Defekte, was die Suche nach externen Ursachen überflüssig macht und die Diagnostik in den Mittelpunkt rückt. Demgegenüber verweise der Begriff Burnout auf arbeitsbedingte persönliche Probleme, denen zwar nicht die Existenz, wohl aber ihre Relevanz für die psychische Erkrankung abgesprochen wird. Was sich hier bereits andeutet ist eine *Naturalisierung* psychischer Krankheiten, die so von ihrem gesellschaftlichen Kontext – in diesem Fall dem der Arbeit – gelöst werden. Krank sei, wer relativ unabhängig von äußeren Faktoren unter einer affektiven Störung leide. Diese Strategie der Naturalisierung ist nicht auf Krankheitsbilder beschränkt, sondern wird auch auf das Burnout und damit auf ‚normale‘ Probleme übertragen. Dies lässt sich anhand der folgenden Äußerung aus dem Artikel *Modediagnose Burn-out* des Ärzteblatts illustrieren:

Das Phänomen Burn-out hat es wahrscheinlich zu allen Zeiten und in allen Kulturen gegeben. Der literarisch Interessierte findet Umschreibungen dessen, was wir heute als Burn-out bezeichnen, bereits im Alten Testament (2. Mose 18, 17–18). Bei Pfarrern kennen wir die „Elias-Müdigkeit“ (Schall, 1993). Auch in Thomas Manns großem Roman „Buddenbrooks“ erkennen wir in der Figur des Thomas Buddenbrook, worum es hier geht. Das Verb „to burn out“ (ausbrennen)

wird bereits von Shakespeare Ende des 16. Jahrhunderts verwandt. (Kaschka et al. 2011, 781)

Die Zusammenstellung von Beispielen aus Religion, Literatur und Sprache dient dazu, Burnouts als kulturübergreifendes und damit natürliches Phänomen darzustellen. Während der Begriff mit dem Bedeutungsmuster der ‚Mode‘ von ‚echten‘ Krankheiten abgegrenzt wird, findet also gleichzeitig eine Naturalisierung alltäglicher und beruflicher Probleme statt. Die Schwierigkeiten, die Menschen heute haben unterscheiden sich demnach nicht grundlegend von denen vorheriger Epochen.

Diese Naturalisierung der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt spiegelt sich vor allem im Konzept Stress wider (Der Spiegel 2017a; Die Zeit 2014, 2016b); Stress hätte jeder und wir hätten ihn schon immer. Darüber hinaus handle es sich um ein Phänomen, dass nicht nur negative, sondern auch positive Wirkung für die Gesundheit habe; Stress treibe uns zu Höchstleistungen und sei eine der wichtigsten Bedingungen gesellschaftlicher sowie individueller Entwicklung.<sup>136</sup> Neben dieser Semantik der Steigerung offenbart sich im Kontext der Problematisierung Burnout aber vor allem die bekannte Sprache der Balance:

Nebennierenrinden produzieren das Stresshormon Kortisol. Im Nebennierenmark werden Adrenalin und Noradrenalin gebildet. So wird der gesamte Körper in Alarmbereitschaft versetzt. Ist eine bestimmte Konzentration von Stresshormonen im Blut erreicht, wirkt diese beim gesunden Menschen einer weiteren Ausschüttung entgegen: Der Körper entspannt sich wieder. Ist dieser Regelkreis

---

<sup>136</sup> Besonders klar lässt sich dieses Verständnis am Beispiel der Titelgeschichte *Schöner Stress* in *Die Zeit* (2016b) illustrieren. Der Text macht es sich zur Aufgabe, das vermeintlich negative Image des Begriffs aufzubessern und betont, dass Stress den Menschen vor allem auf zukünftige Herausforderungen vorbereite. Demnach „zeigt ein Blick in die Evolution, dass Stress der Motor einer gewaltigen Erfolgsgeschichte ist. Denn in Fauna und Flora dienen Stressreaktionen auf unterschiedliche Weise dazu, Lebewesen zu schützen. Dank ihrer sprintet die Antilope mit jäh aktiviertem Organismus in Höchstgeschwindigkeit in Sicherheit.“ (Die Zeit 2016b, 31) Und wie andere Organismen meistere auch der Mensch schwierige Situationen, „indem er sich aktiv an seine lebensfeindliche Umwelt anpasst – mithilfe einer erheblichen Stressreaktion“ (Die Zeit 2016b, 32). Stress erscheint als Motor eines evolutionären Prozesses und als „ein biologisches Instrument, das uns zur Weiterentwicklung zwingt, unsere Leistungsfähigkeit und unser Denkvermögen erhöht“ (Die Zeit 2016b, 32).

gestört, bleibt der Stresshormonspiegel im Blut dauerhaft hoch – mit verheerenden Folgen für die Gesundheit. (Der Spiegel 2011b, 117).

Stress gilt als Phase der biologischen „Alarmbereitschaft“, in der zusätzliche Energie freigesetzt wird, die sich der Körper im Normalfall wieder zurückholt. Zu psychischen und physischen Leiden kommt es, wenn der „Regelkreislauf“ gestört ist und die Mechanismen der körperlichen (Selbst-)Steuerung nicht mehr greifen. Um das Dispositiv des Gleichgewichts zwischen Anspannung und Entspannung formiert sich somit auch hier das Ideal eines gesunden Menschen: „Stress hat jeder mal, auch mal mehr. Wer aber ständig seine Grenzen überschreitet, riskiert ein Burn-out. Dann ist es wichtig, die Anzeichen zu erkennen. Und einen Ausgleich zu finden [...]“. (Der Spiegel 2016)

Diese Grenzen sind jedoch nicht fest und für alle Menschen gleich, sondern das Ergebnis einer je spezifischen *individuellen Bilanz*. Demnach entstehen psychische Probleme vor allem dann, „wenn das Verhältnis von Verausgabung und Anerkennung in Form von Lohn, Aufstiegschancen, Arbeitsplatzsicherheit und Wertschätzung durch den Arbeitgeber aus der Balance gerät“ (Der Spiegel 2011b, 118). Nicht die Belastung sei Auslöser psychischer Beschwerden, sondern die eingeschränkte Beweglichkeit und Handlungsfähigkeit, die es uns ermöglicht, das Gleichgewicht selbst immer wieder aufs Neue herzustellen. „Gestresst sind wir also vor allem dann, wenn uns die Kontrolle abhanden kommt. Das erklärt auch jenen akuten Stress, der uns in Situationen überfällt, die uns zum Nichtstun verdammen – etwa im Verkehrsstau.“ (Die Zeit 2016b, 32) „Ein zentrales Kriterium für Stress ist, dass es sich hierbei um einen subjektiven Zustand handelt, der maßgeblich vom Gefühl der Hilflosigkeit geprägt ist. Je unkontrollierbarer eine Situation für eine Person erscheint, je hilfloser sie sich fühlt, desto stärker ist das Gefühl von Stress. Die subjektive Bewertung spielt hierbei eine entscheidende Rolle.“ (Prieß 2013, 13) Im Stressbegriff treten somit das biologische Verständnis einer hormonellen Balance und die ökonomisch-psychologische Semantik des Gleichgewichts miteinander in Dialog.<sup>137</sup> Der

---

<sup>137</sup> Ob nun das biologische oder psychologische Register als Interpretationsrahmen dient, hängt nicht zuletzt von den konkreten sozialen Rahmendbedingungen ab. So zeigt Monica Titton in ihrer vergleichenden Analyse öffentlicher Darstellungen, dass die

Mensch müsse in sich hinein hören, die eigenen Gefühle ergründen, ‚Warnsignale‘ ernst nehmen, ‚bilanzieren‘ und dementsprechend handeln. Dazu brauche er vor allem eins: Freiheit.

Das Burnout-Syndrom gibt also klare Hinweise darauf, dass mit der physischen und psychischen Selbststeuerung etwas nicht in Ordnung ist. Diese Vorstellung äußert sich auch in dessen offizieller medizinischer Einordnung als sogenannte „Zusatzdiagnose“: Darunter versammelt sind „Faktoren, die den Gesundheitszustand beeinflussen und zur Inanspruchnahme des Gesundheitswesens führen“ (DIMDI 2015).<sup>138</sup> Burnout gilt daher laut Ärzteblatt nicht als Pathologie, sondern stelle „nach heutiger Kenntnis eine Vorstufe beziehungsweise einen Risikofaktor für depressive Erkrankungen dar“ (Kaschka et al. 2011, 786).<sup>139</sup> Der Begriff des *Risikos* ist dabei von fundamentaler Bedeutung und besitzt eine doppelte Referenz: Erstens verweist er auf die Vorstellung einer „[b]iologischen Risikokonstellationen [...]“, der zufolge „Personen mit einer genetischen Prädisposition bei belastenden Lebensereignissen wesentlich leichter depressiv reagieren als andere“. Dies wird zweitens durch eine psychologische Deutung des Risikos ergänzt, einer bestimmten „Grundhaltung“, die sich darin äußert, dass „der Einzelne dem Arbeitsbereich überhöhte Bedeutung im Hinblick auf Selbstverwirklichung, Selbstbestätigung und Leistungserwartung zumisst.“ (DGPPN 2012, 8) Die biologische Konstitution kann man auf Basis der eigenen Erfahrungen

---

Medienwissenschaftlerin Miriam Meckel Beispiel „für den Modus des literarischen Selbstzeugnisses“ und eine „Tradition der Selbstthematizierung“ (2013, 90) ist, bei der die psychologische Erkundung der eigenen Befindlichkeiten im Zentrum steht. Dem steht der Fall des Fußballtrainers Ralf Rangnick gegenüber, der – geprägt durch eine „Bastion hegemonialer Männlichkeitskonzepte“ – an eine „Selbstnarration als zähes Arbeitstier“ (2013, 95) anschließt, was eine Sprache der körperlichen Symptome mit sich bringt.

<sup>138</sup> Jenseits der kategorischen Unterscheidung zwischen Krankheit und Gesundheit, hat das Konzept als sogenannte ‚Zusatzdiagnose‘ bereits Anfang der 1990er Jahre den Weg ins hierzulande verwendete Klassifikationssystem ICD-10 gefunden. In der im Jahr 1991 veröffentlichten Variante des ICD-10 taucht der Begriff zum ersten Mal auf. Hier findet man unter der Kategorie Z 73 „Probleme verbunden mit Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ die Rubrik Z 73.0 „Erschöpfungssyndrom (Burn-out-Syndrom)“ (WHO 1991, 325). Diese Zusatzdiagnose ist in der aktuellen Version des ICD-10 als Kategorie Z73 unter der Überschrift „Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ vermerkt und wird als „Ausgebranntsein [Burn out]“ bezeichnet (DIMDI 2015).

<sup>139</sup> In anderen Artikeln der Zeitschrift finden sich beinahe die gleichen Äußerungen: „Denn auch bei Abwesenheit definierter ICD-Krankheiten stellt Burn-out einen Risikozustand für nachfolgende psychische oder körperliche Erkrankungen dar.“ (M. Berger et al. 2012, 701)

zumindest erahnen und berücksichtigen – das psychologische Risiko lässt sich durch die *Arbeit am inneren Gleichgewicht* sogar verringern.

### **Die Entpolitisierung psychischer Erschöpfung**

Der Begriff des Risikos, der die Debatte um Stress und Burnout entscheidend prägt, verweist ebenfalls auf den Imperativ der Eigenverantwortung: Risiken könne man kennen, erkennen und durch angemessene Handlungsweisen vermeiden oder zumindest berücksichtigen. Die Kritik am Konzept Burnout als Krankheit liest sich daher meist wie eine leidenschaftliche Verteidigung persönlicher Verantwortung, in diesem Fall vorgetragen vom SZ-Redakteur Hilmar Klute:

Wenn in der Öffentlichkeit über Burnout geredet oder geschrieben wird, so geschieht dies fast durchgehend affirmativ. Fragen werden selten gestellt, jedenfalls solche nach der Eigenverantwortung, die jedem Mensch nun einmal obliegt. Sollte ein erwachsener Mensch im frühen 21. Jahrhundert nicht wissen, wie man sein Leben und seine Arbeit dergestalt ausrichtet, dass sie einander bedingen und nicht behindern? Muss jeder, der am Sinn seines Tuns zweifelt, der einmal nicht mehr weiterweiß, sofort als kranker Mensch gelten, der in eine Spezialklinik gehört? (Klute 2012, 9f.)

Dem Kranken wird hier das autonome Subjekt gegenübergestellt, das in der Lage ist, selbst den Weg aus persönlichen Krisen zu finden. Die Arbeit erscheint dabei nicht als Ort schwerwiegender Belastungen, sondern vielmehr als etwas, das im Sinne der persönlichen ‚Work-Life-Balance‘ mit dem Leben in Einklang gebracht werden kann. Burnout sei daher „weder eine Krankheit unserer Gesellschaft noch ein Geschwür von Arbeit, dem wir hilflos ausgeliefert sind. Es ist vor allem ein individuelles Thema, das einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen Person bedarf.“ (Steinfeldt 2013, 13f.) Aus diesem Grund rät Klute in seinem Essay *Wir Ausgebrannten: Vom neuen Trend, erschöpft zu sein*, „die ein oder andere Expertenmeinung getrost in den Wind zu schlagen [...] und die Koordinaten für ein gutes, kluges und vergnügliches Leben selbst zu suchen“ (Klute 2012, 10). Wie in diesem Fall geben sich solche Äußerungen gerne als Polemik oder Tabubruch – es handelt sich jedoch um eine typische Aussage im Rahmen des Diskurses des inneren Gleichgewichts:



Belastungen erlebe jeder anders und die psychische Balance müsse man daher für sich selbst finden. Hier wird deutlich, wie das Bild des einzigartigen und eigenverantwortlichen Subjekts ‚hinter dem Rücken der Akteure‘ seine Wirkung entfaltet – als modale Macht konstituiert es gleichermaßen das Burnout und die Kritik daran.

So wird die Vorstellung der Arbeitslast als ein Problem jenseits des eigenen Einflussbereichs weitgehend marginalisiert – und das, obwohl sie von Beginn an immer wieder im Rahmen der Problematisierung Burnout aufscheint. Auch das bereits mehrfach angeführte Topos der ‚ständigen Erreichbarkeit‘ wird durch den Verweis auf den persönlichen Umgang mit neuen Belastungen entschärft. Das gilt selbst für Artikel, die das Problem in besonderer Deutlichkeit artikulieren, wie den SZ-Text *Burn-out in Unternehmen – Warum wir schon lange ausgebrannt sind* (Süddeutsche Zeitung 2012).<sup>140</sup> „Dass der Leistungsdruck in den Firmen durch Globalisierung und Digitalisierung enorm gestiegen ist“ wird dort konstatiert und direkt mit dem Anstieg psychisch bedingter Arbeitsausfälle in Verbindung gebracht – diese hätten „sich in den zurückliegenden 15 Jahren verdoppelt“. Am Ende des Textes findet sich folgende Äußerung, in der unter anderem die damalige Arbeitsministerin Ursula von der Leyen zu Wort kommt:

Der Gesundheitsschutz von Arbeitnehmern treibt auch Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen (CDU) um. "Die Technik werden wir ebenso wenig abschaffen wie die Globalisierung oder das Internet. Trotzdem liegt es nicht nur im ureigenen Interesse der Arbeitgeber, dass ihre Leute verlässlich vom Job abschalten, weil sie sonst auf Dauer ausbrennen", mahnt sie. Auch das Arbeitsschutzgesetz verlange mit seinem "knallharten Strafenkatalog", dass jeder Chef "Körper und Geist seiner Mitarbeiter aktiv schützt" - werktags genauso wie am Wochenende. Das bedeute etwa "glasklare Regeln, zu welchen Uhrzeiten muss ich erreichbar sein und wann bekomme ich dafür meinen Ruheausgleich. Wann muss ich Mails checken und wann ist es okay, dass ich mich später darum kümmere", so von der Leyen. Einige Firmen haben schon vor längerem reagiert. Autohersteller Volkswagen schloss eine Betriebsvereinbarung über den Umgang mit E-Mails: Der Server wird nach Dienstschluss heruntergefahren. Und bei der Deutschen Telekom untersagt eine Richtlinie den Chefs, Mails an Mitarbeiter außerhalb der

---

<sup>140</sup> Die nachfolgenden Zitate beziehen sich auf diese Quelle.

Arbeitszeit zu schreiben. Therapeutin Ruhwandl findet das gut: "Das ist eine vorübergehende Schutzfunktion, bis die Menschen gelernt haben, den Umgang mit den digitalen Medien selbst zu steuern.

Es handelt sich hier um Aussagen, die in vielerlei Hinsicht an das alte Dispositiv der Ergonomie erinnern. Die technische und wirtschaftliche Veränderung, repräsentiert durch den Verweis auf das „Internet“ und die „Globalisierung“, erscheinen als Quelle neuer Belastungen. Vor deren Konsequenzen, einer übermäßigen Verausgabung der psychischen Energie, müsse das Gesetz die Menschen durch „glasklare Regeln“ schützen. Das für den Diskurs typische passiert jedoch ganz am Ende dieses Auszugs: Hier meldet sich eine Psychotherapeutin zu Wort, die diese Regulierung zwar befürwortet, sie gleichzeitig aber lediglich als vorübergehende Maßnahme im Dienste der besseren Selbststeuerung betrachtet. Aus ihrer Sicht kann es sich nur um einen verspäteten und temporären Ausläufer des eigentlich schon obsolet gewordenen alten Arbeitsregimes handeln. Dementsprechend wird die „Schutzfunktion“ gesetzlicher Regulierung der individuellen Fähigkeit, „den Umgang mit den digitalen Medien selbst zu steuern“, untergeordnet. Die Belastung der Arbeit wird somit auch hier durch die psychologische Expertise vereinnahmt, die sich am autonomen und sich selbst steuernden Subjekt orientiert.

Eine gewisse Konzentration der sich hier andeutenden Kritik an den gegenwärtigen Arbeitsbedingungen – sowie des Versuchs, diese als zeitgemäß zu legitimieren – findet sich im gewerkschaftlichen Kontext, insbesondere innerhalb der IG Metall. Sowohl in deren Gesetzesinitiative, der „Anti-Stress-Verordnung“, als auch in der zwei Jahre später erschienenen Bilanzierung wird dabei auf den Begriff Burnout verzichtet – auch psychische Krankheiten, wie die Depression, spielen eine untergeordnete Rolle (IG Metall 2012, 2014). Dies deutet bereits darauf hin, dass die individualistische Semantik in diesem Kontext durch eine andere Art der Problematisierung ersetzt wird. Mithilfe eines Ausschnitts aus dem Text *Anti-Stress-Verordnung: Zwischenbilanz einer Initiative der IG Metall* lässt sich dies illustrieren:

In der Arbeitswelt des 21. Jahrhunderts nehmen psychisch belastende Arbeitsbedingungen immer stärker zu. Über alle Branchen und Berufsgruppen hinweg

steigt die Arbeitsintensität, wächst der Zeitdruck und atypische Arbeitszeiten wie Nacht- und Schichtarbeit nehmen zu. Zugleich gehört für immer mehr Beschäftigte ansteigende Monotonie zum Arbeitsalltag. Mit der Zuspitzung der Belastungen aus der Arbeit droht der „seidene Faden der Gesundheit“ zu reißen. Das zeigt die enorme Zunahme psychischer Erkrankungen. Hier tickt eine gesellschaftliche Zeitbombe. Die psychische und physische Unversehrtheit der Beschäftigten ist zusehends bedroht – mit erheblichen Folgekosten für die Betroffenen, die Sozialsysteme und die Unternehmen. [...] Vor allem fehlt es an Maßnahmen zum Schutz vor Gefährdungen durch psychische Belastungen bei der Arbeit. (IG Metall 2014, 11f.)

Hier erscheinen sowohl die Arbeitsbelastung als auch die psychische Gesundheit als gesellschaftliches und nicht als persönliches Problem. Der Begriff der psychischen und physischen „Unversehrtheit“ verweist auf die Vorstellung der Arbeit als dem Menschen äußere Macht – die Arbeitswelt wird so zu einem Ort der Gefahr, der Beschäftigte aller Berufsfelder gleichermaßen ausgeliefert sind. Wichtig ist dabei vor allem, dass ein massiver Anstieg dieser Gefahr postuliert wird, was das Problem zur „Zeitbombe“ werden lässt. Neben der Gesundheit wird zudem von Folgekosten für Unternehmen und das Sozialsystem gesprochen; die „psychische Belastung“ wird so aus staatlicher und wirtschaftlicher Perspektive – ebenfalls im Sinne des Dispositivs der Ergonomie – zum Effizienzproblem.

Doch weder die Rhetorik der Gefahr und Effizienz noch der Aufruf „Erschöpfte aller Länder, vereinigt euch“ (taz 2013) stießen gesamtgesellschaftlich auf ausreichende Resonanz, um die Debatte zu prägen. Im Gegenteil: Solchen und ähnlichen Vorstößen wird typischerweise mit einer Kritik begegnet, die den dominanten Diskurs weiter festigt – beispielsweise im Spiegel-Artikel *Für immer Schluss mit Arbeitsstress* (2012c):

Ob eine weitere Reglementierung der Arbeit Unternehmensangestellte wirklich glücklicher macht, ist eine weitere Frage. [...] [V]iele Firmen haben sich inzwischen auch deutlich vom einst starren Arbeitstakt gelöst und setzen auf flexible Modelle, von Arbeitszeitkonten bis zur "Vertrauensarbeitszeit". In Metallunternehmen mag das seltener vorkommen, in anderen Branchen häufiger. Dann erhalten Angestellte erhebliche Freiräume, arbeiten auch zu ungewöhnlichen

Zeiten, räumen vielleicht mal nachts E-Mails ab oder feilen frühmorgens an einem Konzept - weil sie selbst es so wollen. Für "klare Regeln" würden sich solche Arbeitnehmer schön bedanken. Und ein generelles, gesetzliches Anruf- oder E-Mail-Verbot für alle Angestellten zu bestimmten Zeiten ist ohnehin ein absurder Gedanke.

In dieser Äußerung werden mit dem Hinweis auf heutige Arbeits- und Kommunikationsformen die staatliche Regulierung und die für sie sprechende IG Metall zum Relikt der Vergangenheit erklärt. Während der „starre Arbeitstakt“ der alten Industrie- und Bürojobs das Problem darstelle, sei die Lösung durch flexible Beschäftigungsformen bereits Realität. Das Credo lautet Freiheit und Vertrauen statt rechtlicher Bevormundung. Nur unter diesen Bedingungen könnten Arbeiterinnen ihre Tätigkeiten gestalten, wie „sie selbst es so wollen“. Jeder, der dies nicht berücksichtigt, „blendet aus, dass Beruf und Arbeit für viele Menschen auch Selbstverwirklichung, Unabhängigkeit und Bestätigung bedeuten“ (Focus 2015).

Auch wenn das Paradigma der Ordnung und Regulierung nicht immer einer so offenen Ablehnung ausgesetzt ist, lassen sich doch meist klare Mechanismen einer symbolischen Vereinnahmung der Kritik durch die Problemdeutung der persönlichen Balance identifizieren. Ein besonders prägnantes Beispiel dafür liefert die Debatte um psychische Probleme im Leistungssport, ein Thema, das mit dem Selbstmord des Fußballprofis Robert Enke im Jahr 2009 die breite Öffentlichkeit erreicht. Im Auszug aus dem Spiegel-Artikel *Hilfe für Helden: Sportpsychologe Jens Kleinert über gesunde Hochleistung* (2011c) finden wir einige der typischsten Mechanismen einer solchen Entpolitisierung psychischer Erschöpfung:

SPIEGEL: Spitzensportler müssen sich ab einem Alter von acht, neun Jahren ständig neu beweisen, sich immer wieder für Wettkämpfe qualifizieren, sonst sind sie aus dem Rennen. Was soll der Athlet diesem Druck entgegensetzen?

Kleinert: Negativer Stress entwickelt sich, wenn der Sportler mit solchen Belastungen nicht umgehen kann. Ein wichtiges Ziel muss es deshalb sein, dass schon Nachwuchsathleten lernen, sich von den Anforderungen nicht unter Druck setzen zu lassen: zu entscheiden, welche Erwartungen und Ziele sie wirklich

erfüllen wollen und welche sie erst einmal hintenanstellen. Das heißt aber auch, dass sie im Zweifel auch mal sagen: Nicht mit mir.

SPIEGEL: Aber riskieren sie damit nicht ihren Platz in der Mannschaft oder im Wettkampf?

Kleinert: Möglich, denn was derzeit im Leistungssport viel zu kurz kommt, ist die Selbstbestimmung der Sportler. Ihnen wird häufig noch strikt vorgegeben, was sie zu tun haben: Wie oft sie trainieren, was sie essen müssen und was sie in ihrer Freizeit machen sollen. Wenn die Sportler selbstbestimmter mitentscheiden dürfen, wie sie trainieren wollen und welche Ziele sie angehen, stärkt das nicht nur ihre Motivation und damit ihre Leistung, sondern kann auch vor schädigendem Stress und Depressionen schützen.

Die Journalistin Eva-Maria Schnurr rückt mit ihren Fragen die Zwänge des Leistungssports in den Fokus („müssen“), die Sportler von Kindesbein an unter massiven „Druck“ setzen. Der Psychologe Jens Kleinert skizziert demgegenüber das Bild eines Menschen, der lernt, seine Erwartungen und Ziele mit Blick auf die jeweiligen „Anforderungen“ immer wieder zu korrigieren. Die Ursache psychischer Leiden wird auf diese Weise vom Wettbewerb in Richtung des überregulierten und auf Zwängen basierenden Trainingsregimes verschoben: Nicht der Wettbewerb sei das Problem, sondern die Tatsache, dass der Mensch nicht gelernt hätte, sich an die Bedingungen der Umwelt anzupassen. Als Ideal erscheint so das Bild eines selbstbestimmten Sportlers, der sich neben der kontinuierlichen Leistungssteigerung durch Selbstkenntnis und die Fähigkeit zur Arbeit am individuellen Gleichgewicht auszeichnet. Genau wie im vorherigen Beispiel findet hier eine Vereinnahmung des Bedeutungsmusters der Belastung statt. Da die alte Ordnung mit ihren klaren Regeln zudem selbst für das Problem der Erschöpfung verantwortlich sei, wird ihr jegliche Existenzberechtigung entzogen.

Außerdem interessant: Auch im Leistungssport wird die bereits beschriebene Endstigmatisierung psychischer Störungen forciert – in diesem Fall durch die Gleichsetzung mit körperlichen Verletzungen. So müsse es laut des ehemaligen Fußballprofis und Geschäftsführers der Robert-Enke-Stiftung, Jan Baßler, das „Ziel sein, dass auch in der öffentlichen Wahrnehmung eine Depression wie ein Kreuzbandriss angesehen wird. Als eine Verletzung bzw. eine Erkrankung, bei der der Spieler sich

in Behandlung begeben muss. Aber bei der es eben auch die Aussicht auf Heilung gibt.“ (Aachener Zeitung 2013) Eine ähnliche Äußerung begegnet uns im oben zitierten Interview: „Eine Depression ist zwar eine komplexe Erkrankung, aber vom Prinzip her vergleichbar mit einem Kreuzbandriss. Ein Spieler mit Knieproblemen wird ja nach einer Operation auch wieder eingesetzt, selbst wenn er dann noch eine Weile unter Beobachtung steht. Das muss für Depressionen auch gelten.“ (Der Spiegel 2011c) Mit der Normalisierung der Depression wird somit auch im Leistungssport an die Strategien der Aktivierung angeschlossen. Ein betroffener Sportler oder Trainer benötige im Idealfall nur „ein halbes Jahr Pause und kann dann gesund und auskuriert sein Comeback geben“ (11Freunde 2011). Sobald die Selbstsorge an ihre Grenzen stößt, wird also nicht die strukturelle Problemdeutung bemüht, sondern das medizinische Krankheitsbild und die Hoffnung auf eine möglichst schnelle Genesung.

Anstatt zu einer Aufgabe der Sozialpolitik zu werden, hat sich die psychische Erschöpfung somit zu einem Problem an der Schnittstelle von medizinischer Diagnose und psychologischer Selbstsorge entwickelt. Dementsprechend finden sich auch in der öffentlichen Darstellung vor allem Kontroversen entlang des Kontinuums zwischen ‚echten‘ Krankheiten und dem Imperativ der Verantwortung. Ein aktuelles Beispiel ist die Debatte um den Selbstmord des Sängers der Rockband Linkin Park, der sich im Juli 2017 ereignete. In ihrer Spiegel-Kolumne (2017b) kritisiert Margarete Stokowski die Reaktionen im Netz als ein Beleg dafür, „wie viel Unwissen noch immer über das Wesen der Krankheit Depression herumgeistert“. Weiter schreibt sie:

Bei all diesen Kommentaren scheint immer noch nicht klar zu sein, dass Depression eine Krankheit ist und keine Entscheidung und dass die daraus entstehenden Handlungen nicht leichtfertig getroffene Dummheiten oder Feigheiten sind, sondern dass die Betroffenen glauben, der Suizid sei ihr letzter Ausweg - und kein egoistischer, denn man selbst hat nichts davon: Man ist hinterher tot, es gibt kein Ego mehr. Es ist dabei übrigens wichtig, darauf hinzuweisen, dass dieser subjektive Glaube ein krankheitsbedingter Irrtum ist: Es gibt Hilfe.

Was hier – in fast idealtypischer Manier – reproduziert wird, ist die Vorstellung der Depression als eine „*Krankheit der Verantwortlichkeit*“ (Ehrenberg 2004, 15). Wer psychisch krank ist, wie der Linkin Park Sänger Chester Bennington, der könne und dürfe für seine Handlungen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Eine professionelle Behandlung sei die einzige Möglichkeit, Menschen aus dem „krankheitsbedingte[n] Irrtum“ der erlebten Hilflosigkeit zu befreien. Eine zweite Konfliktlinie, die ebenfalls immer wichtiger wird, ist die zwischen Privatheit und Öffentlichkeit: Wie viel Details des Leidens – Krankheitsbild, Symptome, usw. – müssen Betroffene Preis geben, um die Leistungen des Gesundheitssystems und die Freistellung von der Arbeit in Anspruch nehmen zu dürfen? Dabei tritt der symbolische Konflikt zwischen der Forderung nach Autonomie und der medizinischen Kontrolle zutage. Krankenkassen und Arbeitgeber bestehen im Falle von Arbeitsunfähigkeit auf detaillierte Informationen zum psychischen Leiden, was aufseiten Betroffener die Kritik der Bevormundung und Stigmatisierung evoziert (FAZ 2016b; Der Spiegel 2013). Und auch in der Öffentlichkeit ist die Anerkennung psychischer Leiden an eine Darstellung der eigenen Gefühle gebunden, die von der „Privatheit und Authentizität ihrer Protagonistinnen“ (Titton 2013, 91) lebt. Damit rücken insgesamt das Krankheitserleben und persönliche Ansprüche in den Mittelpunkt, während das politische Problem der Arbeitsbelastung verschwindet.

### **Die Gefahr der Inflation**

Doch muss vor dem Hintergrund des massiven Anstiegs psychisch bedingter Arbeitsausfälle nicht zwangsläufig die berufliche Belastung *das* Thema werden? Manifestiert sich hier nicht unweigerlich ein gesellschaftliches Problem, dessen Lösung sich der Medikalisierung und Psychologisierung entzieht? Die in diesem Kontext durchaus überraschende Stabilität des Diskurses zwischen Krankheit und Selbstsorge gründet vor allem auf einer Geschichte der *Rationalisierung*: Dank der Entstigmatisierung psychischer Leiden und des medizinischen Fortschritts sei man heute schlicht in der Lage, einen größeren Anteil der existierenden Krankheiten zu erkennen. In der Vergangenheit hätten sich Betroffene weniger häufig zur Ärztin getraut oder es sei ihnen gar nicht bewusst gewesen, dass sie unter einer Krankheit litten. Psychische Störungen, insbesondere

die Depression, seien demnach heute zwar sichtbarer, aber nicht häufiger (Focus 2011b; Die Zeit 2015). Selbst kritische Stimmen, die anstatt einer Rationalisierung die Interessen der Ärzteschaft und Pharmaindustrie als treibende Kraft hinter den ansteigenden Diagnosen sehen, gehen üblicherweise von einer relativ konstanten Zahl ‚echter‘ Störungen aus. Prägnantes Beispiel einer solchen Kritik ist das Buch *Die Psychofalle: Wie die Seelenindustrie uns zu Patienten macht* des Journalisten und Sachbuchautors Jörg Blech (2014): Der Autor erzählt mit viel Pathos die Geschichte eines „Irrenarzt[es], der so lange diagnostizierte, bis er der letzte Normalo war“ (2014, 7). Daran anschließend geißelt er die Macht der Expertinnen, deren Ziel nur darin bestehe, „die Grenze zwischen normal und krank zu verschieben“ (2014, 17), um ihre Herrschaft abzusichern und auszubauen.

Innerhalb der Sozialwissenschaften findet sich ein sehr ähnlicher Modus der Kritik: An die Stelle der Anti-Psychiatrie der Nachkriegszeit sind hier Gegen-Experten getreten, die ebenfalls die stetige *Expansion der Diagnosen* auf immer mehr normale Probleme anprangern (Horwitz und Wakefield 2007; Horwitz 2002; Dellwing und Harbusch 2013; Ingenkamp 2012). Gleichzeitig kommt diese Kritik heute jedoch nicht mehr nur von außen – im Gesundheitssystem selbst wird seit Längerem die Vergabe von Krankheitsdiagnosen für immer größere Bevölkerungsgruppen problematisiert. Am sichtbarsten ist in diesem Zusammenhang die Stimme des amerikanischen Psychiaters Allen Frances, der 1994 als Leiter der zuständigen Task Force die vierte Überarbeitung des DSM verantwortete und gegenwärtig als prominentester Gegner der fünften Version des Klassifikationssystems in Erscheinung tritt. Der ausführliche Titel seines Buchs *Saving Normal: An Insider's Revolt Against Out-of-Control Psychiatric Diagnosis, DSM-5, Big Pharma, and the Medicalization of Ordinary Life* fasst die wichtigsten Kritikpunkte paradigmatisch zusammen (Frances 2013). Wie viele andere hat es sich Frances zur Aufgabe gemacht, die Sphäre des Normalen gegen ihre Vereinnahmung durch die Psychiatrie zu verteidigen. Man dürfe nicht durch zu niedrige „Schwellen“<sup>141</sup> und neue Störungsbilder immer mehr Menschen für krank

---

<sup>141</sup> Das Wort „Schwelle“ findet sich in der deutschen Übersetzung des Buches, im englischen Original ist von „threshold“ die Rede. In wissenschaftlichen Publikationen stößt man in diesem Zusammenhang meist auf den sogenannten „Cut-off-Wert“.



erklären, so die Botschaft des Autors, der ebenfalls die Interessen der Pharmalobby und Machtbestrebungen der Psychiatrie geißelt. Wie viele andere Beobachter sieht Frances das Problem nicht nur auf der Seite der Expertinnen, sondern auch bei den Laien. In mehreren Kapiteln spricht er – unter der Überschrift ‚Modeerscheinungen‘ („fads“) – über die gesellschaftliche Attraktivität spezifischer Diagnosen in unterschiedlichen historischen Epochen (Frances 2013, 117–205).

Hier zeigt sich, dass die soziale Wahrnehmung selbst zu einem zentralen Thema medizinischer Expertise geworden ist. Die gesellschaftliche Deutung der Wirklichkeit wird zu etwas, mit dem Experten ‚rechnen‘, wenn es um die Unterscheidung zwischen Krankheiten und Gesundheit geht. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang der Begriff der „Inflation“, der es in der deutschen Übersetzung von Frances‘ Buch sogar auf das Cover geschafft hat (2014). Der volkswirtschaftliche Terminus ist bewusst gewählt, um die Gefahr einer Entwertung des Krankheitskonzepts und deren gesellschaftliche Konsequenzen zu problematisieren:

Sowohl für die falsch etikettierten neuen »Patienten« als auch für unsere Gesellschaft steht zu viel auf dem Spiel, als dass ich darüber hätte hinwegsehen können. Die diagnostische Inflation hat dafür gesorgt, dass ein absurd hoher Anteil unserer Bevölkerung heutzutage auf Antidepressiva, Neuroleptika, Anxiolytika, auf Schlaf- und Schmerzmittel angewiesen sind. [...] Darüber hinaus ist die Verteilung der Mittel völlig durcheinandergeraten – normale, aber beunruhigte (oder unruhig gemachte) Gesunde werden viel zu oft therapiert, was ihnen schadet, während für jene, die wirklich krank sind und dringend eine Therapie brauchen, viel zu wenig Geld zur Verfügung steht. (Frances 2014, 14f.)

Neben den angeführten Behandlungsproblemen bedrohe die „Inflation“ also sogar die Existenz des Gesundheitsapparats. Die Aufgabe der Psychiatrie sei es daher nicht nur, Betroffenen zu helfen, sie bestehe vielmehr auch darin, die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit aufmerksam zu beobachten. Durch die Klassifikationssysteme und ihre regelmäßige Anpassung werden das gesellschaftliche Ausmaß psychischer Krankheiten und damit deren symbolischer Wert immer wieder neu zur Disposition gestellt – dabei geht es um die richtige *Steuerung von Krankheit und*

*Gesundheit auf Ebene der Bevölkerung.* Mit Blick auf die unterschiedlichen Versionen des DSM schreibt Frances:

Vor dem DSM-III wurden zu wenige Diagnosen gestellt, jetzt sind es viel zu viele, weil seither eine regelrechte Inflation stattgefunden hat. Eine Anhebung der Schwelle für die Schwere und Dauer der Symptome wäre ein Schritt hin zur Bewahrung des Normalen und zur Eindämmung einer exzessiven Diagnostik – aber sie hätte auch Instabilität zur Folge und ginge zulasten der Sensibilität. Man kann leider nicht beides haben. (Frances 2014, 53)

Aus dem graduellen Gesundheitsverständnis und der Sprache der Intensität resultiert ein Balanceakt: auf der einen Seite die „Bewahrung des Normalen“, auf der anderen die nötige „Sensibilität“ für diejenigen, „die wirklich krank sind und eine Therapie brauchen“. Während Frances die Diagnosekriterien seiner Generation noch als zu vorsichtig bezeichnet, seien die jüngeren Kolleginnen über das Ziel hinausgeschossen. Im Unterschied zum klassischen Ziel der Entstigmatisierung der Psychiatrie geht es nun also gerade darum, die Krankheiten für die Menschen nicht zu ‚attraktiv‘ werden zu lassen.

Im Grunde lässt sich Frances‘ Argumentation als Blaupause für die Debatte rund um die ‚Modediagnose‘ Burnout lesen. Auch hier wird von einer Dramatisierung normaler Probleme ausgegangen, die in keinem Verhältnis zur relativ konstanten Menge ‚echter‘ Krankheiten stehe (Badische Zeitung 2013; BPtK 2012). Der „inflationäre Gebrauch des schwammigen Begriffs Burnout“ (Deutsche Depressionshilfe 2011) kreierte auch dort eine Drohkulisse: Während ‚echte‘ Krankheiten nicht mehr ernst genommen werden, würden sich immer mehr Menschen bei den kleinsten Schwierigkeiten auf das Burnout berufen, anstatt selbst die Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Das vom Robert Koch Institut herausgegebenen Bundesgesundheitsblatt spricht in Bezug auf Burnout daher von einem neuen Terminus, „dessen inzwischen so häufige Verwendung im Kontext einer stark gestiegenen Bereitschaft der Bevölkerung zu sehen ist, gesundheitliche und soziale Probleme (zum Beispiel Erkrankungen oder Brüche in der beruflichen Entwicklung) durch psychische Faktoren zu erklären“ (Koch und Broich 2012, 161). Laut der DGPPN sei

es „unklar, ob diesbezüglich tatsächlich eine relevante Zunahme von Burnout-Beschwerden erfolgt ist. Die gestiegenen Krankschreibungen und Frühberentungen als Folge psychischer Störungen könnten gleichfalls durch deren optimierte Erfassung oder eine gestiegene Offenheit der Patienten, mit ihrem Arzt über psychische und berufliche Probleme zu sprechen, bedingt sein“ (DGPPN 2012, 8).

All diesen Äußerungen gemein ist die Vorstellung eines relativ stabilen Anteils psychischer Krankheiten in der Bevölkerung – vor diesem Hintergrund wird die gesundheitliche Sensibilität der Gesellschaft problematisiert. Am deutlichsten treten diese Argumentationslinien zum Vorschein, wenn sich Akteure aus dem Gesundheitssystem gegenüber einem nicht-wissenschaftlichen Außen als Experten positionieren. Ein Beispiel ist der folgende Ausschnitt aus einer im Ärzteblatt publizierten Glosse:

Wie ich in einem Burn-out-Ratgeber nachlesen kann, habe ich offensichtlich ein 20-jähriges Jubiläum, von dem ich bisher noch nichts wusste. Denn schon 1993/94 hatte ich die klassischen Symptome eines beginnenden Burn-outs. Warnsymptome: Ich nahm Arbeit mit nach Hause, diktierte Arztbriefe an den Wochenenden, konnte schlecht ruhig auf einem Stuhl sitzen, hatte das Gefühl, nie Zeit zu haben, verleugnete meine eigenen Bedürfnisse, und meine sozialen Kontakte beschränkten sich überwiegend auf Patienten. Innerlich unruhig und nervös war ich sowieso, zeitweise kamen sogar Schlafstörungen hinzu. Erste Fehlleistungen kamen auf. Ich ging zu keinem Therapeuten, so etwas wie einen Coach gab es damals noch nicht, und wenn doch, wäre ich auch dort nicht hingegangen. Nach der Ratgeberliteratur von heute müsste ich mich umgebracht haben, chronisch depressiv geworden sein oder zumindest eine negative Einstellung zum Leben haben. Habe ich aber nicht. [...] Oder ist vielleicht an dem ganzen Burn-out-Gerede irgendetwas faul – gerade weil es so häufig thematisiert und kommuniziert wird? Und Kommunikation über die Wirklichkeit ist ein hoch störungsanfälliger Prozess. (B. Voß 2014, 302)

Der Neurologe Burkhard Voß berichtet von arbeitsbedingten Problemen, die er selbst vor gut zwei Jahrzehnten erlebte. Doch anstatt einer Leidensgeschichte wird uns eine Kritik an der Ratgeberliteratur präsentiert: Dass es Voß heute gut gehe, verdanke er der Tatsache, dass er nicht auf deren Dramatisierung reingefallen sei. Mit dem abschließenden Hinweis auf

das „Burn-out-Gerede“ und der Beschreibung gesellschaftlicher Kommunikation als „störungsanfälliger Prozess“ rückt der Autor den Begriff ins Reich der sozialen Konstruktion. Auf diese Weise werden erneut die Gefahr der Vereinnahmung der Medizin durch alltägliche Denkweisen und die damit einhergehende Verwandlung von normalen Schwierigkeiten in behandlungsbedürftige Störungen artikuliert. Mit dem Krankheitsbegriff gelte es aus diesem Grund zu haushalten – er erscheint als rares Gut, das durch eine möglichst sparsame Verwendung vor einer ‚Inflation‘ bewahrt werden muss.

Die unterschiedlichen Kritiken teilen somit die Einschätzung einer gegenwärtigen „Tendenz, sich auch dann therapieren zu lassen, wenn man sich gar nicht krank fühlte, sondern einen Rat suchte, um mit Stress und Lebensproblemen fertig zu werden“ (Shorter 2003, 433). Die Semantik der ‚Inflation‘ ist dabei keinesfalls auf den professionellen Kontext beschränkt – ein abschließendes Beispiel dazu liefert der Ausschnitt eines weiteren Interviews mit dem ehemaligen Skispringer Sven Hannawald:

Meine Erkrankung ist ja schon über zehn Jahre her. Obwohl es bereits den Fall Sebastian Deisler gab, dachte niemand daran, dass ein körperlicher Zusammenbruch psychisch bedingt sein könnte. Heute ist das anders, der Begriff Burn-out wird fast inflationär benutzt. [...] Der Begriff wird überbeansprucht, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Wenn Prominente angeblich einen Burn-out haben und zwei Wochen später wieder auf dem roten Teppich stehen, kann ich mich nur wundern. Und diejenigen, die wirklich schwer erkrankt sind, werden oft nicht für voll genommen. (TK Aktuell 2013)

Die ‚Inflation‘ der Krankheit erscheint in dieser Äußerung ebenfalls als direktes Ergebnis der öffentlichen bzw. medialen Kommunikation – der Begriff Burnout sei Bestandteil einer Aufmerksamkeitsökonomie und Mittel der Selbstinszenierung.

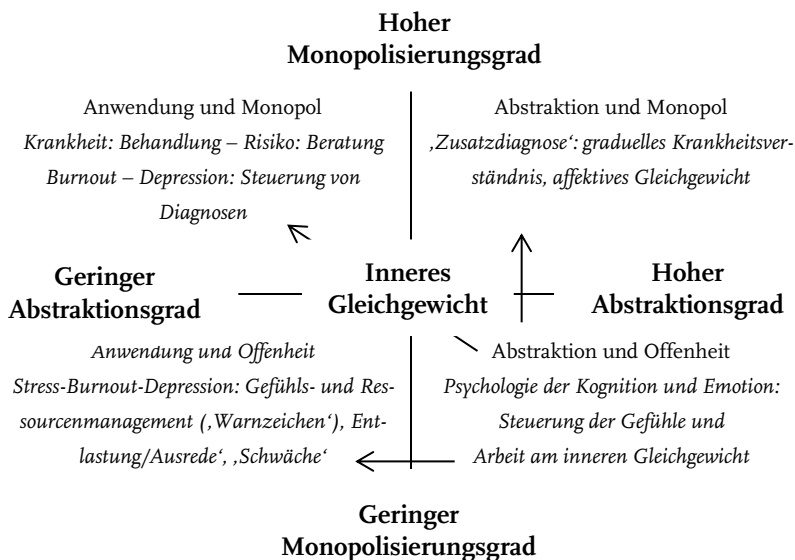
Die Besorgnis über die ‚Diagnose Burnout‘ ist im Diskurs also aufs Engste mit der Angst vor einer ‚Inflation‘ psychischer Krankheiten verbunden. Hier offenbart sich eine Logik der *Quantifizierung* psychischer Probleme: Die Klassifikation der Persönlichkeit und bestimmter Typen der Krankheit werden an den Rand gedrängt und die Vermessung psychischer Leiden rückt ins Zentrum. Hinter der Diffamierung von

Burnout als „Modediagnose“ und dem Aufruf zur „Versachlichung“ verbirgt sich einerseits die Annahme einer normalen bzw. natürlichen Verteilung von Krankheit und Gesundheit (WZ 2012; Kaschka et al. 2011). Andererseits wird die soziale Deutung psychischer Probleme selbst als fundamentaler Aspekt der Diagnose- und Behandlungsmethoden identifiziert. Ergänzend zum klassischen Motiv wissenschaftlicher Aufklärung lässt sich somit ein reflexiver Diskurs beobachten, der die gesundheitliche Sensibilität der Bevölkerung als wichtigen Teil der medizinisch-psychologischen Expertise begreift. Vor diesem Hintergrund entsteht der Bedarf, die gesellschaftliche Wahrnehmung psychischer Leiden *zu steuern* – abhängig vom Ausmaß an Krankheiten müsse man die Sensibilität der Bevölkerung in die richtige Richtung lenken. Während man in Zeiten der Stigmatisierung vor allem versuchte, den Kranken auf halbem Weg entgegenzukommen, geht es nun darum, die Gesunden nicht krank zu reden. Vor dem Hintergrund der Ausbreitung psychischer Leiden gilt es das autonome und arbeitsfähige Subjekt vor der suggestiven Wirkung attraktiver Krankheitsbegriffe schützen – nur so ließe sich langfristig ein Bereich relativer Autonomie zur Behandlung ‚wirklich‘ Kranker erhalten. Dies verweist auf eine Herrschaftsordnung, in der die Krankheit die einzig legitime Einschränkung persönlicher Verantwortung darstellt. Mit der Arbeit am inneren Gleichgewicht ist ein psychologischer Imperativ entstanden, der sozialpolitischen Interventionen die Grundlage entzieht und den Menschen im Falle beruflicher Probleme völlig auf sich selbst zurückwirft. Der Anstieg arbeitsbedingter psychischer Leiden lässt sich vor diesem Hintergrund als Ausdruck eines immer weitreichenderen Zugriffs des Marktes auf das Subjekt deuten. Nicht nur im Rahmen der beruflichen Tätigkeit wird der Mensch heute zunehmend durch den Wettbewerb subjektiviert, auch im Bereich der Gesundheit muss er ständig an sich selbst arbeiten.

## 6.4. Theoretische Zuspitzung: Die psychische Erschöpfung und der Markt

Ausgehend von den Überlegungen zum *Feld der Expertise* lässt sich nun verdeutlichen, wie spezifische Denk- und Regierungsweisen das Problem der psychischen Erschöpfung beherrschen (Abbildung 6). Die vier Felder der Grafik basieren auf der Unterscheidung zwischen Angebot und Nachfrage nach Expertise und stehen für soziale Rahmenbedingungen mit je unterschiedlichen Symboliken, Institutionen und Interessen. Rechts oben finden sich abstrakte Krankheitsbegriffe, deren Definitionen die Medizin bzw. Psychiatrie monopolisiert. Links davon ist der Bereich ärztlicher bzw. therapeutischer Praxis zu verorten, in dem es vor allem um den konkreten Umgang mit Burnout-Betroffenen geht. Links unten befindet man sich im Kontext der alltäglichen Thematisierung arbeitsbedingter psychischer Probleme, jenseits der professionellen Behandlung und wissenschaftlichen Abstraktion. Wie die Rekonstruktion in diesem Kapitel zeigt, lassen sich in all diesen Bereichen deutliche Spuren des im Aufstieg begriffenen psychologisch-ökonomischen Dispositivs der *Steuerung* und des *inneren Gleichgewichts* identifizieren (rechts unten): Diese Denkweisen und Interventionsstrategien fordern sowohl die professionelle Problemdeutung der Medizin als auch die Arbeit des Gesundheitssektors insgesamt heraus.

**Abbildung 6: Psychische Erschöpfung als Problem des inneren Gleichgewichts**



Die Ärzteschaft verfügt in Deutschland über das Monopol der Ausstellung von Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen auf Grundlage psychischer Störungen (rechts oben), die festlegen, wann ein Beschäftigter aufgrund von „Krankheit an seiner Arbeitsleistung verhindert“ ist und ein „Anspruch auf Entgeltfortzahlung im Krankheitsfall durch den Arbeitgeber“ besteht (§ 3 Abs. 1 Var. EFZG). Hier wird also darüber entschieden, ob Betroffene im Falle psychischer Probleme als krank eingestuft und damit von der Arbeit befreit werden. In diesem Kontext stößt man auf deutliche Strategien der Abgrenzung gegenüber dem Burnout, das als ‚Mode‘ in die Nähe alltagsweltlicher Mythen gerückt wird. Das gegenwärtige psychiatrische Krankheitsverständnis bietet wenig Raum für die Erschöpfung durch Arbeit – im Reich des Pathologischen greifen primär biologische Erklärungen, die die Veranlagung des Menschen ins Zentrum rücken. Und wenn Burnout doch thematisiert wird, dann stets als Aufgabe der ‚Arbeit am Selbst‘: „Ausbrenner kämpfen gegen benennbare Probleme an, Depressive leiden an Unabänderlichem.“ (Burisch 2011, 12)

Gerade in der medialen Debatte zeigt sich jedoch, dass der Übergang zwischen Normalität und Pathologie dabei durchaus als fließend verstanden wird – und dass das autonome und gestaltbare Selbst heutzutage die Normalität darstellt, an der sich auch die Medizin orientiert. Das liegt nicht zuletzt an Überschneidungen in der Deutung von Krankheit und Gesundheit: Psychische Störungen, wie etwa die Depression, gelten als Probleme der emotionalen Balance – genau wie das Burnout verweisen sie auf ein Ungleichgewicht zwischen positiven und negativen Gefühlen. Die medikamentöse Behandlung dient daher als erster Schritt der Aktivierung, an die Techniken der Selbstsorge anschließen. Somit findet sich Burnout zwar nicht als eigenständiges Krankheitsbild, aber zumindest als sogenannte ‚Zusatzdiagnose‘ innerhalb des offiziellen Klassifikationssystems, dem ICD-10. Auf diese Weise werden Informationen erfasst, „die den Anlass zur Kontaktaufnahme mit dem Gesundheitssystem auch dann beschreiben, wenn keine krankheitswertigen Symptome vorliegen“ (BPtK 2012, 22). Die offizielle Formulierung im Arbeitsrecht, die noch an der klassischen ‚sick role‘ ausgerichtet ist und klar zwischen psychischer Krankheit und Gesundheit unterscheidet, sieht sich somit heute zunehmend mit einem graduellen Verständnis psychischer Probleme konfrontiert, in dessen Mittelpunkt das emotionale Gleichgewicht steht.

Neben der Ablehnung von Burnout als Krankheitsdiagnose lässt sich also von Seiten der Medizin in Bezug auf praktische Bedürfnisse der Behandlung eine Annäherung an das Phänomen beobachten, die sich aus zwei Deutungsweisen speist (links oben): *Erstens* wird häufig die Ähnlichkeit zur Depression betont, was den offensiven Gebrauch des Burnout-Begriffs zu einem Instrument der Entstigmatisierung werden lässt. Ob Krankheit oder nicht: jetzt, so die Hoffnung, würden mehr Menschen offener über ihre psychischen Probleme sprechen. *Zweitens* läge das Burnout-Symptom zwar unter der Schwelle der Krankheit, deute aber auf eine sich anbahnende Depression hin. Aus diesem Grund sei das Konzept für die Evaluation gesundheitlicher Risiken von zentraler Bedeutung. Auf diese Weise konstituiert sich für Ärzte und Therapeutinnen ein Tätigkeitsfeld zwischen medizinischer Behandlung, Prävention und Beratung. Vor diesem Hintergrund etabliert sich im alltagsweltlichen Diskurs das Dreigestirn Stress-Burnout-Depression als Ausdruck des kontinuierlichen Krankheits- und Gesundheitsverständnisses (links unten). Stress



wird darin als Synonym für die beruflichen Anforderungen verwendet und verweist auf die Sphäre der Normalität und Arbeitsfähigkeit: Stress sorgt dafür, dass der Mensch in Bewegung bleibt und lernt, sich mithilfe eines gelungenen Gefühls- und Ressourcenmanagements an neue Arbeitsbedingungen anzupassen. Dabei verschränkt sich ein biologisches und psychologisches Narrativ des Gleichgewichts zwischen beruflicher Belastung und der Lust an der Arbeit. Das Ergebnis ist ein Ideal der inneren Ruhe trotz ständiger Veränderungen und hoher Anforderungen. Im Unterschied zum Stress ist Burnout ein hybrides Konzept zwischen Gesundheit und Krankheit, Leistungsfähigkeit und Erschöpfung – hier droht die Balance zu kippen. Die Ambivalenz des Begriffs sorgt auf der einen Seite für dessen positive gesellschaftliche Resonanz, vor allem aufseiten Betroffener: Sie sind in der Lage, ihr Leiden an der Arbeit zu benennen und – zumindest kurzzeitig – bestimmten Anforderungen zu entgehen. Die damit einhergehende Entlastung ist besonders groß, da Burnout nicht mit der stigmatisierenden Wirkung der Depression als ‚Schwäche‘ verbunden ist, sondern auf Motivation und Leistungsbereitschaft verweist (Hillert und Marwitz 2006; Hillert 2012; Graefe 2015). Andererseits konzentrieren sich um dieses Bild des autonomen Subjekts auch die typischen Widerstände gegen den Begriff: Burnout wird zur ‚Ausrede‘ erklärt, mit der man sich vor der eigenen Verantwortung drücke. Das verweist direkt auf den sozialen Imperativ der *Arbeit am inneren Gleichgewicht*, mit dem normale psychische Zustände näher an die Sphäre der Krankheit heranrücken. Das Ergebnis dieser Entgrenzung der klassischen ‚sick role‘ zeigt sich spiegelbildlich in der Kritik an der ‚Verharmlosung‘ von Krankheiten. Doch auch hier ist die Referenz weniger der Kranke als vielmehr die vermeintlich unnötige Pathologisierung von Menschen, die doch eigentlich zur *Selbststeuerung* in der Lage wären.

Die öffentliche Debatte um Stress und Burnout ist also Bestandteil eines Diskurses der persönlichen Verantwortung, in dem flexible Prozesse der Anpassung zwischen dem Menschen und seinem Beruf im Vordergrund stehen. Die Vorstellung eines gesellschaftlichen Anstiegs der Arbeitsbelastungen, die in Form von Motiven wie dem der „ständigen Erreichbarkeit“ (Die Zeit 2016a; FAZ 2016a; Süddeutsche Zeitung 2013) durchaus eine Rolle spielt, wird auf diese Weise marginalisiert. Stattdessen etabliert

sich eine symbolische Ordnung, in der Burnout „passgenau das Erleben vieler Menschen angesichts einer zunehmend entgrenzten, an Sicherheiten ärmeren und bezüglich potenzieller Leistungserwartungen nach oben hin offenen, ‚stressigen‘ Arbeits- und Lebenswelt spiegelt“ (Hillert 2012, 190). Aus strukturellen Problemen werden somit individuelle Ängste, die zwischen Gesundheitssystem und Beratungsindustrie hin und her geschoben werden. An die Stelle politischer Initiativen und rechtlicher Maßnahmen, wie etwa der „Anti-Stress-Verordnung“ der IG Metall (2012), treten Selbsttechniken, die als Vermittlungsinstanzen zwischen der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* und der medizinischen Behandlung fungieren. So entsteht im Kontext der Anforderungen des Marktes eine „Arbeitsteilung der Herrschaft“ (Bourdieu 2004, 224) zwischen Psychologie und Medizin. Während es die Medizin mit den schweren affektiven Störungen zu tun bekommt, die häufig stationärer und medikamentöser Therapien bedürfen, appelliert die Psychologie an die Betroffenen und macht sie selbst zu Produzenten und Trägerinnen psychologischer Expertise: Neben der ausführlichen Selbsthilfe- und Beratungsliteratur bieten im Netz verfügbare ‚Burnout-Tests‘ ein anonymes Monitoring der psychischen Gesundheit und Ratschläge zur Prävention. Doch auch hier fehlt nicht der Hinweis, „dass dieser Test keine fachliche Diagnose ersetzen kann und soll“ (therapie.de 2017). Die Ergebnisse bieten also einerseits Möglichkeiten der ‚Arbeit am Selbst‘, andererseits öffnen sie als „eine wichtige Entscheidungshilfe, wenn Sie sich Hilfe suchen sollten“ (Hilfe bei Burnout 2017) die Tür zur Psychiatrie.

Im Rahmen dieser symbolischen Ordnung erscheinen Kranke und Gesunde gleichermaßen als Klienten zwischen medizinischer Behandlung und gesundheitlicher Beratung (Conrad 2005; Brunnett 2009). In diesem Zusammenhang wird die psychische Erschöpfung im Diskurs zu einem ökonomischen Problem der ‚Inflation‘ von Krankheiten: Immer mehr Menschen, so das gängige Argument, würden im Zuge der Popularisierung von Burnout ihre persönlichen Schwierigkeiten als psychische Krankheiten interpretieren (links oben). Die Erschöpfung ist damit auch für Experten im Gesundheitssektor zu einem Thema der individuellen und gesellschaftlichen Wahrnehmung geworden: Nicht die immer größere Arbeitsbelastung sei die Ursache der psychischen Erschöpfung, sondern eine gestiegenen Bereitschaft seitens der Klientinnen, persönliche

Probleme in medizinischen Kategorien zu artikulieren. Aus diesem Grund wird die Kenntnis über die gesellschaftliche Verbreitung psychologischen Wissens zur zentralen Waffe einer *reflexiven Psychiatrie*. Nun geht es nicht mehr nur darum, auf Basis etablierter Klassifikationssysteme so genau wie möglich zu diagnostizieren – stattdessen stellt die Profession auch die soziale Wahrnehmung von Krankheit und Gesundheit systematisch in Rechnung. Etwas überspitzt ließe sich sagen, dass sich die Psychiatrie auf dem Markt der Gesundheit immer häufiger Gedanken über den Wert ihrer Diagnosen machen muss.<sup>142</sup> Psychologische und medizinische Expertinnen werden daher zu Akteuren, die gemeinsam einer ‚Dramatisierung‘ entgegenwirken und die gesellschaftliche Prävalenz von Krankheiten durch die Definition angemessener Schwellenwerte *steuern*. Die Expertinnen reagieren dabei auf die seit langem artikulierte Kritik der Pathologisierung, indem sie sich selbst als Wächter des ‚Normalen‘ inszenieren.

Die deutsche Debatte um die Problematisierung Burnout deutet somit insgesamt darauf hin, dass psychische Krankheits- und Gesundheitsvorstellungen maßgeblich durch die marktförmige Vergesellschaftung geprägt sind. Die positive Psychologie schafft das Bild eines Menschen, der mit Macht nach außen drängt und zu allem in der Lage scheint. In der Psychiatrie finden wir spiegelbildlich den ‚Anti-Helden‘ des gegenwärtigen Zeitalters: Er ist antriebslos, erschöpft und sein Blick richtet sich nach innen – anstatt die Dinge anzupacken, ist er ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Diese Gegenüberstellung entspricht einer gesellschaftlichen Dystopie des Neoliberalismus, die Robert Castel eine „Gesellschaft mit zwei Geschwindigkeiten“ nennt: Auf der einen Seite die ultrakompetitive Sphäre des Marktes, auf der anderen eine „Müllhalde“, auf der all diejenigen abgeladen werden, die nicht mithalten können (1991, 294).<sup>143</sup> So plausibel dieses Bild einer zunehmenden Kluft zwischen Gewinnerinnen und Verlierern ist, hat sich in den letzten Jahrzehnten dennoch eine attraktivere ökonomisch-psychologische Utopie durchgesetzt: Das Dispositiv der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* macht

---

<sup>142</sup> Im Grunde zeigen sich hier sehr ähnliche Mechanismen wie im Falle der „reflexiven Medizin“, die auf die gesellschaftliche Kritik am Fortschrittsglauben und unpersönlichen Behandlungsmethoden antwortet (Hitzler und Pfadenhauer 1999; Wagner 1995).

<sup>143</sup> Im zitierten englischen Text ist von „a ‚dual‘ or ‚two-speed‘ society“ und „a refuge (a dump)“ die Rede.

die Welt nicht nur erträglich, sondern lässt sie in einem positiven Licht erscheinen. Vor diesem Hintergrund ist das Scheitern für das durchsetzungsstarke „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007) nicht länger ein Tabu, sondern Station auf dem Weg zur eigenen Identität und inneren Ruhe. Darüber hinaus vermag das labile „erschöpfte Selbst“ (Ehrenberg 2004) wieder an die Rückkehr des inneren Antriebs nach tiefgreifenden Krisen zu glauben. Bei der Arbeit am inneren Gleichgewicht handelt es sich also um ein Bündel von Strategien, die es ermöglichen, den Menschen auf Grundlage seiner beruflichen Krisen noch enger an die Logik von Markt und Wettbewerb zu binden.



## 7. Schluss: Arbeit und Leben als persönlicher Balanceakt

In dieser Untersuchung habe ich gezeigt, wie sich um die psychische Erschöpfung ein Regime der Subjektivierung entwickelt, das sich gleichermaßen an den wirtschaftlichen Imperativen des Marktes und einer Semantik der Emotionen ausrichtet: Der ‚gestresste Mensch‘ wird einerseits im Sinne der ökonomischen Rationalität zur klugen Investition und kontinuierlichen Bilanzierung der eigenen Ressourcen aufgefordert. Andererseits erhält das Subjekt im Rahmen persönlicher Krisen die Aufgabe, sein Innenleben genau zu erforschen, um die eigenen Bedürfnisse und damit die Lust an der Arbeit wiederzuentdecken. Der berufliche Weg wird damit zu einem Prozess der Selbsterfahrung, auf dem Gefühle den wichtigsten Indikator der Produktivität *und* des individuellen Wohlbefindens darstellen. Fragen der Belastung und gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit werden somit auf den Einzelnen übertragen. Das ‚Nein-sagen-Können‘ erscheint als letztmögliche Form des Widerstands gegen gesellschaftliche Verhältnisse, die man vor einigen Jahrzehnten noch überwiegend als soziale Ungleichheit problematisiert hätte.

Was hier zum Vorschein kommt, lässt sich als Subjektivierungsform der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* beschreiben. Es handelt sich um eine Regierungstechnik, deren Funktionsweise im Rahmen ihrer Entstehungsgeschichte und historischen Kontrastierung zur industriellen Moderne und ihrer wohlfahrtsstaatlichen Einhegung am deutlichsten sichtbar wird: Die ökonomische Dimension der Erschöpfung spielt in der Psychologie seit der Gründung des Fachs eine fundamentale Rolle. Ab Ende des 19. Jahrhunderts etabliert sich mit Aufkommen des Taylorismus ein sozio-technischer Diskurs, der das Verhältnis zwischen Massenproduktion, gesellschaftlichem Zusammenhalt und individueller Integration in den Mittelpunkt rückt. Die psychische Erschöpfung gilt hier als Ergebnis einer *Überlastung* durch äußere Anforderungen, ein Problem, das sich in Form der Neurasthenie zur kollektiven Erfahrung des Leidens an den industriellen Produktionsbedingungen zuspitzt; in dieser Phase dominiert ein Reiz-Reaktions-Modell, das im Behaviorismus seinen bisherigen Höhepunkt erreicht. Die anfängliche Problematisierung von Burnout als Krise der sozialen Berufe schließt direkt an dieses Verständnis an und

hebt den Umfang und die Intensität der psychischen Belastung hervor. In diesem Kontext etabliert sich Ende der 1970er Jahre die Vorstellung einer ‚Burnout-Falle‘, die die strukturellen Zwänge des Berufsfeldes betont. Neben den Anforderungen der sozialen Arbeit werden in diesem Zusammenhang auch bestimmte Charaktereigenschaften der Helfer, insbesondere ihr besonderes Engagement, als Ursache des ‚Ausbrennens‘ betrachtet. Auf diese Weise entsteht das Bild eines Subjekts, das trotz aller Mühe auf der Stelle tritt; auch heute noch bedient man sich gerne der vielgenutzten Metapher des Hamsterrads sowie des Mythos von Sisyphos. Als andere Seite dieser tragischen Figur stößt man auf eine heroische Helferin, die sich ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit in den Dienst von anderen stellt.

Im Rahmen dieser Wissensordnung wird Burnout zur Frage des Leistungsvermögens und damit zum Problem der formalen Arbeitsorganisation. Alles dreht sich um Grenzen der Belastung: Man müsse den Menschen vor der Arbeit und vor sich selbst schützen, heißt es daher. In diesem Zusammenhang erscheint die psychische Erschöpfung als Problem der sozial- und wohlfahrtsstaatlichen Regulierung von Arbeit. Burnout ist jedoch nicht auf die Problematisierung äußerer Arbeitsbedingungen beschränkt – von Beginn an spielt das psychische Innenleben der Betroffenen eine maßgebliche Rolle. Insbesondere der Aufstieg der Motivationstheorien in den 1960er und 70er Jahren sorgt für die Ausbreitung des Glaubens an den inneren Antrieb als wichtigste Grundlage von Produktivität und Wohlbefinden; Themen wie Arbeitszufriedenheit, Gestaltungsfreiheit und Selbstverwirklichung rücken die *Lust* zunehmend ins Zentrum des Diskurses. Mit der positiven Psychologie der Motivation etabliert sich vor allem die Vorstellung, dass die Arbeitskraft im Beruf nicht einfach verausgabt wird, sondern sich durch sinnstiftende Tätigkeiten stetig erneuert. Ab Mitte der 80er Jahre macht sich das in der Problematisierung Burnout ebenfalls bemerkbar: Am wichtigsten sei es, für die investierte Arbeit ausreichend Lob, Anerkennung usw. zurückzubekommen; nur so könne man die ‚Batterien‘ wieder aufladen. Mit dem Aufstieg der kognitiven Psychologie verschiebt sich außerdem das Thema der Belastung auf die Ebene des Subjekts: Burnout ist nicht länger ein kollektives Problem und erscheint vielmehr als Frage der persönlichen Wahrnehmung.

Die Besonderheiten der Strategie des inneren Gleichgewichts treten im Vergleich zu ähnlichen Untersuchungen besonders klar hervor: Die bekannte Diagnose des „unternehmerischen Selbst“ (Rose 1992; Bröckling 2007) rekonstruiert Motivationsprogramme, die jedem Menschen den großen Wurf versprechen; was man will, könne man erreichen, vorausgesetzt man nutze die eigenen Potentiale, entwickle ein Bewusstsein für individuelle Stärken und konzentriere sich auf Lösungen anstatt Probleme. Ein wunderbares Beispiel dafür ist die Technik des Empowerments: Sie transformiert Machtlosigkeit von einer strukturellen Bedingung in ein subjektives Empfinden der Ohnmacht und damit in ein Gefühl, das durch die Veränderung der eigenen Einstellung überwunden werden kann. Asymmetrische Machtverhältnisse werden so zu individuell lösbareren Aufgaben, was die Vorstellung von Interessenkonflikten als Nullsummenspiel zum Verschwinden bringt. Persönliche Ressourcen erscheinen damit nicht länger als begrenzt, sondern werden durch den Einsatz individueller Energien unbegrenzt verfügbar (Bröckling 2007, 180–214). Auch im Rahmen der Problematisierung Burnout begegnen wir einer ‚Anrufung‘ des Menschen als autonomes und eigenverantwortliches Subjekt. Doch die Motive der Durchsetzungskraft und Steigerung werden durch das Paradigma des *Gleichgewichts* ersetzt. Alternativ zum Bild des Menschen, der sich trotz aller Widrigkeiten und gegen jedes Hindernis behauptet, stößt man auf Semantiken der Reflexion und Evaluation – man wird aufgefordert, die Vogelperspektive einzunehmen, um dem ‚Hamsterrad‘ des stressigen Wettbewerbs zu entkommen. Durch das Primat der Balance rückt dabei der effiziente Einsatz vorhandener Ressourcen in den Vordergrund, der dem Versprechen des Wachstums zur Seite gestellt wird.

Die Sprache des Gleichgewichts basiert auf einer Regierungstechnik, die uns teilweise an staatliche Schutzmechanismen der industriellen Moderne erinnert. Unter den gegenwärtigen Bedingungen eines flexiblen Kapitalismus verschiebt sich der Anspruch der Effizienz und Regulierung aber von der gesellschaftlichen und betrieblichen Ebene hin zum Subjekt, das die eigenen Grenzen im Blick behalten müsse. Wie gezeigt wurde, bietet die *kognitive Psychologie* diesbezüglich eine ganze Reihe von Ansätzen, um die Rationalität der Mäßigung in konkrete Handlungsprogramme zu übersetzen. Üblicherweise werden zu diesem



Zweck Modelle entwickelt, die im ersten Schritt die Anforderungen der Arbeit den subjektiven Ressourcen gegenüberstellen; im zweiten Schritt werden die Selbstkenntnis und Selbstkontrolle als wichtigste Instrumente der Arbeit am inneren Gleichgewicht identifiziert. Wichtiger als die bloße Steigerung individueller Ressourcen sei die kontinuierliche Bilanzierung der eigenen Energie vor dem Hintergrund beruflicher Aufgaben. Dem drohenden Burnout wird stets mit dem Ideal der inneren Ruhe begegnet, das auf aktive Mechanismen der Selbststeuerung setzt; die daraus resultierende Sicherheit und persönliche Souveränität gelten als Grundvoraussetzung autonomen und eigenverantwortlichen Handelns. Diese Selbsttechnik ist Teil weitreichenderer gesellschaftlicher Veränderungsprozesse: Im Kontext des fortschreitenden globalen Wettbewerbs werden regulative staatliche Maßnahmen zunehmend abgebaut und die Aufgaben der sozialen Integration verschieben sich in die Bereiche lokaler Lebenswelten (Münch 1997). Ähnlich wie die unternehmerische Subjektivierung lässt sich die Arbeit am inneren Gleichgewicht dabei als Teil einer „Neuerfindung des Sozialen“ (Lessenich 2009) interpretieren: Sozialstaatliche Schutzfunktionen und Versorgungsleistungen werden durch Maßnahmen individueller Aktivierung und Selbstsorge ersetzt, die aufs Engste an die Bedingungen des Marktes angepasst sind. Grundlage dieser Veränderung ist das Primat der persönlichen Wahrnehmung, das die Vermessung und Normierung der Arbeitslast als völlig irrational erscheinen lässt.

Neben der ökonomischen Dimension, die von der kognitiven Evaluation und Bilanzierung ausgeht, bildet die *emotionale Komponente* den zweiten Bestandteil dieses hybriden Subjektivierungsregimes (Reckwitz 2006). Und auch hier zeigen sich interessante Differenzen gegenüber dem Gros der Untersuchungen zum Wandel der Arbeit. Der in den letzten Jahrzehnten entstandene „neue Geist des Kapitalismus“ (Boltanski und Chiapello 2003) zeichnet sich vor allem durch das Versprechen der Selbstverwirklichung aus. Aus der Kritik am etablierten kapitalistischen System, das Menschen, Dingen und Gefühlen ihre Authentizität raube, entwickelte sich ein Diskurs der Kreativität, den heute vor allem die Elite der digitalen Ökonomie, in Gestalt von Unternehmen wie Google oder Amazon, forciert: Im Mittelpunkt steht das schöpferische Potential des

Subjekts; der Grad der Freiheit und persönlichen Entwicklung misst sich an der Möglichkeit des Ausdrucks von Emotionen. Das Programm der Kreativität steht also in direkter Verbindung zur Ökonomie und ist als unternehmerische Ressource unmittelbar an die Steigerungslogik gebunden (Koppetsch 2006; Reckwitz 2012; Illouz 2011) – persönliches Wachstum und der berufliche Erfolg gehen in einer Ökonomie, die auf die Symbolisierung von Einzigartigkeit umgestellt hat, Hand in Hand (Reckwitz 2006, 2017). Entgegen dem Ideal eines authentischen Selbst, „das den eigenen Wünschen und Idealen eigensinnig folgt, notfalls gegen den Widerstand Anderer“ (Reckwitz 2017, 247), kreierte die Problematisierung Burnout jedoch eine Drohkulisse: Wer sich seinen Motiven uneingeschränkt hingibt, riskiere, sich in aussichtslose Situationen zu manövrieren und damit die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren. Vor dem Hintergrund der psychischen Erschöpfung wird somit auch die ‚Ideologie‘ der Selbstverwirklichung durch eine defensivere Haltung ergänzt. An die Stelle dieses großen Projekts treten kleinere Schritte der Selbstfindung, auf denen das ‚Loslassen-Können‘ eine der wichtigsten Techniken darstellt. Gleichzeitig wird erkennbar, wie im Diskurs durchweg vorausgesetzt wird, dass die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung trotz Stress *im* Beruf und nirgends sonst zu finden ist – und genau aus diesem Grund stößt die Arbeit am inneren Gleichgewicht auf so große gesellschaftliche Resonanz.

Gefühle der Unsicherheit und Angst konstituieren also die andere Seite der positiven Psychologie von Kreativität und Motivation. Mit deren Integration in das Selbstmanagement entstehen Strategien der emotionalen Balance, deren wichtigste Referenz die ‚innere Stimme‘ ist. Von ihr ausgehend gilt es, persönliche Ziele und damit verbundene Entscheidungen mit Blick auf negative Gefühle zu bewerten und gegebenenfalls anzupassen. Natürlich bleibt es erstrebenswert, den vielzitierten ‚Flow‘, also eine Art Schaffens- und Tätigkeitsrausch zu erreichen – mindestens genauso wichtig sei es jedoch, das zu berücksichtigen, was aufs Gemüt schlägt. Gleichzeitig dürfen diese neuen Techniken der Anpassung nicht mit dem vergangen Ethos der Konformität verwechselt werden: Die geforderte Selbstsorge ist keine Rückkehr des „außengeleiteten Charakters“ (Riesman 1972), der seine Affekte unterdrückt und nicht aus der Reihe tanzt. Im Rahmen der Arbeit am inneren Gleichgewicht geht

es darum, selbstständig positive wie negative Gefühle zu ergründen, zu kommunizieren und zu bilanzieren. Nur so könne das eigene Leben mittel- und längerfristig in Einklang mit der beruflichen Tätigkeit gebracht werden. Diese Vorstellung des Einklangs bzw. der Harmonie zwischen Mensch und Arbeit – versinnbildlicht durch das populäre Konzept der Work-Life-Balance –, macht Burnout in erster Linie zu einem Beziehungsproblem. Da man weder mit noch ohne die Arbeit leben könne, müssten sich beide Seiten aufeinander zubewegen. In diesem Zusammenhang ist erneut erkennbar, wie die Problematisierung vom Sozialen auf das Individuum übertragen wird: Die Vorstellung äußerer Belastung durch Arbeit verwandelt sich in das Bild einer Beziehung ohne Grenzen, die von Nähe, Vertrauen, Engagement und Kompromissbereitschaft lebt.

### **Gesellschaftstheoretische Einordnung**

Im Anschluss an diese Diagnose stellt sich die Frage nach der gesellschaftstheoretischen Einordnung der Ergebnisse. Ist die Arbeit am inneren Gleichgewicht ‚nur‘ eine Erweiterung des Anspruchs der Selbstökonomisierung oder zeigt sich hier eine anderweitige grundlegende Veränderung sozialer Machtverhältnisse? Und wie steht es um das Verhältnis der Arbeit am inneren Gleichgewicht und der zunehmend marktförmig organisierten Gesellschaft der Gegenwart? Der Abbau sozialer Sicherungssysteme ab den 1980er Jahren wurde von einer Semantik der Eigeninitiative und individuellen Stärke forciert, die den Staat und dessen bürokratische Strukturen bis heute immer wieder als Gegner aufbaut (Rose 1996b; Kaufmann 1997). Anstatt der folgsamen Bürgerin konstruiert das neoliberale Regime ein Subjekt, das der persönlichen *Gestaltungsmacht* vertraut. In einer „Gesellschaft von Unternehmern“ (H. Pongratz 2008), die Aktivität, Risikobereitschaft und Durchsetzungskraft von jedem einfordert, wird jedoch auch das individuelle Scheitern an diesen Ansprüchen zwangsläufig zur kollektiven Erfahrung. Die Ausweitung unternehmerischer Handlungskompetenzen auf immer breitere Teile der Beschäftigten ist somit wohl die wichtigste Entstehungsbedingung der psychischen Erschöpfung. Das unternehmerische Pathos verliert im Kontext der gesellschaftlichen Problematisierung von stressbedingten Erschöpfungserscheinungen in jedem Fall an Strahlkraft und Plausibilität – die

massenhafte wissenschaftliche wie öffentliche Thematisierung beruflicher Krisen deutet auf Brüche in der gängigen Erfolgsgeschichte hin.

Vor dem Hintergrund der anhaltenden Dominanz psychologischer Expertise bleibt die Debatte jedoch weitgehend an die bestehende Herrschaftsordnung gebunden: Denn in Ergänzung zu vorhandenen Motivationsprogrammen hat die Psychologie schon seit längerem Strategien entwickelt, die negative Erfahrungen aufgreifen, systematisieren und in eine Sprache der Selbstsorge übersetzen. Der Diskurs kreist daher nach wie vor um die subjektive Welt der Emotionen, während die gesamtgesellschaftliche Thematisierung von Arbeitsumfang und Belastung beiseitegeschoben wird. Die Subjektivierungsform der inneren Balance verzamelt *individuelle Strategien der Anpassung*, die als Techniken der Sicherheit den unterschiedlichen Programmen der Selbstoptimierung zur Seite gestellt werden. Nun ist der Mensch nicht mehr nur seines eigenen Glückes Schmied, sondern wird auch zum Manager eigener Lebenskrisen. Nach dem neoliberalen ‚Rausch‘ der letzten Jahrzehnte und dem Traum von einer Gesellschaft der Unternehmer lässt sich die Arbeit am inneren Gleichgewicht somit als eine Art Selbstschutz im Angesicht immer häufigerer Erfahrungen des Scheiterns interpretieren. Während die Figur der enthusiastischen Unternehmerin ein Narrativ von und für Gewinnerinnen darstellt, richtet sich die Sprache der persönlichen Balance darüber hinaus auch an all diejenigen, die nicht aufgeben oder zumindest im Spiel bleiben wollen.

Insbesondere in Studien zum persönlichen Umgang mit der wirtschaftlichen Liberalisierung und Deregulierung deutet sich diese andere Seite unternehmerischer Subjektivierung vielfach an. Eines der prominenten Beispiele ist Sennetts *Der flexible Mensch*, ein Buch, das nicht die Ideale der Managementliteratur in den Blick nimmt, sondern Probleme und Konflikte, die sich aus der alltäglichen Orientierung an diesen Imperativen ergeben. Besonders interessant ist die Darstellung des ersten Interviewpartners, einem Aufsteiger mit italienischen Wurzeln: Er „verachtet Leute, die ‚Dienst nach Vorschrift‘ machen und den Schutz der Bürokratie suchen“ und ist „der Überzeugung, man müsse offen für Veränderungen sein und Risiken eingehen“ (Sennett 1998, 19). Die steile Karriere des Protagonisten und seiner beruflich ebenso erfolgreichen Ehefrau sei aber, so Sennett, ständig begleitet von „der Angst, die Kontrolle

über das eigene Leben zu verlieren“ (Sennett 1998, 21). Diese Ängste werden mit den wechselnden Interessen von Kunden in Verbindung gebracht und als Problem der ständig schwankenden Bedingungen des Marktes wahrgenommen. Sennett beschreibt das dabei vorherrschende Gefühl seiner Untersuchungsobjekte als „Drift“ – anstatt auf der Welle des Erfolgs zu reiten, treibt man vor sich hin, ohne selbst Einfluss auf den Kurs zu haben. Meine Untersuchung hat gezeigt, dass die Psychologie seit Jahrzehnten damit beschäftigt ist, derartige Unsicherheiten und damit verbundene Pathologien in neue positive Subjekttechniken zu verwandeln. Mit der Arbeit am inneren Gleichgewicht wird dabei ein „flexibles Selbst“ (Brandtstädter 2006) hervorgebracht, das entweder in der Lage ist, großen Stress zu vermeiden, oder lernt, ohne Angst mit ihm umzugehen. Das auf diese Weise konstruierte Idealsubjekt entspricht einem Menschen, der sich je nach Situation neu ausrichtet und dabei die innere Ruhe behält. Die zunehmende Bedeutung solcher Strategien der persönlichen Balance äußert sich nicht nur im Umgang mit bestehenden psychischen Problemen, sondern vor allem auch im Bereich der Prävention: So zeigt ein genauer Blick auf das Konzept der Resilienz, dass die psychische Widerstandsfähigkeit vor allem als Resultat individueller Anpassungs- und Steuerungsmechanismen verstanden wird (Bröckling 2017, 113–39).

Die Arbeit am inneren Gleichgewicht ist also eine gegenwärtig weit verbreitete Form der Regierung von Arbeit und Psyche, mit der die individuelle Anpassungsfähigkeit an die Bedingungen des Marktes forciert wird. Cornelia Koppetsch spricht in diesem Zusammenhang sogar von der „Wiederkehr der Konformität“ als „plausible Bewältigungsstrategie angesichts von Unsicherheiten und Ängsten“ (Koppetsch 2013, 10). Dabei muss aber nochmals betont werden, dass es sich hier nicht einfach um eine Rückkehr bürgerlicher Moralvorstellungen handelt. Das Etablieren persönlicher Routinen, die in der therapeutischen Literatur so häufig betont werden, ist ein aktiver Prozess und dient als Instrument zur Arbeit am inneren Gleichgewicht; wenn die Welt da draußen sich ständig verändert und dadurch immer stressiger wird, dann müsse das Selbst Institutionen aufbauen, um für die nötige Sicherheit zu sorgen – auch das ‚Spießig-Sein‘ wird damit zur Coping-Strategie in turbulenten Zeiten. Der Diskurs der Erschöpfung stellt also keine grundlegende Neuausrichtung

gegenwärtiger Selbst- und Fremdbilder dar und lässt sich vielmehr als andere Seite neoliberaler Subjektivierungsweisen interpretieren. Dem Bild des enthusiastischen Machers wird das Ideal der inneren Balance zur Seite gestellt, das vor dem Hintergrund psychologischer Krisenszenarien zum Erhalt der eigenen Arbeitsfähigkeit dient. Gleichzeitig wird damit auch zur gesellschaftlichen Stabilisierung einer Herrschaft des Marktes und Wettbewerbs beigetragen.

### **Die Hegemonie psychologischer Expertise**

Das Konzept der Hegemonie wird häufig vorschnell in den Ring geworfen, wenn es darum geht, die Allgegenwart des Neoliberalismus zu kritisieren. Am Ende des Textes bietet sich der Begriff jedoch zur Benennung zweier sozialer Konstellationen an, die sich im Laufe der Analyse herauskristallisiert haben: erstens die Dominanz einer politisch vermeintlich neutralen wissenschaftlichen Expertise im Bereich von Arbeit und Gesundheit, einem Feld, das bisher noch wesentlich durch die politische Oppositionen von Links und Rechts geprägt war; zweitens die Macht eines psychologischen Diskurses, der Interessenkonflikte in Probleme des Humankapitals und der persönlichen Gefühlswelt verwandelt. Beide Herrschaftseffekte, der der Wissenschaft im Allgemeinen und der der Psychologie im Besonderen, sind eng miteinander verwoben und wurden als Veränderungen im *Feld der Expertise* dargestellt. Das theoretische Modell richtet sich bewusst gegen die Tendenz zur deskriptiven Herangehensweise in Teilen der Wissenschaftssoziologie und forciert den Dialog mit historischen und sozialtheoretischen Ansätzen. Auf diese Weise gerät die Verbindung zwischen den Machtverhältnissen in und jenseits des akademischen Feldes in den Blick.

Mithilfe dieses theoretischen Ansatzes wird verstehbar, dass die Macht der Psychologie nicht auf dem Prinzip der Professionalisierung beruht. Dem Fach fehlt ein Ort, der der Klinik oder dem Gericht gleicht und soziale Hierarchien sowie berufliche Zuständigkeiten qua Zugang festschreibt. Im Unterschied zu den klassischen Professionen des Rechts und der Medizin ist das Tätigkeitsfeld des psychischen Wohlbefindens flexibler und offener organisiert. Dieses institutionelle Setting macht sich in Form einer besonders hohen Anpassungsfähigkeit der Psychologie in den unterschiedlichen historischen Phasen bemerkbar: Als

Begleitwissenschaft stellt sie sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts dem Projekt der industriellen Rationalisierung zur Seite und entwickelt mit der Psychotechnik ein Regierungsprogramm im Dienste des Fordismus. Zu dieser Zeit existiert die Vorstellung des Subjekts als „reizbare Maschine“ (Sarasin 2001), ein Menschenbild das die *Arbeitsbelastung* ins Zentrum der Problematisierung rückt. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts sind die Vertreter des Fachs also vorrangig damit beschäftigt, Modelle der gesellschaftlichen und technischen Integration in die Psychologie zu übersetzen. Die Psychotechnik, die menschliches Verhalten als Reaktion auf äußere Arbeitsbedingungen deutet, schafft es sogar kurzzeitig, die Fabrik in ein Labor zu verwandeln und dort als Instrument einer rationalen und ergonomischen Arbeitsorganisation in Erscheinung zu treten.

Die Psychotechnik hat jedoch von Beginn mit heftigem Widerstand, insbesondere von Seiten der Arbeiterbewegung, zu kämpfen – sie gilt, wie der Taylorismus, als Motor der Ausbeutung und Entfremdung. Sie reagiert auf diese Angriffe durch eine Symbolisierung der Wertneutralität und Wissenschaftlichkeit, was ihren Niedergang jedoch nicht aufhalten kann. Das Ende dieses Projekts ist nun keinesfalls das Resultat einer antiwissenschaftlichen Grundhaltung; ebenso wenig handelt es sich um das Ergebnis eines gesellschaftlichen Aufklärungsprozesses, der den pseudowissenschaftlichen Irrglauben ersetzt. Stattdessen erfindet sich die Psychologie in der Mitte des letzten Jahrhunderts neu und wird zu einer Leitwissenschaft und einem der wichtigsten Träger gesellschaftlicher Wandlungsprozesse. Bereits mit dem Aufkommen der Human Relations Bewegung und spätestens mit der Entstehung der ersten Motivationstheorien geraten die Arbeitsbedingungen in den Hintergrund und die *individuelle Lust* an der Arbeit rückt ins Zentrum des disziplinären Selbstverständnisses. Während die Soziologie bis heute damit beschäftigt ist, die pathologischen Konsequenzen einer entfesselten Wirtschaft zu kritisieren, beteiligt sich die Psychologie aktiv an der Konstitution des gegenwärtig vorherrschenden Subjektverständnisses. Die institutionelle Schwäche der Psychologie und ihre prekäre Position zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften werden in diesem Zusammenhang zu einer Stärke und versetzen das Fach in die Lage, die Kritik an der industriellen Massenproduktion aufzugreifen und in die eigenen theoretischen Modelle zu implementieren.

Der Aufstieg der Motivationstheorien und positiven Psychologie lässt sich in diesem Zusammenhang als wissenschaftliches Pendant zur „Künstlerkritik“ (Boltanski und Chiapello 2003) der *counter culture* in den 1960er und 70er Jahren interpretieren. Die Empörung ob der Unterdrückung von Freiheit und Kreativität ist zur damaligen Zeit in aller Munde und gehört bis heute zum guten Ton im alternativen Milieu. Sie ist jedoch keine Erfindung der 68er, sondern hat eine Reihe ideengeschichtlicher Vorläufer, die sich – wie unter anderem Foucault gezeigt hat (1986a, 1986b) – bis in die Antike zurückverfolgen lassen. Mit dem Aufstieg des Kapitalismus geht eine massive Ausbreitung dieser individualistischen Moral der Freiheit und Lust einher, „in der der Mensch zugleich Gläubiger und Gott ist“ (Durkheim 1986, 65). Im Rahmen der psychoanalytischen Tradition erfährt der radikalisierte Selbstbezug dann erste wissenschaftliche Legitimation. Die Wirtschaftspsychologie greift das Erbe der Lust auf, kultiviert es und trägt es in alle Bereiche unseres Lebens – insbesondere in die Arbeitswelt. Die „Künstlerkritik“ der 68er, ihr Aufruhr gegen die bürgerlichen Restriktionen individueller Leidenschaft, ist daher ebenfalls Bestandteil einer graduellen Machtverschiebung im Feld der Expertise, deren wichtigste performative Kraft die Theorie der Motivation darstellt. Durch das Konzept der Motivation wird die Freiheit, die sich ursprünglich gegen die Macht der Ökonomie richtet, zu *dem* konstitutiven Moment der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Die Psychologie kann in diesem Liberalisierungsprozess eine so zentrale Rolle einnehmen, da sie sich in enger Verbindung zur Wirtschaft und jenseits der staatlichen und professionellen Herrschaft etabliert hat. Aus diesem Grund ist sie heute in der Lage, die rechtliche Regulierung der Arbeitsbelastung in Frage zu stellen und die medizinische Versorgung psychisch Kranker mit unterschiedlichen Programmen der Selbstsorge herauszufordern.

Der Aufstieg der Psychologie ist also ein exemplarischer Fall der Bewegung weg vom staatlich garantierten Professionalismus hin zu einem Feld der Expertise, in dem Berufsgruppen selbst dafür sorgen müssen, ihre Sicht der Dinge am Markt durchzusetzen. In diesem Kontext wird Macht weniger durch Ausschluss sowie soziale Hierarchien generiert und primär durch Prozesse der *Übersetzung* hergestellt (Callon 1986). Im Falle Burnout zeigt sich das in nahezu idealtypischer Weise:



Die ursprüngliche Problematisierung entsteht in den 1970er Jahren im Feld der sozialen Berufe, einem Bereich, der selbst von pädagogischen und psychologischen Praktiken der Selbsthilfe durchdrungen ist. Bereits hier taucht das Motiv des inneren Gleichgewichts auf: Die Sorge für Menschen wird als psychisch sehr belastend und gleichermaßen als besonders erfüllend beschrieben; Burnout gilt als Problem der Reziprozität zwischen Helfern und Klientinnen. Im Zuge der ‚Demokratisierung‘ des Konzepts in den 80er Jahren – also der Ausweitung auf immer mehr Berufsfelder – nimmt sich der Mainstream der psychologischen Forschung des Themas an. Das Engagement der Sozialarbeiter wird durch den Begriff der Motivation ersetzt, die reziproken Verhältnisse verwandeln sich in Austauschbeziehungen. Auf diese Weise entwickelt sich Burnout zu einer Frage des Humankapitals und individuellen Ressourcenmanagements. Es wird zur Aufgabe eines jeden Einzelnen, die Arbeitsbelastung durch Momente der Lust auszugleichen und so an der persönlichen Energiebilanz zu arbeiten.

Im akademischen Feld wird dabei direkt an die Beschreibungen Betroffener angeschlossen – die Burnout-Forschung geriert sich nicht als abstrakte Spezialwissenschaft, sondern als „language of the people“ (Maslach et al. 2001, 398). Darüber hinaus steht der wissenschaftliche Diskurs in unmittelbarer Beziehung zu Techniken der Selbstsorge, der betrieblichen Prävention und dem Feld der Beratung, in dem Forscherinnen als Coaches in Erscheinung treten. Die gegenwärtige Attraktivität solcher Programme der Hilfe zur Selbsthilfe ist bekannt und in unterschiedlichen Untersuchungen rekonstruiert worden (Traue 2010; Glaser 2016). Meine Analyse zeigt, dass die Verbreitung dieser Strategien in Alltag und beruflicher Praxis die wichtigste Bedingung für die Deutungsmacht psychologischer Expertise darstellt. Vor allem der Stressbegriff verbindet die öffentliche, wirtschaftliche und wissenschaftliche Problematisierung der Erschöpfung und sorgt dafür, dass das Dispositiv des inneren Gleichgewichts in all diesen Bereichen gleichermaßen Fuß fasst. Insbesondere das Stresskonzept ist so ubiquitär, dass es weit über den Bereich der Gesundheit hinausreicht und sogar in der Finanzwirtschaft Verwendung findet: So werden heute selbst Banken Stresstests ausgesetzt, die dafür sorgen sollen, dass Unternehmen zukünftig ihre Verluste durch eigene Ressourcen ausbalancieren. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung

eines Finanzmarktes, der sein Gleichgewicht nicht mit Hilfe staatlicher Kontrolle, sondern durch das verantwortliche Handeln der beteiligten Kreditinstitute herstellt. Diese Parallele zum Markt und der Glaube an dessen ordnende Funktion sollen nochmals deutlich machen, dass die Arbeit am inneren Gleichgewicht in keiner Opposition zur wirtschaftsliberalen Agenda steht. Der *gesellschaftliche Umgang mit Stress und Burnout* ist vielmehr Ausdruck einer neoliberalen Hegemonie, die sich vor dem Hintergrund der Zunahme psychischer Krisen neu ausgerichtet hat.

Das heißt aber auch nicht, dass alles bleibt wie es ist, sondern dass die beschriebenen Veränderungen maßgeblich durch diese Herrschaftsform geprägt sind. Das theoretische Modell des Felds der Expertise trägt dabei dem Umstand Rechnung, dass in Zeiten der ‚Wissensgesellschaft‘ viele Dinge bereits entschieden sind, bevor der Prozess der politischen Auseinandersetzung überhaupt einsetzt. Zu Anfang der Problematisierung ist die psychische Erschöpfung noch an Fragen der Verteilung von Arbeit und an das Thema der Gerechtigkeit gebunden: Burnout gilt als Aufschrei einer Berufsgruppe, die die Arbeitsbedingungen und gesellschaftliche Anerkennung innerhalb des sozialen Sektors kritisiert. Ab dem Moment aber, in dem Burnout den Weg in den akademischen Diskurs findet, ist das Phänomen von der Motivationstheorie und positiven Psychologie umgeben. In Koalition mit dem Feld der Beratung entsteht so das Dispositiv des inneren Gleichgewichts – eine Strategie, die heute auch innerhalb der öffentlichen Debatte Deutschlands den Ton angibt. So wird etwa die gewerkschaftliche Forderung nach Erweiterung des Arbeitsschutzes durch diese psychologische Expertise marginalisiert, mit der sich der Konflikt zwischen Arbeit und Kapital in eine Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Beruf verwandelt – Ausbeutung wird zu einem Problem der Gefühle, der individuellen Ressourcen und der persönlichen Balance.

Das Feld der Expertise dient in dieser Untersuchung somit als analytisches Werkzeug einer *politischen Soziologie wissenschaftlichen Wissens*: Die Berücksichtigung von Laien und Interessengruppen als Publikum und Bestandteil der akademischen Wissensproduktion ermöglicht es, die „Fabrikation der Erkenntnis“ (Knorr-Cetina 1991) als soziale Bewegung zu begreifen, in der unterschiedliche Akteure, Institutionen und

Deutungsangebote zusammengebracht und in einen wirkmächtigen Diskurs transformiert werden. Das Aufbrechen der Unterscheidung von Wissenschaft und Gesellschaft (Latour 2010) macht die politische Bedeutung psychologischer Expertise sichtbar, die einen großen Teil des Problemfeldes der psychischen Erschöpfung beherrscht. Das Dispositiv des inneren Gleichgewichts bildet den Hintergrund, vor dem sich selbst die Medizin, als *die* etablierte Profession im Bereich Krankheit und Gesundheit, rechtfertigen muss. Und auch hier greifen diverse Prozesse der Übersetzung, durch die sich der Interventionsbereich psychologischer Expertise sukzessive ausweitet: Burnout wird von Seiten der Medizin als Risikofaktor oder sogar berufsbedingte Ausprägung der Depression beschrieben. Diese Argumentationsweise ist Ausdruck einer Normalisierung psychischer Störung und eines graduellen Gesundheitsverständnisses, das auch die Psychiatrie erreicht hat. Der Wahnsinn ist nicht länger die andere Seite der Vernunft (Foucault 1969), sondern ein Problem der emotionalen Balance; psychisch kranke Menschen leiden an einer Störung der Affekte, die ihnen die Arbeit am inneren Gleichgewicht erschwert oder sogar unmöglich macht. Dementsprechend ist der Diskurs vor allem durch das Spannungsfeld zwischen der nötigen Sensibilität und der Gefahr einer ‚Inflation‘ psychischer Krankheiten gekennzeichnet. Die Medizin sieht sich vor diesem Hintergrund einer doppelten Kritik ausgesetzt: Erstens stigmatisiere sie Menschen als schwach und beraube sie so der Möglichkeit, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Zweitens wird der Psychiatrie eine zunehmende Pathologisierung der Gesellschaft vorgeworfen; sie Sorge dafür, dass es kaum noch normale Menschen gebe und gefährde damit die Grundwerte der Autonomie. Wie gezeigt wurde, ist die Soziologie ebenfalls Stimme dieser Kritik und geißelt den Machtmissbrauch der Profession, die aus Eigeninteresse immer mehr behandlungsbedürftige Leiden ‚erfinden‘ würde (Conrad 2008; Horwitz und Wakefield 2007).

Die Psychiatrie reagiert auf beide Vorwürfe nicht mit Ablehnung, sondern durch gezielte Anpassung und Erweiterung der eigenen Deutungsweisen: Medizinerinnen geben im Rahmen der Problematisierung Burnout die klare Unterscheidung zwischen Krankheit und Gesundheit auf und treten häufiger im Feld der gesundheitlichen Beratung in Erscheinung – dort sprechen sie die Sprache des inneren Gleichgewichts.

Selbstsorge, Coaching, Therapie und medikamentöse Behandlung stecken somit ein Kontinuum der Intervention ab, das je nach Ausmaß des emotionalen Ungleichgewichts in Anspruch genommen wird. Auch die öffentlichen Darstellungen von Betroffenen zeigen, wie der Einsatz von Medikamenten meist als erster Schritt in Richtung Aktivierung verstanden wird. Sogar im Bereich der gesellschaftlichen Kommunikation hat die Medizin die neuen diskursiven Rahmenbedingungen in ihr Selbstverständnis integriert. Die ‚Granden‘ des Feldes treten in der Öffentlichkeit als Kritiker der Medikalisierung auf, warnen vor der Inflation psychiatrischer Diagnosen und inszenieren sich als „Beschützer des Normalen“ (Frances 2014). Neben ihrer klassischen Aufgabe, der Diagnose und Behandlung von Krankheiten, übernimmt die Medizin somit die Funktion der *gesellschaftlichen Steuerung von Krankheit und Gesundheit* – sie beobachtet die Wirkung ihrer eigenen Diagnosepraxis und warnt vor der ‚Inflation‘ psychischer Störungen. Mit der zunehmenden Ausbreitung psychischer Leiden und vor dem Hintergrund der Schwächung des sozialstaatlichen Versorgungssystems beugt sich also auch die Psychiatrie dem ökonomischen Primat. Dies lässt sich zusammenfassend als Ausdruck der schwindenden Akzeptanz professioneller Herrschaft interpretieren – in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Konstellation sind Experten zunehmend zu einem „professionellen Erwartungsmanagement“ (Atzeni 2016) und der öffentlichen Darstellung der eigenen Kompetenz (Pfadenhauer 2003) gezwungen.

### **Die Rolle der Soziologie und der Kritik**

Im Rahmen der *Arbeit am inneren Gleichgewicht* ist Stress weniger ein Problem der äußeren Belastung als vielmehr eine Frage der persönlichen Wahrnehmung und des eigenen Umgangs mit beruflichen Anforderungen – auf der einen Seite geht es um die genaue Kenntnis der Gefühle, auf der anderen um das individuelle Ressourcenmanagement. Was jedoch fehlt, ist der geteilte Maßstab, der aus dem subjektiven Leiden ein gesellschaftliches Problem macht. In der öffentlichen Debatte ist zwar immer wieder von einer ‚Volkskrankheit‘ oder ‚Epidemie‘ die Rede, doch diese Deutungsweisen sind klar von der Vorstellung persönlicher Krisen überlagert. In gewisser Hinsicht hat das rekonstruierte psychologische Dispositiv im gegenwärtigen Kapitalismus die Rolle der Kritik

übernommen oder gar monopolisiert (Boltanski und Thévenot 2007; Boltanski und Chiapello 2003). Immer dann, wenn die Selbstoptimierung an ihre Grenzen stößt, wird das persönliche Wohlbefinden ins Spiel gebracht. Die Arbeit am inneren Gleichgewicht fordert den Menschen dazu auf, sich den äußeren Anforderungen zu entziehen, sobald sie den eigenen Bedürfnissen widersprechen. Die therapeutische ‚Sorge um sich‘ stellt die Selbstoptimierung in Frage, begreift die psychische Erschöpfung aber dennoch als individuelles Problem. Nicht die Bedingungen müssten sich ändern, man solle vielmehr auf die ‚innere Stimme‘ hören, mit einer anderen Haltung an die Sache herangehen und gewisse Routinen etablieren. Das deckt sich mit der kultursoziologischen Diagnose einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Reckwitz 2017), in der allgemeine Bedingungen guter Arbeit verschwinden und stattdessen die Profilierung des Selbst zur wichtigsten äußeren und inneren Referenz wird. Mit dem Bezug auf sich selbst will man dem Druck des Marktes entgehen, bleibt jedoch durch den Zwang zur fortschreitenden Anpassung an dessen Bedingungen gebunden.

Die soziologisch inspirierte Kritik an den strukturellen Problemen des Kapitalismus ist von diesem Ethos der Selbstsorge teilweise aufgesogen und damit verdrängt worden. Aus diesem Grund hat die Soziologie ihre Funktion als Instanz gesellschaftlicher Reflexion über gute Arbeit weitgehend eingebüßt. Das Konzept Burnout ist das beste Beispiel: Mit seinen zentralen Symptomen der Erschöpfung und Distanzierung schließt es geradezu paradigmatisch an die Marxschen Begriffe der Ausbeutung und Entfremdung an – und dennoch hat die Psychologie die Krise der Sozialarbeit in kürzester Zeit und ohne größere Schwierigkeiten in ein Problem des inneren Gleichgewichts verwandelt. Der gegenwärtige Diskurs der Arbeit und Erschöpfung wird also von einem *homo oeconomicus* und einem *homo psychologicus* dominiert: Während die eine Seite der Herrschaft durch das Bild der Selbstoptimierung und Selbstverwirklichung geprägt ist, kommt im Zuge der Problematisierung Burnout die andere Seite ans Licht, die heute die Rolle des kritischen Gegenübers spielt. Anstelle der Steigerung wird hier eine „Ethik der Sorge um sich“ (Foucault 1986a) propagiert, bei der es um die Reflexion und den kontrollierten Umgang mit der eigenen Lust geht. Der Schlüssel zu Glück und Wohlbefinden besteht darin, zu wissen, wann es sich lohnt, alles aus sich

herauszuholen, und in welchen Fällen man sich im Dienste der eigenen Gesundheit besser zurückhält.

Diese Wissensordnung hat den *homo sociologicus*, also die Idee des Menschen als durch gesellschaftliche Umstände bedingtes Wesen (Dahrendorf 1965), weitgehend zum Verschwinden gebracht. Die Vorstellung von Strukturen, die – als Sinn, Solidarität, Kapital, usw. – jenseits des Menschen existieren, hat sich zwar nicht völlig in Luft aufgelöst, wird jedoch heute vom Subjekt aus gedacht – an die Stelle der durch Institutionen gesicherten äußeren Ordnung tritt das Dispositiv des inneren Gleichgewichts. In diesem Zusammenhang hat die Soziologie nicht nur ihren gesellschaftlichen Status eingebüßt; es zeigt sich, dass sogar kritische Positionen innerhalb des Faches zunehmend von einer „Ethik der Sorge um sich“ geprägt sind. Ein Beispiel dafür ist Hartmut Rosas kürzlich erschienenenes Werk *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehungen* (Rosa 2016), ein Buch, das innerhalb wie außerhalb der Soziologie einiges an Aufmerksamkeit erregt hat. Der Text beschreibt sich selbst als Fortsetzung der Kritischen Theorie, erteilt der Vorstellung sozio-ökonomischer Zwänge aber dennoch eine klare Absage. Stattdessen kreist die Argumentation um die Beziehung zwischen Subjekt und Umwelt und ergründet, ganz ähnlich wie das Genre der psychologischen Ratgeber, die Bedingungen eines „guten Lebens“. Die Realisierung dieses guten Lebens konkretisiert Rosa mit dem Begriff der Resonanz, einer Art Gegenentwurf zur Entfremdung. In Fällen der Resonanz entstehe laut Autor „das, was Sozialpsychologen *intrinsisches Interesse* nennen“ – der Mensch sei motiviert und tue Dinge „um ihrer selbst willen“. Um dies zu ermöglichen, sei es wichtig, dass die „*Selbstwirksamkeitserwartungen* intakt sind“, so Rosa; man müsse das Gefühl haben, „in den jeweiligen Sphären etwas erreichen oder bewegen zu können“ (Rosa 2016, 24f.). Dieses Beispiel deutet an, dass gegenwärtig sogar für eine Soziologie in der Tradition der Kritischen Theorie, die wie kaum ein anderes Paradigma am Primat sozialer Strukturen orientiert ist, das psychologische Vokabular an Attraktivität gewonnen hat – die Probleme der Ausbeutung und Entfremdung verwandeln sich so in ein Leben auf der Suche nach Resonanz.

Während sich die Psychologie Anfang und Mitte des 20. Jahrhunderts noch der Soziologie zuwendet und mit der Human Relations Bewegung soziale Fähigkeiten ‚entdeckt‘, hat sich das Verhältnis heute ins

Gegenteil verkehrt. Vor diesem Hintergrund erscheint mir Rosas Werk aus zweierlei Gründen interessant: *erstens* als Zeitdiagnose, die deutlich macht, dass der Imperativ des Wachstums in der Moderne mit dem Versprechen einhergeht, die Früchte dieser Arbeit auch genießen zu können. Im Unterschied zu Rosa sehe ich in der gesellschaftlichen Suche nach Resonanz jedoch keine „Postwachstumsgesellschaft“ aufziehen, die sich gegen die Steigerungslogik richtet. Stattdessen scheint mir die Resonanz das soziologische Moment innerhalb des Diskurses des inneren Gleichgewichts zu sein – denn es handelt sich um ein Konzept, das nahtlos an das Ethos der Selbstsorge anschließt. *Zweitens* ist Rosas Fokus auf die individuelle „Weltaneignung“ und „Welterfahrung“ Spiegelbild dessen, was in öffentlichen Debatten gegenwärtig anschlussfähig ist. Ich denke nicht, dass der Begriff der Ideologie mit Blick auf die soziale Wirklichkeit heute wesentlich weniger plausibel ist als noch vor 50 Jahren – weder waren die Menschen in den 60ern und 70ern nur folgsame Schafe noch sind wir nunmehr völlig selbstbestimmte Individuen. Doch wer heute das Wort Ideologie in den Mund nimmt, der wird beim Publikum das Gefühl erzeugen, nicht ernst genommen oder gar bevormundet zu werden. Der Geist der Emanzipation, so ließe es sich etwas überspitzt sagen, existiert nicht mehr als gesellschaftliches Projekt, sondern nur noch in einer individualisierten Variante. Wer nichts zu den Gefühlen und Erfahrungen der Unterdrückung zu sagen hat, der disqualifiziert sich in der Öffentlichkeit von Anfang an.

Diese *Macht der Emotionen* hat sich in jüngerer Vergangenheit auch im Bereich politischer Debatten eingeschlichen. Gerade wenn es um den Aufstieg rechter Parteien in Europa und den USA geht, dominieren psychologische Deutungen diffuser Ängste alle anderen Interpretationsangebote. Doch den sogenannten ‚Populismus‘ als irrationalen Fehlglauben einer verunsicherten Masse darzustellen, fällt weit hinter das Potential soziologischer Diagnosen zurück. In einer Zeit, in der die kulturellen Distinktionen an Klarheit verloren haben und sich hier im besten Fall nur noch ‚feine Unterschiede‘ identifizieren lassen, kommt der Artikulation der Gefühle stattdessen eine zunehmende Bedeutung im Kontext sozialer Schichtung und Differenzierung zu. Wer selbstbewusst ist, sich begeistern und andere mitnehmen kann, steht ganz oben in der sozialen Hierarchie – unten versammeln sich dagegen die Ängstlichen und

Erschöpften. In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass sich die Bedeutungsmuster rund um das Burnout abhängig von der beruflichen Position signifikant unterscheiden. So wird Burnout in deutschsprachigen Wirtschaftsmagazinen auf der Ebene des Managements überwiegend als handhabbares Problem der individuellen Balance beschrieben: Aus der psychischen Erschöpfung „leitet sich die Maßgabe ab, sich für entsprechende Anzeichen stärker zu sensibilisieren und frühzeitig auf sie zu reagieren“ (Pohlmann et al. 2017, 34f.). Auch bei der Problematisierung auf Seiten der Belegschaft dominiert die Sprache des inneren Gleichgewichts, doch statt der Motivation rückt hier „das subjektive Erleben der erhöhten Arbeitsbelastung“ (Pohlmann et al. 2017 35) in den Vordergrund. Dementsprechend werden den Betroffenen wesentlich weniger Freiheiten und Handlungsmöglichkeiten zugeschrieben und es finden sich dort auch kritische Stimmen gegenüber der Unternehmensführung. Dass eine solche Konstellation keinen Ausgangspunkt einer Politisierung bietet, liegt an der Hegemonie des psychologisch-ökonomischen Dispositivs – als ‚Interesse der herrschenden Klasse‘ wird der Anspruch der Selbstsorge verallgemeinert und auf die gesamte Belegschaft übertragen.

Was heißt das nun abschließend für die Rolle der Soziologie und den Anspruch der Kritik? In journalistisch-psychologisierender Manier könnte man dem Fach selbst ein Burnout unterstellen – seine Vertreterinnen mühen sich ab, doch der Glanz vergangener Tage lässt sich nicht mehr herstellen. Als Coach würde man den Betroffenen eine gehörige Portion Selbstbewusstsein verordnen und sie dazu auffordern, sich der eigenen Stärken zu besinnen. Als Michael Burawoy vor gut zehn Jahren die „öffentliche Soziologie“ (2005) propagiert, formuliert er jedoch alles andere als ein bloßes Empowermentprogramm. Burawoy diagnostiziert vor allem die Lücke, die zwischen dem soziologischen Diskurs und öffentlichen Debatten klafft. Für den amerikanischen Soziologen gehört zum Aufruf nach mehr Engagement daher immer die Frage nach der eigenen Position in der Gesellschaft. Diese Machtverhältnisse sind nicht nur auf hegemoniale Diskurse beschränkt, sondern beziehen sich auch auf die Verteilungen von ökonomischen und symbolischen Ressourcen im „akademischen Kapitalismus“ (Münch 2011). Um für solche Strukturen zu sensibilisieren, muss eine öffentliche Soziologie immer auch fragen, wohin die Reise unter den gegenwärtigen Bedingungen eigentlich



geht. Denn ein Fach, das sich in den Dienst der ökonomisch-psychologischen Autorität stellt, bewirkt womöglich eher die Abschaffung der Disziplin als die Etablierung eines kritischen Gegengewichts in Wissenschaft und Öffentlichkeit.

## Literatur

- 11Freunde. 2011. „Sportpsycholge Martin Meichelbeck über Burnout und Rangnick: ‚Es kann jeden treffen‘.“ *11Freunde*, 25. Sept. Zugriff: 26.2.18. <https://www.11freunde.de/node/144117>.
- Aachener Zeitung. 2013. „Depressionen im Sport: ‚Einfach nur Mut zu machen, das reicht nicht‘.“ *Aachener Zeitung*, 9. Nov. Zugriff: 26.2.18. <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/region/depressionen-im-sport-einfach-nur-mut-zu-machen-das-reicht-nicht-1.654230>.
- Abbott, Andrew. 1988. *The System of Professions: An Essay on the Division of Expert Labor*. Chicago: University of Chicago Press.
- Al-Omary, Falk S. 2013. „Medialer Erfolg: Wie Gesundheitsthemen Marketing und PR beeinflussen und wie Unternehmen davon profitieren können.“ In *Chefsache Gesundheit. Der Führungsratgeber fürs 21. Jahrhundert*, hrsg. v. Peter Buchenau, 1–18. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Amsterdamska, Olga. 1990. „Surely You Are Joking, Monsieur Latour!“ *Science, Technology, & Human Values* 15 (4): 495–504.
- Andresen, Maike und Markus Göbel. 2009. „Reziprozitätsformen in psychologischen Verträgen. Eine empirische Untersuchung am Beispiel von Auslandsentsandten.“ *Zeitschrift für Personalforschung* 23 (4): 312–35.
- Angermüller, Johannes. 2007. *Nach dem Strukturalismus*. Bielefeld: transcript.
- Apotheken Umschau. 2017. „Burn-out: Körpersignale beachten.“ *Apotheken Umschau*, 21. März. Zugriff: 26.2.18. <http://www.apothekenumschau.de/Depression/Burn-out-oerpersignale-beachten-533669.html>.
- Arches, Joan. 1991. „Social Structure, Burnout, and Job Satisfaction.“ *Social Work* 36 (3): 202–6.
- Argyris, Chris. 1957. *Personality and Organization: The Conflict between System and the Individual*. New York: Harper & Brothers.
- Aronson, Elliot, Ayala M. Pines und Ditsa Kafry. 1983. *Ausgebrannt. Vom Überdruß zur Selbstentfaltung*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Atzeni, Gina. 2016. *Professionelles Erwartungsmanagement: Zur soziologischen Bedeutung der Sozialfigur Arzt*. Baden-Baden: Nomos.
- Ayo, Nike. 2012. „Understanding Health Promotion in a Neoliberal Climate and the Making of Health Conscious Citizens.” *Critical Public Health* 22 (1): 99–105.
- Badische Zeitung. 2013. „Arbeitsleben: Nimmt die Zahl psychisch Erkrankter tatsächlich zu?” *Badische Zeitung*, 25. Juni. Zugriff: 26.2.18. <http://www.badische-zeitung.de/wirtschaft-3/arbeitsleben-nimmt-die-zahl-psychisch-erkrankter-tatsaechlich-zu>.
- Bahlmann, Johannes, Matthias C. Angermeyer und Georg Schomerus. 2013. „Burnout‘ statt ‚Depression‘ – eine Strategie zur Vermeidung von Stigma?” *Psychiatrische Praxis* 40 (2): 78–82.
- Barad, Karen. 2007. *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Barnes, Barry und Donald MacKenzie. 1979. „On the Role of Interests in Scientific Change.” In *On the Margins of Science: The Social Construction of Rejected Knowledge*, hrsg. v. Roy Wallis, 27–49. Keele, Newcastle: University of Keele.
- Bauer, Ullrich. 2007. „Gesundheit im ökonomisch-ethischen Spannungsfeld.” In *Jahrbuch für kritische Medizin*, hrsg. v. Ullrich Bauer, 98–119. Hamburg: Argument.
- Beck, Ulrich und Wolfgang Bonß. 2001. *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich und Christoph Lau. 2004. *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bell, Daniel. 1975. *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Ben-David, Joseph und Teresa A. Sullivan. 1975. „Sociology of Science.” *Annual Review of Sociology* 1: 203–222.
- Bendix, Reinhard. 1960. *Herrschaft und Industriearbeit: Untersuchungen über Liberalismus und Autokratie in der Geschichte der Industrialisierung*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Benetka, Gerhard. 2002. *Denkstile der Psychologie: Das 19. Jahrhundert*. Wien: Wiener Universitätsverlag.

- Benjamin, Ludy. 2007. *A Brief History of Modern Psychology*. Malden, MA: Blackwell Publishing.
- Berger, Mathias, Peter Falkai und Wolfgang Maier. 2012. „Burn-out ist keine Krankheit.“ *Deutsches Ärzteblatt* 109 (14): 700–702, 6. April. Zugriff: 26.2.18. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/124719/Arbeitswelt-und-psychische-Belastungen-Burn-out-ist-keine-Krankheit>.
- Berger, Peter L. 1963. *Invitation to Sociology: A Humanistic Perspective*. Garden City, N.Y.: Anchor.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 2004. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Besley, Tina. 2002. „Social Education and Mental Hygiene: Foucault, Disciplinary Technologies and the Moral Constitution of Youth.“ *Educational Philosophy and Theory* 34 (4): 419–33.
- Binkley, Sam. 2011. „Happiness, Positive Psychology and the Program of Neoliberal Governmentality.“ *Subjectivity* 4 (4): 371–94.
- BKK. 2011. *BKK Gesundheitsreport 2011: Zukunft der Arbeit*. Essen: Schröers-Druck. Zugriff: 26.2.18. [https://www.bkk-achverband.de/fileadmin/publikationen/gesundheitsreport/fruehere\\_gesundheitsreporte/BKK-Gesundheitsreport\\_2011.pdf](https://www.bkk-achverband.de/fileadmin/publikationen/gesundheitsreport/fruehere_gesundheitsreporte/BKK-Gesundheitsreport_2011.pdf).
- Blech, Jörg. 2014. *Die Psychofalle: Wie die Seelenindustrie uns zu Patienten macht*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Bloor, David. 1991. *Knowledge and Social Imagery*. Chicago: University of Chicago Press.
- Blumenthal, Arthur L. 1975. „A Reappraisal of Wilhelm Wundt.“ *American Psychologist* 30 (11): 1081–88.
- Böhme, Gernot und Nico Stehr, Hrsg. 1986. *The Knowledge Society. The Growing Impact of Scientific Knowledge on Social Relations*. Dordrecht u.a.: D. Reidel.
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello. 2003. *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot. 2007. *Über die Rechtfertigung: Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition.

- Bourdieu, Pierre. 1975. „The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason.” *Social Science Information* 14 (19): 19–47.
- . 1987. „Legitimation and Structured Interests in Weber’s Sociology of Religion.” In *Max Weber, Rationality and Modernity*, hrsg. v. Scott Lash und Sam Whimster, 119–36. London: Allen & Unwin.
- . 1991. *Die Intellektuellen und die Macht*. Hamburg: VSA Verlag.
- . 1992. *Homo academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2001. *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2004. *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre und Loïc Wacquant. 1996. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BPtK. 2012. „BPtK-Studie zur Arbeitsunfähigkeit: Psychische Erkrankung und Burnout.” *Bundespsychotherapeutenkammer*, Zugriff: 26.2.18. [http://www.bptk.de/uploads/media/20120606\\_AU-Studie-2012](http://www.bptk.de/uploads/media/20120606_AU-Studie-2012).
- Bracken, Pat und Philip Thomas. 2010. „From Szasz to Foucault: On the Role of Critical Psychiatry.” *Philosophy, Psychiatry, & Psychology* 17 (3): 219–228.
- Brandtstädter, Jochen. 2006. *Das flexible Selbst: Selbstentwicklung zwischen Zielbindung und Ablösung*. Heidelberg: Spektrum.
- . 2011. *Positive Entwicklung: Zur Psychologie gelingender Lebensführung*. Heidelberg: Spektrum.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2013. „Der Mensch als Akku, die Welt als Hamsterrad. Konturen einer Zeitkrankheit.” In *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, hrsg. v. Sighard Neckel und Greta Wagner, 179–200. Berlin: Suhrkamp.
- . 2017. *Gute Hirten führen sanft: Über Menschenregierungskünste*. Berlin: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann und Thomas Lemke. 2000. *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Brown, Mark. 2009. *Science in Democracy. Expertise, Institutions, and Representation*. Massachusetts: MIT Press.
- Bruce, Robert V. 1987. *The Launching of Modern American Science 1846-1876*. New York: Knopf.
- Bruder, Klaus-Jürgen. 2005. „Zwischen Kant und Freud: Die Institutionalisierung der Psychologie als selbständige Wissenschaft.“ In *Die Seele - Ihre Geschichte im Abendland*, hrsg. v. Gert Jüttemann, Michael Sonntag, und Christoph Wulf, 319–339. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Brunnett, Regina. 2009. *Die Hegemonie symbolischer Gesundheit. Eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus*. Bielefeld: transcript.
- . 2013. „Burnout und soziale Anpassung. Stress, Arbeit und Selbst im flexiblen Kapitalismus.“ In *Krankheitskonstruktionen und Krankheitstreiberei*, hrsg. v. Michael Dellwing und Martin Harbusch, 161–75. Wiesbaden: Springer VS.
- Bublitz, Hannelore, Andrea D. Bührmann, Christine Hanke und Andrea Seier. 1999. „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung.“ In *Das Wuchern Der Diskurse. Perspektiven Der Diskursanalyse Foucaults*, hrsg. v. Hannelore Bublitz, 10–21. Frankfurt A. M.: Campus.
- Buchenau, Peter. 2013a. *Chefsache Gesundheit: Der Führungsratgeber fürs 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: Springer Gabler.
- . 2013b. „Gesundheit wird zum Erfolgsfaktor – Unternehmen müssen beim Thema Strategie, Kultur und Führung umdenken.“ In *Chefsache Gesundheit. Der Führungsratgeber fürs 21. Jahrhundert*, hrsg. v. Peter Buchenau, 19–37. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Bude, Heinz. 2014. *Gesellschaft der Angst*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Burawoy, Michael. 2005. „For Public Sociology.“ *American Sociological Review* 70 (1): 4–28.
- Burisch, Matthias. 1989. *Das Burnout-Syndrom: Theorie der inneren Erschöpfung*. Heidelberg: Springer.
- . 2011. „Leer-erschöpft-ausgebrannt.“ *DGUV Forum* 6: 10–13. Zugriff: 26.2.18. [http://www.dguv-forum.de/files/594/11-36-043\\_DGUV\\_Forum\\_6-2011.pdf](http://www.dguv-forum.de/files/594/11-36-043_DGUV_Forum_6-2011.pdf).

- . 2014. *Das Burnout-Syndrom Theorie der inneren Erschöpfung*. Heidelberg: Springer Medizin.
- Büssing, André, und Klaus-M. Perrar. 1992. „Die Messung von Burnout. Untersuchung einer deutschen Fassung des Maslach Burnout Inventory (MBI-D).“ *Diagnostica* 38 (4): 328–53.
- Callon, Michel. 1986. „Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St. Brieuc Bay.“ *The Sociological Review* 32: 196–223.
- . 1998. „Introduction: The Embeddedness of Economic Markets in Economics.“ *The Sociological Review* 46 (S1): 1–57.
- Callon, Michel, und Bruno Latour. 1981. „Unscrewing the Big Leviathan: How Actors Macro-Structure Reality and How Sociologists Help Them to Do so.“ In *Advances in Social Theory and Methodology: Toward an Integration of Micro-and Macro-Sociologies*, hrsg. v. Karin Knorr-Cetina und Aaron Cicourel, 277–303. London u. New York: Routledge.
- Callon, Michel, und John Law. 1982. „On Interests and Their Transformation: Enrolment and Counter-Enrolment.“ *Social Studies of Science* 12 (4): 615–25.
- Cambrosio, Alberto, Camille Limoges und Eric Hoffman. 1992. „Expertise as a Network: A Case Study of the Controversies over the Environmental Release of Genetically Engineered Organisms.“ In *The Culture and Power of Knowledge*, hrsg. v. Nico Stehr und Richard Ericson, 341–361. Berlin: Walter de Gruyter.
- Carey, Alex. 1967. „The Hawthorne Studies: A Radical Criticism.“ *American Sociological Review* 32 (3): 403–16.
- Carrier, Martin und Johannes Roggenhofer. 2007. *Wandel oder Niedergang?: Die Rolle der Intellektuellen in der Wissensgesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Castel, Robert. 1991. „From Dangerousness to Risk.“ In *The Foucault Effect: Studies in Governmentality*, hrsg. v. Graham Burchell, Colin Gordon und Peter Miller, 281–98. Chicago: University of Chicago Press.
- . 2011. *Die Krise Der Arbeit*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Cherniss, Cary. 1980. *Staff Burnout: Job Stress in the Human Services*. London: SAGE Publications.

- Clarke, Adele E., Janet K. Shim, Laura Mamo, Jennifer R. Fosket und Jennifer R. Fishman. 2003. „Biomedicalization. Technoscientific Transformations of Health, Illness, and U.S. Biomedicine.“ *American Sociological Review* 68 (2): 161–94.
- Cohen, Sol. 1983. „The Mental Hygiene Movement, the Development of Personality and the School: The Medicalization of American Education.“ *History of Education Quarterly* 23 (2): 123–49.
- Collins, Harry M. und Robert Evans. 2002. „The Third Wave of Science Studies.“ *Social Studies of Science* 32 (2): 235.
- . 2007. *Rethinking Expertise*. Chicago: University of Chicago Press.
- Collins, Harry M. und Steven Yearley. 1992. „Epistemological Chicken HM Collins and Steven Yearley.“ In *Science as Practice and Culture*, hrsg. v. Andrew Pickering, 301–26. Chicago: University Of Chicago Press.
- Conner, Clifford. 2009. *A People's History of Science: Miners, Midwives, and Low Mechanics*. New York: Nation Books.
- Conrad, Peter. 1992. „Medicalization and Social Control.“ *Annual Review of Sociology* 18: 209–32.
- . 2005. „The Shifting Engines of Medicalization.“ *Journal of Health and Social Behavior* 46 (1): 3–14.
- . 2008. *The Medicalization of Society: On the Transformation of Human Conditions into Treatable Disorders*. Baltimore, Maryland: JHU Press.
- Conrad, Peter und Joseph W. Schneider. 1992. *Deviance and Medicalization: From Badness to Sickness*. Philadelphia: Temple University Press.
- Cooper, David. 2013. *Psychiatry and Anti-Psychiatry*. London u. New York: Routledge.
- Coyle-Shapiro, Jacqueline und Marjo-Riitta Parzefall. 2008. „Psychological Contracts.“ In *The SAGE Handbook of Organizational Behavior. Volume One: Micro Approaches*, hrsg. v. Julian Barling und Cary L. Cooper, 17–34. London: SAGE Publications.
- Dahrendorf, Ralf. 1965. *Homo Sociologicus: Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. Opladen: Westdeutscher Verlag.



- Daley, Michael R. 1979. „‘Burnout’: Smoldering Problem in Protective Services.” *Social Work* 24 (5): 375–79.
- Danziger, Kurt. 1979. „The Positivist Repudiation of Wundt.” *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 15 (3): 205–30.
- . 1980a. „Wundt and the Two Traditions of Psychology.” In *Wilhelm Wundt and the Making of a Scientific Psychology*, hrsg. v. Robert W. Rieber, 73–87. New York: Plenum Press.
- . 1980b. „Wundt’s Theory of Behavior and Volition.” In *Wilhelm Wundt and the Making of a Scientific Psychology*, hrsg. v. Robert W. Rieber, 89–115. New York: Plenum Press.
- . 1983a. „Origins of the Schema of Stimulated Motion: Towards a Pre-History of Modern Psychology.” *History of Science* 21 (2).
- . 1983b. „Origins and Basic Principles of Wundt’s Völkerpsychologie.” *British Journal of Social Psychology* 22 (4): 303–313.
- . 1987. „Herman Ebbinghaus and the Psychological Experiment.” In *Ebbinghaus-Studien* 2, hrsg. v. Werner Traxel, 217–224. Passau: Passavia Universitätsverlag.
- . 1994. *Constructing the Subject: Historical Origins of Psychological Research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 1996. „The Practice of Psychological Discourse.” In *Historical Dimensions of Psychological Discourse*, hrsg. v. Kenneth J. Gergen und Carl F. Graumann, 17–35. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 1997. *Naming the Mind: How Psychology Found Its Language*. London: SAGE Publications.
- Das Milieu. 2015. „Ist Burnout nur eine Modeerscheinung?” *DAS MILIEU*, 15. August, 2015. Zugriff: 26.2.18. <http://www.das-mili.eu/art/ist-burnout-nur-eine-modeerscheinung/>.
- Davies, William. 2015. *The Happiness Industry: How the Government and Big Business Sold Us Well-Being*. London: Verso.
- Dean, Mitchell. 2009. *Governmentality: Power and Rule in Modern Society*. London: SAGE Publications.
- Dellwing, Michaela und Martin Harbusch. 2013. *Krankheitskonstruktionen und Krankheitstreiberi - Die Renaissance der soziologischen Psychiatriekritik*. Wiesbaden: Springer VS.

- Demerouti, Evangelia, Arnold B. Bakker, Friedhelm Nachreiner und Wilmar B. Schaufeli. 2001. „The Job Demands-Resources Model of Burnout.” *Journal of Applied Psychology* 86 (3): 499–512.
- Der Spiegel. 2011a. „Stress im Job: Zahl der psychischen Erkrankungen steigt auf Rekordhoch.” *SPIEGEL ONLINE*, 15. Februar. Zugriff: 26.2.18. <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/stress-im-job-zahl-der-psychischen-erkrankungen-steigt-auf-rekordhoch-a-745634.html>.
- . 2011b. „Volk der Erschöpften.” *DER SPIEGEL*, Nr. 4, 114-122.
- . 2011c. „Hilfe für Helden: Sportpsychologe Jens Kleinert über gesunde Hochleistung.” *SPIEGEL ONLINE*, 22. Februar. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/spiegelwissen/a-787892.html>.
- . 2012a. „Im Krater der Seele.” *SPIEGEL WISSEN*, Nr. 1, 12-15.
- . 2012b. „Der Chef als Löwe.” *SPIEGEL WISSEN*, Nr. 1, 19-23.
- . 2012c. „IG-Metall-Vorstoß: Für immer Schluss mit Arbeitsstress.” *SPIEGEL ONLINE*, 27. Juni. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/karriere/anti-stress-verordnung-der-ig-metall-regelt-belastung-am-arbeitsplatz-a-841270.html>.
- . 2013. „Krankenkassen: Druck auf psychisch Kranke wächst.” *SPIEGEL ONLINE*, 13. Dezember. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/krankenkassen-druck-auf-psychisch-krank-waechst-a-938625.html>.
- . 2016. „Belastungsgrenze überschritten: Jeder kann sich vor einem Burn-out schützen.” *SPIEGEL ONLINE*, 10. Februar. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/burnout-anzeichen-jeder-kann-sich-vor-einem-burnout-schuetzen-a-1076598.html>.
- . 2017a. „Psyche und Gesellschaft: Europa in der Burn-out-Klinik.” *SPIEGEL ONLINE*, 28. Juni. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/kultur/tv/artedoku-sanatorium-europa-ueber-thomasmann-und-herrmann-hesse-a-1153244.html>.
- . 2017b. „Krankheit Depression: Keine Frage des Zusammenreißen.” *SPIEGEL ONLINE*, 25. Juli. Zugriff: 27.2.18. <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/depression-ist-gesellschaftlich-noch-nicht-als-krankheit-akzeptiert-kolumne-a-1159624.html>.

- Der Tagesspiegel. 2015. „Digitaler Burnout? Ständig in Alarmbereitschaft.“ *Der Tagesspiegel Online*, 5. November. Zugriff: 27.2.18. <http://www.tagesspiegel.de/kultur/digitaler-burnout-staendig-in-alarmbereitschaft/12542980.html>.
- Deutsche Depressionshilfe. 2011. „Fünf Gründe gegen das Modewort Burnout.“ *Stiftung Deutsche Depressionshilfe*, 11. Februar. Zugriff: 27.2.18. <https://www.deutsche-depressionshilfe.de/presse-und-pr/pressemitteilungen/archiv?year=2011>.
- Deutscher Bundestag. 2012. „Antwort der Bundesregierung auf die kleine Anfrage der Abgeordneten Jutta Krellmann, Sabine Zimmermann, Dr. Martina Bunge, weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE. Psychische Belastungen in der Arbeitswelt.“ *Drucksache 17/9478*, 30. April. Zugriff: 27.2.18. <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/17/094/1709478.pdf>.
- DGPPN. 2012. „Positionspapier der deutschen Gesellschaft Für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) zum Thema Burnout.“ *Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde*, 7. März. 2012. Zugriff: 27.2.18. [http://www2.psychotherapeutenkammer-berlin.de/uploads/stellungnahme\\_dgppn\\_2012.pdf](http://www2.psychotherapeutenkammer-berlin.de/uploads/stellungnahme_dgppn_2012.pdf).
- Diaz-Bone, Rainer. 1999. „Probleme und Strategien der Operationalisierung des Diskursmodells im Anschluß an Michel Foucault.“ In *Das Wuchern der Diskurse: Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hrsg. v. Hannelore Bubnitz, Andrea D. Bührmann, Christine Hanke und Andrea Seier, 119–35. Frankfurt a.M.: Campus.
- . 2005. „Die ‚interpretative Analytik‘ als rekonstruktiv-strukturalistische Methodologie. Bemerkungen zur Eigenlogik und strukturalistischen Öffnung der Foucaultschen Diskursanalyse.“ In *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 179-197. Konstanz: UVK.
- . 2006a. „Die interpretative Analytik als methodologische Position.“ In *Foucault: Diskursanalyse der Politik*, hrsg. v. Brigitte Kerchner und Silke Schneider, 68–84. Wiesbaden: VS Verlag.

- . 2006b. „Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse.“ *Historical Social Research* 31 (2): 243-274.
- Diaz-Bone, Rainer und Werner Schneider. 2004. „Qualitative Datenanalyse-Software in der sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse — Zwei Praxisbeispiele.“ In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 457–94. Wiesbaden: VS Verlag.
- Die Welt. 2011a. „Psychologie: Burn-out trifft Idealisten und Perfektionisten.“ *DIE WELT*, 24. September. Zugriff: 27.2.18. <https://www.welt.de/gesundheit/article13623790/Burn-out-trifft-Idealisten-und-Perfektionisten.html>.
- . 2011b. „Leistungsträger: Burn-out-Krankschreibungen seit 2004 verneunfacht.“ *DIE WELT*, 29. September. Zugriff: 27.2.18. <https://www.welt.de/gesundheit/psychologie/article13631209/Burn-out-Krankschreibungen-seit-2004-verneunfacht.html>.
- . 2017. „Vor dem Burn-Out‘. Kahn redet eindringlich über seine schwierigste Zeit.“ *DIE WELT*, 25. Juni. Zugriff: 27.2.18. <https://www.welt.de/sport/fussball/bundesliga/fc-bayern-muenchen/article165910177/Kahn-redet-eindringlich-ueber-seine-schwierigste-Zeit.html>.
- Die Zeit. 2011a. „Krankenstand: Zahl der Burn-out-Erkrankungen steigt.“ *ZEIT ONLINE*, 19. April. Zugriff: 27.2.18. <http://www.zeit.de/karriere/2011-04/burn-out-erkrankungen>.
- . 2011b. „Burn-out: Ausgebrannt.“ *ZEIT ONLINE*, 29. September. Zugriff: 27.2.18. <http://www.zeit.de/2011/40/M-Burn-out>.
- . 2014. „Erschöpfungsdepression: Was man über Burn-out wissen sollte.“ *ZEIT ONLINE*, 13. Juni. Zugriff: 27.2.18. <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2014-06/wichtigste-fragen-burn-out>.
- . 2015. „Psychische Erkrankung: Depressionen werden sichtbarer, nicht häufiger.“ *ZEIT ONLINE*, 28. Januar. Zugriff: 27.2.18. <http://www.zeit.de/wissen/gesundheit/2015-01/psychische-erkrankungen-depressionen-berufstaetige>.
- . 2016a. „Ständige Erreichbarkeit: Vom Job abschalten ist kaum mehr möglich.“ *ZEIT ONLINE*, 26. Juli. Zugriff: 27.2.18.

- <http://www.zeit.de/karriere/2016-07/staendige-erreichbarkeit-job-gesundheit-stress-krankheit-arbeitszeiten-studie-belastung>.
- . 2016b. „Alltag: Schöner Stress.“ *DIE ZEIT*, Nr. 18, 31-32.
- DiMaggio, Paul und Walter Powell. 1983. „The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields.“ *American Sociological Review* 48: 147–60.
- DIMDI. 2015. „Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision German Modification Version 2015.“ *Deutsches Institut für medizinische Dokumentation und Information*. Zugriff: 27.2.18. <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/kodesuche/onlinefassungen/htmlgm2015/block-z70-z76.htm>.
- Dolphijn, Rick und Iris van der Tuin. 2013. *New Materialism: Interviews & Cartographies*. London: Open Humanities Press.
- Dörre, Klaus, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa. 2010. *Soziologie - Kapitalismus - Kritik - Eine Debatte*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dorsch, Friedrich. 1963. *Geschichte und Probleme der angewandten Psychologie*. Bern u.a.: Huber.
- Dreyfus, Hubert L. und Paul Rabinow. 1982. *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Brighton: Harvester Press.
- Durkheim, Émile. 1986. „Der Individualismus und die Intellektuellen.“ In *Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie*, hrsg. v. Hans Bertram, 54–70. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1992. *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2007a. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Berlin: Verlag der Weltreligionen.
- . 2007b. *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Duttweiler, Stefanie. 2005. „Körper, Geist und Seele bepuscheln....‘ Wellness als Technologie der Selbstführung.“ In *Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive*, hrsg. v. Barbar Orland, 261–277. Zürich: Chronos.
- Ebbinghaus, Hermann. 1902. *Grundzüge der Psychologie*. Leipzig: Veit.
- Eckardt, Georg. 1998. „Die Thematisierung des Sozialen in der frühen Psychotechnik in Deutschland.“ *Psychologie und Geschichte* 8 (1): 18-33.

- Eckstein, Holger. 2015. *Auf die innere Stimme hören: Wie sie Sinn, Glück und Erfüllung finden*. München: Kösel-Verlag.
- Edelwich, Jerry und Archie Brodsky. 1980. *Burn-out: Stages of Disillusionment in the Helping Professions*. New York: Human Sciences Press.
- . 1984. *Ausgebrannt: Das ‚Burn-out‘-Syndrom in den Sozialberufen*. Salzburg: AVM.
- Ehrenberg, Alain. 2004. *Das Erschöpfte Selbst*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Elam, Mark. 1999. „Living Dangerously with Bruno Latour in a Hybrid World.” *Theory, Culture & Society* 16 (4): 1–24.
- Elias, Norbert. 1976. *Über den Prozess der Zivilisation. 2 Bände*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elwyn, G, A Edwards, P Kinnersley und R Grol. 2000. „Shared Decision Making and the Concept of Equipoise: The Competences of Involving Patients in Healthcare Choices.” *The British Journal of General Practice* 50 (460): 892–99.
- Emener, William G. 1979. „Professional Burnout: Rehabilitation’s Hidden Handicap.” *Journal of Rehabilitation* 45 (1): 55–58.
- Endreß, Martin. 2015. „Routinen der Krise–Krise der Routinen.” In *Routinen der Krise - Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014.*, hrsg. v. Stephan Lessenich, 15–19. Zugriff: 27.2.18. [http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband\\_2014/article/view/275](http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2014/article/view/275).
- Epstein, Steven. 1995. „The Construction of Lay Expertise: AIDS Activism and the Forging of Credibility in the Reform of Clinical Trials.” *Science, Technology & Human Values* 20 (4): 408–37.
- . 1998. *Impure Science: AIDS, Activism, and the Politics of Knowledge*. Berkeley u.a.: University of California Press.
- . 2008. „Patient Groups and Health Movements.” In *The Handbook of Science and Technology Studies*, hrsg. v. Edward Harkett, Olag Amsterdamska, Michael Lynch, Judy Wajcman, 499–539. Cambridge/Mass.: MIT Press.
- Eyal, Gil. 2002. „Dangerous Liaisons between Military Intelligence and Middle Eastern Studies in Israel.” *Theory and Society* 31 (5): 653–93.

- . 2006. *The Disenchantment of the Orient: Expertise in Arab Affairs and the Israeli State*. Palo Alto: Stanford University Press.
- . 2010. *The Autism Matrix: The Social Origins of the Autism Epidemic*. Cambridge, UK: Polity.
- . 2013. „For a Sociology of Expertise: The Social Origins of the Autism Epidemic.” *American Journal of Sociology* 118 (4): 863–907.
- FAZ. 2012. „Medienphänomen: Die Magazinmacher leiden unter dem wahren Burnout.” *FAZ.NET*, 11. Februar. Zugriff: 27.2.18. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/medienphaenomen-die-magazinmacher-leiden-unter-dem-wahren-burnout-1643753.html>.
- . 2016a. „Ständige Erreichbarkeit: ‚Dauerstress schädigt das Gehirn‘.” *FAZ.NET*, 21. März. Zogr.: 27.2.18. <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/beruf/nobelpreistraeger-thomas-suedhof-ueber-burnout-smartphones-und-staendige-erreichbarkeit-13837125.html>.
- . 2016b. „Wenn die Uni nachfragt: Meine Krankheit gehört mir.” *FAZ.NET*, 21. März. Zugriff: 27.2.18. <http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/unis-fordern-persoenliche-de-tails-bei-krankheit-zu-pruefungen-14131571.html>.
- Ferree, Myra M., William A. Gamson, Jürgen Gerhards und Dieter Rucht. 2002. *Shaping Abortion Discourse: Democracy and the Public Sphere in Germany and the United States*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fleck, Ludwik. 1980. *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
- Flew, Terry. 2014. „Six Theories of Neoliberalism.” *Thesis Eleven* 122 (1): 49–71.
- Focus. 2011a. „Eine Generation brennt aus.” *FOCUS ONLINE*, 9. Dezember. Zugriff: 27.2.18. [https://www.focus.de/gesundheit/gesund-leben/stress/symptome/tid-23806/medizin-eine-generation-brennt-aus\\_aid\\_664784.html](https://www.focus.de/gesundheit/gesund-leben/stress/symptome/tid-23806/medizin-eine-generation-brennt-aus_aid_664784.html).
- . 2011b. „Lebenskrise. Zehn Irrtümer über Depressionen.” *FOCUS ONLINE*, 10. Januar. Zugriff: 27.2.18.

- [http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/depression/tid16209/lebenskrise-zehn-irrtuemer-ueber-depressionen\\_aid\\_453932.html](http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/depression/tid16209/lebenskrise-zehn-irrtuemer-ueber-depressionen_aid_453932.html).
- . 2012a. „Bestsellerautor Lütz: ‚Burnout gibt es gar nicht‘.“ *FOCUS ONLINE*, 15. September. Zugriff: 27.2.18. [http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-bestsellerautor-luetz-burnout-gibt-es-gar-nicht\\_aid\\_820295.html](http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-bestsellerautor-luetz-burnout-gibt-es-gar-nicht_aid_820295.html).
- . 2012b. „Ausgebrannt oder schon Depressiv?“ *FOCUS ONLINE*, 7. Oktober. Zugriff: 27.2.18. [http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/depression/symptome/tid-26298/nur-ausgebrannt-oder-schon-depressiv-warum-die-diagnose-burnout-so-gefaehrlich-ist\\_aid\\_772439.html](http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/depression/symptome/tid-26298/nur-ausgebrannt-oder-schon-depressiv-warum-die-diagnose-burnout-so-gefaehrlich-ist_aid_772439.html).
- . 2015. „Stress, Depression, Burn-out: Die Arbeit ist gar nicht Schuld.“ *FOCUS ONLINE*, 25. November. Zugriff: 27.2.18. [http://www.focus.de/finanzen/experten/brossardt/diagnosen-immer-genauer-psychische-erkrankungen-hoert-auf-die-arbeit-fuer-alles-verantwortlich-zu-machen\\_id\\_5107791.html](http://www.focus.de/finanzen/experten/brossardt/diagnosen-immer-genauer-psychische-erkrankungen-hoert-auf-die-arbeit-fuer-alles-verantwortlich-zu-machen_id_5107791.html).
- . 2017a. „Dem Burnout entgehen.“ *FOCUS*, Nr. 19, 66-67.
- . 2017b. „Das ist, als würde es bei 30 Grad plus schneien.“ *FOCUS*, Nr. 19, 78-79.
- Foucault, Michel. 1968. *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1969. *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1971. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1973. *Die Geburt der Klinik*. München: Hanser.
- . 1976. *Mikrophysik der Macht: Über Straffjustiz, Psychiatrie und Medizin*. Berlin: Merve Verlag.
- . 1978. *Dispositive der Macht: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag.
- . 1981. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- . 1983. *Sexualität und Wahrheit I: Der Wille Zum Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1986a. *Sexualität und Wahrheit III: Die Sorge um sich*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.



- . 1986b. *Sexualität und Wahrheit II. Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1992. *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.
- . 1996. *Diskurs und Wahrheit. Berkeley-Vorlesungen 1983*. Berlin: Merve Verlag.
- . 1999. *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- . 2000. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- . 2003. „Die Entwicklung des Begriffs des ‚gefährlichen Menschen‘ in der forensischen Psychiatrie des 19. Jahrhunderts.“ In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden, Band 3: 1976-1979*, hrsg. v. Daniel Defert und François Ewald, 568–94. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2004. *Geschichte der Gouvernementalität: Vorlesung am Collège de France 1977-1978, 1978-1979*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2005. „Subjekt und Macht.“ In *Analytik der Macht* hrsg. v. Daniel Defert und François Ewald, 240–63. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2007. *Die Anormalen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fourcade, Marion. 2006. „The Construction of a Global Profession: The Transnationalization of Economics.“ *American Journal of Sociology* 112 (1): 145–94.
- . 2009. *Economists and Societies: Discipline and Profession in the United States, Britain, and France, 1890s to 1990s*. Princeton: Princeton University Press.
- Frances, Allen. 2013. *Saving Normal: An Insider's Revolt Against Out-of-Control Psychiatric Diagnosis, DSM-5, Big Pharma, and the Medicalization of Ordinary Life*. New York: William Morrow.
- . 2014. *Normal: Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen*. Köln: DuMont Verlag.
- Frankfurter Rundschau. 2011. „Burn-out und Depressionen: ‚Die Diagnose Burn-out gibt es nicht‘.“ *FR.de*, 12. Juli. Zugriff: 27.2.18. <http://www.fr.de/wissen/burn-out-und-depressionen-die-diagnose-burn-out-gibt-es-nicht-a-898086>.
- . 2012. „Psychotherapie: Oma ist der bessere Psycho-Doktor.“ *FR.de*, 19. September. Zugriff: 27.2.18.

- <http://www.fr.de/wissen/psychotherapie-oma-ist-der-bessere-psycho-doktor-a-807641>.
- Freidson, Eliot. 1970. *Professional Dominance: The Social Structure of Medical Care*. New Brunswick und London: Transaction Publishers.
- . 1986. *Professional Powers: A Study of the Institutionalization of Formal Knowledge*. Chicago: University of Chicago Press.
- Freudenberger, Herbert J. 1974. „Staff Burn-Out.” *Journal of Social Issues* 30 (1): 159–65.
- . 1975. „The Staff Burn-out Syndrome in Alternative Institutions.” *Psychotherapy: Theory, Research & Practice* 12 (1): 73–82.
- . 1977. „Burn-Out: Occupational Hazard of the Child Care Worker.” *Child Care Quarterly* 6 (2): 90–99.
- Freudenberger, Herbert J. und Gail North. 1985. *Women’s Burnout*. New York: Doubleday.
- Freudenberger, Herbert J. und Geraldine Richelson. 1980. *Burnout: The High Cost of High Achievement*. Garden City, N.Y: Anchor.
- . 1982. *Ausgebrannt. Die Krise der Erfolgreichen - Gefahren erkennen und vermeiden*. München: Kindler Verlag.
- Fuller, Steve. 2003. *Kuhn vs. Popper: The Struggle for the Soul of Science*. New York: Columbia University Press.
- Gapp-Bauß, Sabine. 2016. *Depression und Burn-out überwinden: Ihr roter Faden aus der Krise*. Kirchzarten: VAK.
- Garland, David. 1987. *Punishment and Welfare: A History of Penal Strategies*. Farnham: Ashgate Publishing.
- . 2001. *The Culture of Control: Crime and Social Order in Contemporary Society*. Chicago: University Of Chicago Press.
- . 2014. „What is a ‚History of the Present‘? On Foucault’s Genealogies and Their Critical Preconditions.” *Punishment & Society* 16 (4): 365–84.
- Gengnagel, Vincent und Alexander Hirschfeld. 2016. „Die Herrschaft und ‚das Politische‘. Machtanalyse zwischen Konsens und Konflikt.” In *Die andere Seite der Politik*, hrsg. v. Wilhelm Hofmann und Renate Martinsen, 85–109. Wiesbaden: Springer VS.
- Gergen, Kenneth J. und Carl F. Graumann. 1996. „Psychological Discourse in Historical Context: An Introduction.” In *Historical Dimensions of Psychological Discourse*, hrsg. v. Kenneth J. Gergen

- und Carl F. Graumann, 1–13. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gerhards, Jürgen. 2003. „Diskursanalyse als systematische Inhaltsanalyse. Die öffentliche Debatte über Abtreibungen in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich.“ In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 299–324. Wiesbaden: Springer.
- Gibbon, Sahra und Carlos Novas. 2007. *Biosocialities, Genetics and the Social Sciences: Making Biologies and Identities*. London u. New York: Routledge.
- Giddens, Anthony. 1984. *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration*. Berkeley: University of California Press.
- . 1999. *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Gieryn, Thomas F. 1999. *Cultural Boundaries of Science*. Chicago: University of Chicago Press.
- Gilens, Martin. 1999. *Why Americans Hate Welfare: Race, Media, and the Politics of Antipoverty Policy*. Chicago: University Of Chicago Press.
- Glaser, Barney G. 1992. *Basics of Grounded Theory Analysis: Emergence Vs. Forcing*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glauser, Laura. 2016. *Das Projekt des unternehmerischen Selbst: Eine Feldforschung in der Coachingzone*. Bielefeld: transcript.
- Goffman, Erving. 1961. *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*. Garden City, N.Y: Anchor.
- Golan, Tal. 1998. „The Authority of Shadows: The Legal Embrace of the X-Ray.“ *Historical Reflections* 24 (3): 437–58.
- . 2000. „Blood Will Out: Distinguishing Humans from Animals and Scientists from Charlatans in the 19th-Century American Courtroom.“ *Historical Studies in the Physical and Biological Sciences* 31 (1): 93–124.
- . 2004. *Laws of Men and Laws of Nature. The History of Scientific Expert Testimony in England and America*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

- Golembiewski, Robert T., Robert F. Munzenrider und Jerry Stevenson. 1986. *Stress in Organizations: Toward a Phase Model of Burnout*. New York: Praeger.
- Gorgievski, Marjan J. und Stevan E. Hobfoll. 2008. „Work Can Burn us out or Fire us up: Conservation of Resources in Burnout and Engagement.” In *Handbook of Stress and Burnout in Health Care*, hrsg. v. Jonathon R. B. Halbesleben, 7–22. New York: Nova Science Publishers.
- Gouldner, Alvin W. 1980. *Die Intelligenz als neue Klasse: 16 Thesen zur Zukunft der intellektuellen und der technischen Intelligenz*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Graefe, Stefanie. 2015. „Erschöpfte Subjekte, verschwundene Konflikte? Eine Fallskizze.” In *Befristete Beziehungen: Menschengerechte Gestaltung von Arbeit in Zeiten der Unverbindlichkeit*, hrsg. v. Günther Vedder, Nadine Pieck, Brit Schlichting, Andrea Schubert und Florian Krause, 87–97. München & Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Gundlach, Horst. 1987. „Über das Gedächtnis und der Weg dorthin. Versuche einer Rekonstruktion der Ursprünge der Forschung Ebbinghaus’.” In *Ebbinghaus-Studien 1*, hrsg. v. Werner Traxel, 23–40. Passau: Passavia Universitätsverlag.
- . 2004. „Reine Psychologie, angewandte Psychologie und die Institutionalisierung der Psychologie.” *Zeitschrift Für Psychologie* 212 (4): 183–99.
- Habermas, Jürgen. 1988. *Der Philosophische Diskurs Der Moderne: 12 Vorlesungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen und Niklas Luhmann. 1971. *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hacking, Ian. 1983. *Representing and Intervening: Introductory Topics in the Philosophy of Natural Science*. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 1992. „The Self-Vindication of the Laboratory Sciences.” In *Science as Practice and Culture*, hrsg. v. Andrew Pickering, 29–64. Chicago: University Of Chicago Press.

- . 1998. *Rewriting the Soul: Multiple Personality and the Sciences of Memory*. Princeton: Princeton University Press.
- . 2007. „Kinds of People: Moving Targets.” *Proceedings of the British Academy*, Nr. 151: 285–318.
- Hackman, J. Richard und Greg R. Oldham. 1975. „Development of the Job Diagnostic Survey.” *Journal of Applied Psychology* 60 (2): 159–70.
- . 1976. „Motivation through the Design of Work: Test of a Theory.” *Organizational Behavior and Human Performance* 16 (2): 250–79.
- Hall, Richard H. 1968. „Professionalization and Bureaucratization.” *American Sociological Review* 33 (1): 92–104.
- Hälterlein, Jens. 2015. *Die Regierung des Konsums*. Wiesbaden: Springer VS.
- Han, Byung-Chul. 2010. *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin: Matthes & Seitz.
- . 2016. *Müdigkeitsgesellschaft - Burnoutgesellschaft - Hoch-Zeit*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Harding, Sandra G. 1998. *Is Science Multicultural? Postcolonialisms, Feminisms, and Epistemologies*. Bloomington: Indiana University Press.
- Hebeisen, Walter. 1999. *F. W. Taylor und der Taylorismus: Über das Wirken und die Lehre Taylors und die Kritik am Taylorismus*. Zürich: vdf Hochschulverlag.
- Hegerl, Ulrich. 2012. „Burnout führt in die Irre.” *Gesundheit Und Gesellschaft* 15 (5): 3.
- Heidelberger, Michael. 1993. *Die innere Seite der Natur: Gustav Theodor Fechners wissenschaftlich-philosophische Weltauffassung*. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- . 2000. „Der psychophysische Parallelismus: Von Fechner und Mach zu Davidson und wieder zurück.” In *Elemente moderner Wissenschaftstheorie. Zur Interaktion von Philosophie, Geschichte und Theorie der Wissenschaften*, hrsg. v. Friedrich Stadler, 91–104. Wien: Springer.
- Heidenreich, Martin. 2003. „Die Debatte um die Wissensgesellschaft.” In *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft*, hrsg. v. Stefan Böschen und Ingo Schulz-Schaeffer, 25–51. Wiesbaden: VS Verlag.

- Heintz, Bettina. 1993. „Wissenschaft im Kontext: Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45(3): 528-552.
- Heritage, John und Douglas W. Maynard. 2006. „Problems and Prospects in the Study of Physician-Patient Interaction: 30 Years of Research.“ *Annual Review of Sociology* 32: 351–74.
- Herzberg, Frederick. 1966. *Work and the Nature of Man*. Oxford: World Publishing Company.
- Herzberg, Frederick, Bernard Mausner und Barbara Bloch Snyderman. 1959. *The Motivation to Work*. New York: Wiley.
- Hilfe bei Burnout. 2017. „Burnout Test.“ *Hilfe bei Burnout*. Zugriff: 27.2.18. <https://www.hilfe-bei-burnout.de/burnout-test/>.
- Hillert, Andreas. 2012. „Wie wird Burn-out behandelt?“ *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 55 (2): 190–96.
- Hillert, Andreas und Michael Marwitz. 2006. *Die Burnout-Epidemie oder brennt die Leistungsgesellschaft aus?* München: C.H.Beck.
- Hillix, William A. 1980. „Do Half of America’s Psychologists Descend from Wundt?“ In *Wilhelm Wundt—progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart*, hrsg. v. Wolfram Meischner. Leipzig: Karl-Marx-Universität.
- Hinrichs, Peter. 1981. *Um die Seele des Arbeiters: Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland. 1871-1945*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Hirschfeld, Alexander. 2015a. „Arbeit und psychische Erschöpfung: Zur Genese und Entwicklung des Konzepts Burnout.“ *Ethik und Gesellschaft* 1 (2): 1-22.
- . 2015b. „Experten in der Krise? Konstitution von Deutungsmacht im ‚Feld der Expertise‘.“ In *Routinen der Krise - Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*, hrsg. v. Stephan Lessenich, 1068–1078. Zugriff: 27.2.18. [http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband\\_2014/article/view/124/pdf\\_26](http://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2014/article/view/124/pdf_26).
- . 2017. „Zur Ökonomisierung der Psyche – Konturen des Konzepts Burnout.“ In *Die Innenwelt Der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft*, hrsg. v. Jens Maeße,

- Hanno Pahl und Jan Sparsam, 199–220. Wiesbaden: Springer VS.
- Hirschfeld, Alexander, und Vincent Gengnagel. 2017. „Das können wir nicht durchgehen lassen“. Zur gesellschaftlichen Resonanz kritischer Intervention.“ In *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft*, hrsg. Julian Hamann, Jens Maeße, Vincent Gengnagel und Alexander Hirschfeld, 425–52. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald. 1994. „Wissen und Wesen des Experten.“ In *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*, hrsg. v. Ronald Hitzler, Anne Honer und Christoph Maeder, 13–30. Wiesbaden: Vieweg+Teubner Verlag.
- . 1998. „Reflexive Kompetenz — Zur Genese und Bedeutung von Expertenwissen jenseits des Professionalismus.“ In *Expertenwissen. Soziologische, psychologische und pädagogische Perspektiven*, hrsg. v. Wolfgang Schulz, 33–47. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, Ronald und Michaela Pfadenhauer. 1999. „Reflexive Mediziner? Die Definition professioneller Kompetenz als standespolitisches Problem am Übergang zu einer ‚anderen‘ Moderne.“ In *Gesundheit, Medizin und Gesellschaft: Beiträge zur Soziologie der Gesundheit*, hrsg. v. Christoph Maeder, Claudine Burton-Jeangros und Mary Haour-Knipe, 97–115. Zürich: Seismo Verlag.
- Hobfoll, Stevan E. und John Freedy. 1993. „Conservation of Resources: A General Stress Theory Applied to Burnout.“ In *Professional Burnout: Recent Developments in Theory and Research*, hrsg. v. Wilmar Schaufeli, Christina Maslach, und T. Marek, 115–33. Philadelphia, PA: Taylor & Francis.
- Hochschild, Arlie R. 1983. *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Hockey, Robert J. 1997. „Compensatory Control in the Regulation of Human Performance under Stress and High Workload: A Cognitive-Energetical Framework.“ *Biological Psychology* 45 (1): 73–93.
- Hodgson, Geoffrey M. 2001. *How Economics Forgot History: The Problem of Historical Specificity in Social Science*. London u. New York: Routledge.

- Holzinger, Markus. 2013. *Natur als sozialer Akteur: Realismus und Konstruktivismus in der Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Horwitz, Allan V. 2002. *Creating Mental Illness*. Chicago: University of Chicago Press.
- Horwitz, Allan V., und Jerome C. Wakefield. 2007. *The Loss of Sadness. How Psychiatry Transformed Normal Sorrow Into Depressive Disorder*. Oxford: Oxford University Press.
- Huth, John. 1998. „Latour’s Relativity.“ In *A House Built on Sand: Exposing Postmodernist Myths About Science*, hrsg. v. Noretta Koertge, 181-192. Oxford: Oxford University Press.
- IG Metall. 2012. *Anti-Stress-Verordnung: Eine Initiative der IG Metall*. Dresden: Druckhaus Dresden. Zugriff: 27.2.18. [https://www.igmetall.de/docs\\_0188530\\_Anti\\_Stress-Verordnung\\_ab6297762b343f1ce2cf2275345a3e1b648a983d.pdf](https://www.igmetall.de/docs_0188530_Anti_Stress-Verordnung_ab6297762b343f1ce2cf2275345a3e1b648a983d.pdf).
- . 2014. *Anti-Stress-Verordnung: Zwischenbilanz einer Initiative Der IG Metall*. Darmstadt: alpha print medien AG. Zugriff: 27.2.18. [https://www.igmetall.de/docs\\_antistress-Broschuere-druck4-an-sicht\\_kaya-deniz\\_4aba81aa843af9fcd8160556959d480b171e0b64.pdf](https://www.igmetall.de/docs_antistress-Broschuere-druck4-an-sicht_kaya-deniz_4aba81aa843af9fcd8160556959d480b171e0b64.pdf).
- Illich, Ivan. 1976. *Limits to Medicine: Medical Nemesis - The Expropriation of Health*. London: Marion Boyars.
- Illouz, Eva. 2009. *Die Errettung der modernen Seele*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2011. *Cold Intimacies. The Making of Emotional Capitalism*. Cambridge u.a.: Polity.
- . 2012. *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ingenkamp, Konstantin. 2012. *Depression und Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Jackson, Susan E., Richard L. Schwab und Randall S. Schuler. 1986. „Toward an Understanding of the Burnout Phenomenon.“ *Journal of Applied Psychology* 71 (4): 630–40.
- Jaeger, Siegfried und Irmingard Staeuble. 1981. „Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen.“ In *Die*



- Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band 13*, hrsg. v. Francois Stoll, 53–95. Zürich: Kindler Verlag.
- Jäger, Siegfried. 2012. *Kritische Diskursanalyse*. Münster: Unrast-Verlag.
- Jasanoff, Sheila. 1994. *The Fifth Branch: Science Advisers as Policymakers*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- . 1997. *Science at the Bar: Law, Science, and Technology in America*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- . 2004. *States of Knowledge: The Co-Production of Science and Social Order*. London u. New York: Routledge.
- . 2005. *Designs on Nature: Science and Democracy in Europe and the United States*. Princeton: Princeton University Press.
- Johnson, Terence J. 1972. *Professions and Power*. London: Macmillan.
- Kanner, Allen D., James C. Coyne, Catherine Schaefer und Richard S. Lazarus. 1981. „Comparison of Two Modes of Stress Measurement: Daily Hassles and Uplifts versus Major Life Events.” *Journal of Behavioral Medicine* 4 (1): 1–39.
- Karasek, Robert. 1979. „Job Demands, Job Decision Latitude, and Mental Strain: Implications for Job Redesign.” *Administrative Science Quarterly* 24 (2): 285–308.
- Karasek, Robert und Töres Theorell. 1992. *Healthy Work: Stress, Productivity, and the Reconstruction of Working Life*. New York: Basic books.
- Karger, Howard J. 1981. „Burnout as Alienation.” *Social Service Review* 55 (2): 270–83.
- Karsch, Fabian. 2011. „Neuro-Enhancement oder Krankheitsbehandlung? Zur Problematik Der Entgrenzung von Krankheit und Gesundheit am Beispiel ADHS.” In *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?*, hrsg. v. Willy Viehöver und Peter Wehling, 121–42. Bielefeld: transcript.
- Kaschka, Wolfgang P., Dieter Korczak und Karl Broich. 2011. „Modediagnose Burn-Out.” *Deutsches Ärzteblatt* 108 (46): 781–787. Zugriff: 26.2.18. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/113220/Modediagnose-Burn-out>.
- Kaufmann, Franz-Xaver. 1997. *Herausforderungen des Sozialstaates*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Kelle, Udo. 2007. „Emergence‘ vs. ‚Forcing‘ of Empirical Data? A Crucial Problem of ‚Grounded Theory‘ Reconsidered.” *Historical Social Research* 19: 133–56.
- Keller, Reiner. 2001. „Wissenssoziologische Diskursanalyse.” In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 113–43. Wiesbaden: VS Verlag.
- . 2005. „Wissenssoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik.” In *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 49–76. Konstanz: UVK.
- . 2010. *Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS Verlag.
- . 2011. *Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Keller, Reiner, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver. 2001. „Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse: Eine Einführung.” In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, hrsg. v. Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver, 7–27. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kieser, Alfred. 2006. „Human Relations: Bewegung und Organisationspsychologie.” In *Organisationstheorien*, hrsg. v. Alfred Kieser und Mark Ebers, 133–67. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Klawiter, Maren. 2004. „Breast Cancer in Two Regimes: The Impact of Social Movements on Illness Experience.” *Sociology of Health & Illness* 26 (6): 845–74.
- . 2008. *The Biopolitics of Breast Cancer: Changing Cultures of Disease and Activism*. Minneapolis u. London: University of Minnesota Press.
- Kleemann, Frank, Ingo Matuschek und G. Günter Voß. 1999. „Zur Subjektivierung von Arbeit.” *Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung*, 1-50. Zugriff: 26.2.18. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/11666>.
- Klopotek, Felix. 2004. „Projekt.” In *Glossar der Gegenwart*, hrsg. v. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke, 216–221. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Klute, Hilmar. 2012. *Wir Ausgebrannten: Vom neuen Trend, erschöpft zu sein*. München: Diederichs.
- Knorr-Cetina, Karin. 1981. *The Manufacture of Knowledge: An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science*. Oxford u.a.: Pergamon Press.
- . 1988. „Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der ‚Verdichtung‘ von Gesellschaft.“ *Zeitschrift für Soziologie* 17 (2): 85–101.
- . 1991. *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2002. *Wissenskulturen: Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Koch, Uwe und Karl Broich. 2012. „Das Burn-out-Syndrom.“ *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 55 (2): 161–63.
- Kolbe, Hermann, Elisabeth Wacker, Heidrun Metzler und Rainer Trost. 1985. „Ausbrennen‘: Eine Gefahr in helfenden Berufen.“ *Zur Orientierung. Zeitschrift für Mitarbeiter in der Behindertenhilfe* 9: 3–15.
- Konrad, Wilfried und Wilhelm Schumm. 1999. *Wissen und Arbeit: Neue Konturen von Wissensarbeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Koppetsch, Cornelia. 2006. *Das Ethos der Kreativen*. Konstanz: UVK.
- . 2013. *Die Wiederkehr der Konformität: Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Koselleck, Reinhart. 1979. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kratzer, Nick. 2012. „Burn-out: Fehldiagnose oder Epidemie.“ *Deutsches Ärzteblatt* 109 (45): 2246–2248. Zugriff: 26.2.18. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/132364/Arbeitsbedingte-psychische-Erkrankungen-Burn-out-Fehldiagnose-oder-Epidemie>.
- Kuhn, Thomas S. 1996. *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kunzel, R. und D. Schulte. 1986. „‚Burn-out‘ und Praxisschock Klinischer Psychologen.“ *Zeitschrift für klinische Psychologie* 15 (4): 303–20.
- Kury, Patrick. 2012. *Der überforderte Mensch: Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout*. Frankfurt a.M.: Campus.

- . 2013. „Von der Neurasthenie zum Burnout: Eine kurze Geschichte von Belastung und Anpassung.“ In *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, hrsg. v. Sighard Neckel und Greta Wagner, 107–28. Berlin: Suhrkamp.
- Lachmund, Jens. 1992. „Die Erfindung des ärztlichen Gehörs. Zur historischen Soziologie der stethoskopischen Untersuchung.“ *Zeitschrift Für Soziologie* 21 (4): 235–251.
- . 1997. *Der abgehorchte Körper: Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung*. Opladen: VS Verlag.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe. 2006. *Hegemonie und radikale Demokratie: Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen Verlag.
- Lakoff, Andrew. 2010. „Two Regimes of Global Health.“ *Humanity: An International Journal of Human Rights, Humanitarianism, and Development* 1 (1): 59–79.
- Langenohl, Andreas. 2009. „Zweimal Reflexivität in der gegenwärtigen Sozialwissenschaft: Anmerkungen zu einer nicht geführten Debatte.“ *Forum Qualitative Sozialforschung* 10 (2). Zugriff: 27.2.18. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs090297>.
- Lasch, Christopher. 1980. *Das Zeitalter des Narzißmus*. München: Steinhausen.
- Latham, Gary P. und Craig C. Pinder. 2005. „Work Motivation Theory and Research at the Dawn of the Twenty-First Century.“ *Annual Review of Psychology* 56 (1): 485–516.
- Latour, Bruno. 1986. „The Powers of Association.“ In *Sociological Review Monograph Series. Power, Action, and Belief: A New Sociology of Knowledge?*, hrsg. v. John Law, 264–80. London u. New York: Routledge.
- . 1987. *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- . 1988. „Mixing Humans and Nonhumans Together: The Sociology of a Door-Closer.“ *Social Problems* 35 (3): 298–310.
- . 1992. „Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts.“ In *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change*, hrsg. v. Wiebe E. Bijker und John Law, 225–58. Cambridge, Mass.: MIT Press.

- . 1993. *The Pasteurization of France*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- . 1996. *Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Oldenbourg Akademieverlag.
- . 1999a. „Give Me a Laboratory and I Will Raise the World.” *The Science Studies Reader*, hrsg. v. Mario Biagioli, 258–275. London u. New York: Routledge.
- . 1999b. *Pandora’s Hope: Essays on the Reality of Science Studies*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- . 2008. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2009. *The Making of Law: An Ethnography of the Conseil D’Etat*. Cambridge, UK: Blackwell Publishing.
- . 2010. *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Berlin: Suhrkamp.
- . 2013. *An Inquiry into Modes of Existence*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Latour, Bruno und Stève Woolgar. 1986. *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Princeton: Princeton University Press.
- Law, John. 2004. *After Method*. London u. New York: Taylor & Francis.
- Lazarus, Richard S. und Susan Folkman. 1984. *Stress, Appraisal, and Coping*. New York: Springer Publishing Company.
- Leary, David. 1982. „Immanuel Kant and the Development of Modern Psychology.” In *The Problematic Science: Psychology in Nineteenth-Century Thought*, hrsg. v. William R. Woodward und Mitchell G. Ash, 17–42. New York: Praeger.
- Lee, Raymond T. und Blake E. Ashforth. 1996. „A Meta-Analytic Examination of the Correlates of the Three Dimensions of Job Burnout.” *Journal of Applied Psychology* 81 (2): 123–33.
- Leiter, Michael P. und Christina Maslach. 1988. „The Impact of Interpersonal Environment on Burnout and Organizational Commitment.” *Journal of Organizational Behavior* 9 (4): 297–308.
- . 2005. *Banishing Burnout: Six Strategies for Improving Your Relationship with Work*. San Francisco: John Wiley & Sons.
- . 2007. *Burnout erfolgreich vermeiden: Sechs Strategien, wie Sie Ihr Verhältnis zur Arbeit verbessern*. Wien: Springer.

- Leiter, Michael P. und Wilmar B. Schaufeli. 1996. „Consistency of the Burnout Construct across Occupations.” *Anxiety, Stress, & Coping* 9 (3): 229–43.
- Lemke, Thomas. 2001. „The Birth of Bio-Politics’: Michel Foucault’s Lecture at the Collège de France on Neo-Liberal Governmentality.” *Economy and Society* 30 (2): 190–207.
- . 2003. *Eine Kritik der politischen Vernunft*. Hamburg: Argument-Verlag.
- . 2014. „Die Regierung der Dinge’. Politik, Diskurs und Materialität.” *Zeitschrift für Diskursforschung* 2 (3): 250–67.
- Lepsius, M. Rainer. 1964. „Kritik als Beruf: Zur Soziologie der Intellektuellen.” *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16: 75–91.
- Lessenich, Stephan. 2009. *Die Neuerfindung des Sozialen*. Bielefeld: transcript.
- Lessenich, Stephan und Frank Nullmeier, Hrsg. 2006. *Deutschland - eine gespaltene Gesellschaft*. Frankfurt u. New York: Campus.
- Lévi-Strauss, Claude. 1992. *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Link, Jürgen. 1998. *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen u. Wiesbaden: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lohmer, Mathias, Bernd Sprenger und Jochen von Wahlert. 2012. *Gesundes führen: Life-Balance versus Burnout in Unternehmen*. Stuttgart: Schattauer.
- Lück, Helmut E. 1987. *Sozialgeschichte der Psychologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- . 2011. „Anfänge der Wirtschaftspsychologie bei Kurt Lewin.” *Gestalt Theory* 33 (2): 91–113.
- . 2014. *Geschichte der Psychologie: Strömungen, Schulen, Entwicklungen*. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1980. „Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe.” *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Band 1*, hrsg. v. Niklas Luhmann, 235–300. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lupton, Deborah. 1995. *The Imperative of Health: Public Health and the Regulated Body*. London: SAGE Publications.

- Lütz, Manfred. 2010. *Lebenslust in unlustigen Zeiten*. München: Pattloch.
- Lyotard, Jean-François. 1985. *Grabmal des Intellektuellen*. Graz u.a.: Böhlau.
- Maasen, Sabine und Peter Weingart, Hrsg. 2006. *Democratization of Expertise? Exploring Novel Forms of Scientific Advice in Political Decision-Making*. Dordrecht: Springer.
- MacKenzie, Donald. 1981. *Statistics in Britain: 1865-1930: The Social Construction of Scientific Knowledge*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- MacKenzie, Donald und Yuval Millo. 2003. „Constructing a Market, Performing Theory: The Historical Sociology of a Financial Derivatives Exchange.” *American Journal of Sociology* 109 (1): 107–45.
- MacKenzie, Donald, Fabian Muniesa und Lucia Siu, Hrsg. 2007. *Do Economists Make Markets? On the Performativity of Economics*. Princeton: Princeton University Press.
- Mannheim, Karl. 1985. *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Marchart, Oliver. 2010. *Die politische Differenz*. Berlin: Suhrkamp.
- Maslach, Christina. 1978. „The Client Role in Staff Burn-Out.” *Journal of Social Issues* 34 (4): 111–124.
- . 1982. *Burnout: The Cost of Caring*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Maslach, Christina und Susan E. Jackson. 1981a. „The Measurement of Experienced Burnout.” *Journal of Organizational Behavior* 2 (2): 99–113.
- . 1981b. *Maslach Burnout Inventory*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- . 1986. *Maslach Burnout Inventory (2d. Ed.)*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Maslach, Christina, Susan E. Jackson und Michael P. Leiter. 1996. *Maslach Burnout Inventory (3d. Ed.)*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Maslach, Christina und Michael P. Leiter. 1997. *The Truth About Burnout: How Organizations Cause Personal Stress and What to Do About It*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Maslach, Christina und Ayala Pines. 1977. „The Burn-out Syndrome in the Day Care Setting.” *Child Care Quarterly* 6 (2): 100–113.

- Maslach, Christina, Wilmar B. Schaufeli und Michael P. Leiter. 2001. „Job Burnout.“ *Annual Review of Psychology* 52 (1): 397–422.
- Maslow, Abraham. 1954. *Motivation and Personality*. New York: Harper & Row.
- Mau, Steffen. 2017. *Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mayes, Rick, Catherine Bagwell und Jennifer L. Erkulwater. 2009. *Medicating Children: ADHD and Pediatric Mental Health*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Mayo, Elton. 1933. *The Human Problems of an Industrial Civilization*. New York: Macmillan.
- . 1945. *The Social Problems of an Industrial Civilization*. Boston, Mass.: Harvard University Press.
- McAdam, Doug. 1985. *Political Process and the Development of Black Insurgency, 1930-1970*. Chicago: University of Chicago Press.
- McLean, Athena. 1990. „Contradictions in the Social Production of Clinical Knowledge: The Case of Schizophrenia.“ *Social Science & Medicine* 30 (9): 969–85.
- . 1995. „Empowerment and the Psychiatric Consumer/ex-Patient Movement in the United States: Contradictions, Crisis and Change.“ *Social Science & Medicine* 40 (8): 1053–71.
- Merton, Robert K. 1938. „Social Structure and Anomie.“ *American Sociological Review* 3 (5): 672–82.
- Meyer, John W., Francisco O. Ramirez und Yasemin Nuhoglu Soysal. 1992. „World Expansion of Mass Education, 1870-1980.“ *Sociology of Education* 65 (2):
- Meyer, John W., und Brian Rowan. 1977. „Institutionalized Organizations: Formal Structure as Myth and Ceremony.“ *American Journal of Sociology* 83 (2): 340–63.
- Mikl-Horke, Gertraude. 2007. *Industrie- und Arbeitssoziologie*. München u.a.: Oldenbourg.
- Miller, Daniel. 2002. „Turning Callon the Right Way up.“ *Economy and Society* 31 (2): 218–233.
- Miller, Peter und Nikolas Rose. 1988. „The Tavistock Programme: The Government of Subjectivity and Social Life.“ *Sociology* 22 (2): 171–192.



- . 1990. „Governing Economic Life.” *Economy and Society* 19 (1): 1–31.
- Miner, John B. und Peter H. Dachler. 1973. „Personnel Attitudes and Motivation.” *Annual Review of Psychology* 24 (1): 379–402.
- Minssen, Heiner und Pamela Wehling. 2011. „Psychologischer Vertrag und Anerkennung. Das Beispiel Expatriates.” *Zeitschrift für Personalforschung* 25 (4): 313–34.
- Moede, Walter. 1930. *Lehrbuch der Psychotechnik: I. Band*. Berlin: Springer-Verlag.
- Moldaschl, Manfred und Günter G. Voß, Hrsg. 2002. *Subjektivierung von Arbeit. Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit, Band 2*. München u.a.: Hampp.
- Moore, Kelly, Daniel Lee Kleinman, David Hess und Scott Frickel. 2011. „Science and Neoliberal Globalization: A Political Sociological Approach.” *Theory and Society* 40 (5): 505–32.
- Moosbrugger, Jeanette. 2012. *Subjektivierung von Arbeit: Freiwillige Selbstausbeutung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mouffe, Chantal. 2007. *Über das Politische*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller-Jentsch, Walther, Hrsg. 1993. *Konfliktpartnerschaft: Akteure und Institutionen der industriellen Beziehungen*. München u.a.: Hampp.
- Müller-Timmermann, Eckhart. 2004. *Ausgebrannt - Wege aus der Burnout-Krise*. Freiburg u.a.: Verlag Herder.
- Münch, Richard. 1986. *Die Kultur der Moderne – Band 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 1997. *Globale Dynamik, lokale Lebenswelten: Der schwierige Weg in die Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2011. *Akademischer Kapitalismus: Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.
- Münsterberg, Hugo. 1912. *Psychologie und Wirtschaftsleben: Ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Nathanson, Constance A. 2007. „The Contingent Power of Experts: Public Health Policy in the United States, Britain, and France.” *Journal of Policy History* 19 (1): 71–94.

- Neckel, Sighard. 2005. „Emotion by Design.” *Berliner Journal für Soziologie* 15 (3): 419–30.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner. 2013. *Leistung und Erschöpfung: Burn-out in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Neubauer, Sebastian. 2017. „Die Frage von Theorie und Praxis im Frankreich der 1960er Jahre.” In *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft*, hrsg. Julian Hamann, Jens Maeße, Vincent Gengnagel und Alexander Hirschfeld, 507–27. Wiesbaden: Springer VS.
- Nolan, James L. 1998. *The Therapeutic State: Justifying Government at Century's End*. New York: New York University Press.
- N-TV. 2013. „Immer mehr Menschen betroffen: Burn-out ist gar keine Krankheit.” *n-tv.de*. 28. April. Zugriff: 27.2.18. [https://www.n-tv.de/wissen/Fakten\\_und\\_Mythen/Burn-out-ist-gar-keine-Krankheit-article10542441.html](https://www.n-tv.de/wissen/Fakten_und_Mythen/Burn-out-ist-gar-keine-Krankheit-article10542441.html).
- Oevermann, Ulrich. 1973. „Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern.” *Sozialer Sinn* 1 : 3–33.
- O'Malley, Pat und Mariana Valverde. 2004. „Pleasure, Freedom and Drugs: The Uses of ‚Pleasure‘ in Liberal Governance of Drug and Alcohol Consumption.” *Sociology* 38 (1): 25–42.
- Parr, Rolf. 2008. „Diskurs.” In *Foucault Handbuch. Leben–Werk–Wirkung*, hrsg. v. Clemens Kammler, Rolf Parr und Ulrich J. Schneider, 233–237. Stuttgart: Metzler Verlag,.
- Parsons, Talcott. 1951. *The Social System*. Glencoe, Ill: Free Press.
- Parsons, Talcott und Gerald M Platt. 1973. *The American University*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Penz, Otto und Birgit Sauer. 2016. *Affektives Kapital: Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Perlman, Baron und E. Alan Hartman. 1982. „Burnout: Summary and Future Research.” *Human Relations* 35 (4): 283–305.
- Pfadenhauer, Michaela. 2003. *Professionalität: Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz*. Opladen: VS Verlag.
- . 2006. „Crisis or Decline? Problems of Legitimation and Loss of Trust in Modern Professionalism.” *Current Sociology* 54 (4): 565–78.

- Pickard, Susan. 2009. „The Professionalization of General Practitioners with a Special Interest: Rationalization, Restratification and Governmentality.” *Sociology* 43 (2): 250–67.
- Pierson, Christopher. 2007. *Beyond the Welfare State? The New Political Economy of Welfare*. University Park, PA: Penn State University Press.
- Pines, Ayala, Elliot Aronson und Ditsa Kafry. 1981. *Burn Out: From Tedium to Personal Growth*. New York: Free Press.
- Pines, Ayala und Christina Maslach. 1978. „Characteristics of Staff Burnout in Mental Health Settings.” *Hospital & Community Psychiatry* 29 (4): 233–37.
- Pitts-Taylor, Victoria. 2010. „The Plastic Brain: Neoliberalism and the Neuronal Self.” *Health*: 14 (6): 635–52.
- Pohlmann, Markus, Volker Helbig und Stefan Bär. 2017. „Ein neuer Geist des Kapitalismus?” *Österreichische Zeitschrift Für Soziologie* 42: 21–44.
- Pongratz, Hans J. 2008. „Eine Gesellschaft von Unternehmern.” *Berliner Journal Für Soziologie* 18 (3): 457–475.
- Pongratz, Ludwig J. 1984. *Problemgeschichte der Psychologie*. München: Francke.
- Prieß, Mirriam. 2013. *Burnout kommt nicht nur von Stress: Warum wir wirklich ausbrennen - und wie wir zu uns selbst zurückfinden*. München: Südwest Verlag.
- . 2014. *Finde zu dir selbst zurück! Wirksame Wege aus dem Burnout*. München: Südwest Verlag.
- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr. 2008. *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Psychologie Heute. 2011. „Burnout ist eine Form der Depression.” *PSYCHOLOGIE HEUTE* 12: 30–33.
- Quine, Willard V.O. 1972. „Zwei Dogmen des Empirismus.” In *Von einem logischen Standpunkt. Neun logischphilosophische Essays*, hrsg. v. Willard V.O. Quine, 27–50. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Rabeharisoa, Vololona und Michel Callon. 2004. „Patients and Scientists in French Muscular Dystrophy Research.” In *States of Knowledge: The Co-Production of Science and Social Order*, hrsg. v. Sheila Jasanoff, 142–160. London u. New York: Routledge.

- Rabinbach, Anson. 1992. *The Human Motor: Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*. Berkeley: University of California Press.
- Rau, Alexandra. 2010. *Psychopolitik: Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- . 2012. *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin: Suhrkamp.
- . 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Resch, Christine. 2005. *Berater-Kapitalismus oder Wissensgesellschaft?* Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Reuben, Julie A. 1996. *The Making of the Modern University: Intellectual Transformation and the Marginalization of Morality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Reuter, Helmut. 2014. *Geschichte der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe Verlag.
- Rieff, Philip. 1987. *The Triumph of the Therapeutic*. Chicago: University of Chicago Press.
- Riesman, David. 1972. *Die einsame Masse*. Hamburg: Rowohlt.
- Roediger, Henry L. 1985. „Remembering Ebbinghaus.” *Contemporary Psychology* 30 (7): 519–523.
- Roelcke, Volker. 1999. *Krankheit und Kulturkritik: Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Roethlisberger, Fritz, und William Dickson. 1939. *Management and the Worker*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Rosa, Hartmut. 2005. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2016. *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rose, Nikolas. 1990. *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*. London u. New York: Routledge.

- . 1992. „Governing the Enterprising Self.” In *The Values of the Enterprise Culture: The Moral Debate*, hrsg. v. Paul Heelas und Paul Morris, 141–164. London u. New York: Routledge.
- . 1996a. *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 1996b. „The Death of the Social? Re-Figuring the Territory of Government.” *Economy and Society* 25 (3): 327–56.
- . 2003. „Neurochemical Selves.” *Society* 41 (1): 46–59.
- . 2007. *The Politics of Life Itself: Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century*. Princeton: Princeton University Press.
- . 2008. „Psychology as a Social Science.” *Subjectivity* 25 (1): 446–62.
- Rose, Nikolas und Peter Miller. 1992. „Political Power beyond the State: Problematics of Government.” *The British Journal of Sociology* 43 (2): 173–203.
- Rose, Nikolas und Carlos Novas. 2004. „Biological Citizenship.” In *Global Assemblages: Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems*, hrsg. v. Aihwa Ong und Stephen J. Collier, 439–63. Oxford: Blackwell Publishing.
- Rothmann, David J. 1971. *The Discovery of the Asylum: Social Order and Disorder in the New Republic*. Boston: Little, Brown & Co.
- Rousseau, Denise M. 1989. „Psychological and Implied Contracts in Organizations.” *Employee Responsibilities and Rights Journal* 2 (2): 121–39.
- Rüegsegger, Ruedi. 1986. *Die Geschichte der angewandten Psychologie*. Bern u.a.: Huber.
- Rueschemeyer, Dietrich. 1973. *Lawyers and Their Society: A Comparative Study of the Legal Profession in Germany and in the United States*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Sarasin, Philipp. 2001. *Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765 - 1914*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schaffer, Simon. 1991. „The Eighteenth Brumaire of Bruno Latour.” *Studies in the History and Philosophy of Science* 22 (1): 174–92.
- Schaufeli, Wilmar B. und Arnold B. Bakker. 2004. „Job Demands, Job Resources, and Their Relationship with Burnout and Engagement:

- A Multi-Sample Study." *Journal of Organizational Behavior* 25 (3): 293–315.
- Schaufeli, Wilmar B. und Dirk Enzmann. 1998. *The Burnout Companion to Study and Practice: A Critical Analysis*. London: Taylor & Francis.
- Schmidbauer, Wolfgang. 1998. *Die hilflosen Helfer*. Reinbek: Rowohlt.
- Schmidt-Wellenburg, Christian. 2009. „Die neoliberale Gouvernementalität des Unternehmens — Management und Managementberatung zu Beginn des 21. Jahrhunderts." *Zeitschrift Für Soziologie* 38 (4): 320–41.
- Schnädelbach, Herbert. 1983. *Philosophie in Deutschland 1831 - 1933*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schubeius, Monika. 1990. *Und das psychologische Laboratorium muss der Ausgangspunkt pädagogischer Arbeiten werden! Zur Institutionalisierungsgeschichte der Psychologie von 1890 Bis 1933*. Frankfurt a.M.: Lang.
- Schulze, Gerhard. 2004. *Die beste aller Welten: Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?* Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Schutte, Nico, Salla Toppinen, Raija Kalimo und Wilmar Schaufeli. 2000. „The Factorial Validity of the Maslach Burnout Inventory-General Survey (MBI-GS) across Occupational Groups and Nations." *Journal of Occupational and Organizational Psychology* 73 (1): 53–66.
- Schütz, Alfred. 1960. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Wien: Springer.
- Schwab, Richard L. und Edward F. Iwanicki. 1982. „Perceived Role Conflict, Role Ambiguity, and Teacher Burnout." *Educational Administration Quarterly* 18 (1): 60–74.
- Selye, Hans. 1956. *The Stress of Life*. New York: McGraw-Hill.
- Sennett, Richard. 1983. *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- . 1998. *Der flexible Mensch*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Shenhav, Yehouda. 1995. „From Chaos to Systems: The Engineering Foundations of Organization Theory, 1879-1932." *Administrative Science Quarterly* 40 (4): 557–85.

- Shorter, Edward. 2003. *Geschichte der Psychiatrie*. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Shubin, Seymour. 1978. „Burnout: The Professional Hazard You Face in Nursing.” *Nursing* 8 (7): 22–27.
- Siegrist, Johannes. 1996. „Adverse Health Effects of High-Effort/low-Reward Conditions.” *Journal of Occupational Health Psychology* 1 (1): 27–41.
- Smith, David E. und Richard B. Seymour. 1997. „Addiction Medicine and the Free Clinic Movement.” *Journal of Psychoactive Drugs* 29 (2): 155–60.
- Soeffner, Hans-Georg und Ronald Hitzler. 1994. „Hermeneutik als Haltung und Handlung: Über methodisch kontrolliertes Verstehen.” In *Interpretative Sozialforschung: Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*, hrsg. v. Norbert Schröer, 28–54. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Star, Susan L. 1990. „Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions.” *The Sociological Review* 38 (S1): 26–56.
- Star, Susan Leigh und James R. Griesemer. 1989. „Institutional Ecology, ‚Translations‘ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39.” *Social Studies of Science* 19 (3): 387–420.
- Starr, Paul. 1982. *The Social Transformation of American Medicine*. New York: Basic Books.
- Steers, Richard M., Richard T. Mowday und Debra L. Shapiro. 2004. „Introduction to Special Topic Forum: The Future of Work Motivation Theory.” *The Academy of Management Review* 29 (3): 379–87.
- Stehr, Nico. 1994. *Arbeit, Eigentum und Wissen: Zur Theorie von Wissensgesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2001. *Wissen und Wirtschaften. Die gesellschaftlichen Grundlagen der modernen Ökonomie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stehr, Nico und Reiner Grundmann. 2010. *Expertenwissen: Die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern*. Weilerswist: Velbrück.
- Steinfeldt, Jörg. 2013. *Die Burn-out-Mode: Mediziner. Manager. Mythen. Der Hype und die Realität*. Göttingen: Business Village.

- Stewart, Moira, Judith Belle Brown, W. Wayne Weston, Ian R. McWhinney, Carol McWilliam und Thomas R. Freeman. 1995. *Patient-Centered Medicine: Transforming the Clinical Method*. London: SAGE Publications.
- Stichweh, Rudolf. 1996. „Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft.“ In *Pädagogische Professionalität: Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, hrsg. v. Werner Helsper und Arno Combe, 49–69. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- . 2000. „Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung.“ *Soziale Systeme* 6: 237–50.
- . 2014. *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript.
- Strauss, Anselm L. 1998. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Stuttgart: UTB.
- Strauss, Anselm L. und Juliet Corbin. 1996. *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Süddeutsche Zeitung. 2012. „Burn-out in Unternehmen - Warum wir schon lange ausgebrannt sind.“ *SZ.de*, 17. August. Zugriff: 28.2.18. <http://www.sueddeutsche.de/karriere/burn-out-in-unternehmen-warum-wir-schon-lange-ausgebrannt-sind-1.1444282>.
- . 2013. „Ständige Erreichbarkeit: ‚Wir richten uns im Arbeitsmodus ein‘.“ *SZ.de*, 19. August. Zugriff: 28.2.18. <http://www.sueddeutsche.de/karriere/staendige-erreichbarkeit-im-job-wir-richten-uns-im-arbeitsmodus-ein-1.1746475>.
- Swidler, Ann und Jorge Arditi. 1994. „The New Sociology of Knowledge.“ *Annual Review of Sociology* 20 (1): 305–29.
- Szasz, Thomas S. 1974. *The Myth of Mental Illness: Foundations of a Theory of Personal Conduct*. New York: HarperCollins Publishers.
- taz. 2013. „Debatte Burn-out: Mode oder Aufschrei.“ *taz.die tageszeitung, taz.de*, 9. Dezember. Zugriff: 28.2.18 <http://www.taz.de/!5053442/>.
- Thalhammer, Matthias und Klaus Paulitsch. 2014. „Burnout – eine sinnvolle Diagnose? Kritische Überlegungen zu einem populären Begriff.“ *Neuropsychiatrie* 28 (3): 151–59.



- therapie.de. 2017. „Burnout-Test: Psychologischer Selbst-Test Zum Erschöpfungssyndrom.“ *therapie.de*. Zugriff: 28.2.18. <https://www.therapie.de/psyche/info/test/weitere/burn-out-test/>.
- Thomae, Hans. 1977. *Psychologie in der modernen Gesellschaft*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Titton, Monika. 2013. „Erschöpfte Prominenz.“ In *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, hrsg. v. Sighard Neckel und Greta Wagner, 86–103. Berlin: Suhrkamp.
- TK Aktuell. 2013. „Burn-out ist vermeidbar.“ *TK Aktuell: Das E-Magazin Der Techniker Krankenkasse*, Nr.3. Zugriff: 28.2.18. <https://tk-aktuell.tk.de/tk-aktuell-3-2013/burn-out-ist-vermeidbar/>.
- Touraine, Alain. 1972. *Die Postindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Trahair, Richard. 1984. *The Humanist Temper: The Life and Work of Elton Mayo*. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Tramm, Karl A. 1921. *Psychotechnik und Taylor-System: Erster Band: Arbeitsuntersuchungen*. Berlin: Springer-Verlag.
- Traue, Boris. 2010. *Das Subjekt der Beratung: Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld: transcript.
- Trist, Eric und Hugh Murray. 1990. *The Social Engagement of Social Science, Volume 1: A Tavistock Anthology: The Socio-Psychological Perspective*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Ulich, Eberhard. 2005. *Arbeitspsychologie*. Zürich: Vdf-Hochschulverlag.
- Ullrich, Peter. 2008. „Diskursanalyse, Diskursforschung, Diskurstheorie. Ein- und Überblick.“ in *Kritik mit Methode?*, hrsg. v. Ulrike Freikamp, Matthias Leanza, Janne Mende, Stefan Müller, Peter Ullrich und Heinz-Jürgen Voß, 19–31. Berlin: Dietz Verlag.
- Um, Myung-Yong und Dianne F. Harrison. 1998. „Role Stressors, Burnout, Mediators, and Job Satisfaction: A Stress-Strain-Outcome Model and an Empirical Test.“ *Social Work Research* 22 (2): 100–115.
- Unger, Hans-Peter und Carola Kleinschmidt. 2006. *Bevor der Job krank macht: Wie uns die heutige Arbeitswelt in die seelische Erschöpfung treibt - und was man dagegen tun kann*. München: Kösel-Verlag.

- . 2014. *„Das hält keiner bis zur Rente durch!“ Damit Arbeit nicht krank macht: Erkenntnisse aus der Stress-Medizin*. München: Kösel-Verlag.
- Valle, Stephen K. 1979. „Burn-Out: Occupational Hazard for Counselors.” *Alcohol Research and Health* 3 (3): 10–14.
- Valverde, Mariana. 1998. *Diseases of the Will: Alcohol and the Dilemmas of Freedom*. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 2009. *Law’s Dream of a Common Knowledge*. Princeton: Princeton University Press.
- Viehöver, Willy und Peter Wehling. 2011. *Entgrenzung der Medizin: Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?* Bielefeld: transcript.
- Vogelmann, Frieder. 2013. „Eine erfundene Krankheit? Zur Politik der Nichtexistenz.” In *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, hrsg. v. Sighard Neckel und Greta Wagner, 148–61. Berlin: Suhrkamp.
- Voß, Burkhard. 2014. „Burn-out: Innenansicht.” *Deutsches Ärzteblatt* 111 (8): 302. Zugriff: 28.2.18. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/155343/Burn-Out-Innenansichten>.
- Voß, G. Günter und Cornelia Weiss. 2013. „Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?” In *Leistung und Erschöpfung: Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, hrsg. v. Sighard Neckel und Greta Wagner, 29–57. Berlin: Suhrkamp.
- Voß, Günter G. 1998. „Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft.” *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 31 (3): 473–487.
- Voß, Günter G., und Hans J. Pongratz. 1998. „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft.” *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1): 131–158.
- Wagner, Gerald. 1995. „Die Modernisierung der modernen Medizin: Die „epistemologische Krise“ der Intensivmedizin als ein Beispiel reflexiver Verwissenschaftlichung.” *Soziale Welt* 46 (3): 266–81.
- Wajcman, Judy. 2015. *Pressed for Time: The Acceleration of Life in Digital Capitalism*. Chicago: University of Chicago Press.
- Wallace, David Foster. 1997. *A Supposedly Fun Thing I’ll Never Do Again: Essays and Arguments*. New York: Little, Brown and Co.

- Watson-Veran, H. und David Turnbull. 1995. „Science and Other Indigenous Knowledge Systems.” In *Handbook of Science and Technology Studies*, hrsg. v. Sheila Jasanoff, Gerald E Markle, James C Peterson und Trevor Pinch, 115–39, London: SAGE Publications.
- Weber, Max. 1972. *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- . 1988a. „Wissenschaft als Beruf.” In *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. v. Johannes Winkelmann, 582–613. Tübingen: Mohr Siebeck.
- . 1988b. *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weingart, Peter. 2005. *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft, Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Weiss, Gregory L. 2006. *Grassroots Medicine: The Story of America's Free Health Clinics*. Oxford: Rowman & Littlefield Publishers.
- Whittle, Andrea, und André Spicer. 2008. „Is Actor Network Theory Critique?” *Organization Studies* 29 (4): 611–29.
- WHO. 1991. *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10, Kapitel V (F) Klinisch-Diagnostische Leitlinien*. Hrsg. v. Horst Dilling, W. Mombour und M. H. Schmidt. Bern: Huber.
- Wilensky, Harold L. 1964. „The Professionalization of Everyone?” *American Journal of Sociology* 70 (2): 137–58.
- Wren, Daniel A. und Arthur G. Bedeian. 2009. *The Evolution of Management Thought*. England: John Wiley & Sons.
- Wright, Thomas A. und Russell Cropanzano. 1998. „Emotional Exhaustion as a Predictor of Job Performance and Voluntary Turnover.” *Journal of Applied Psychology* 83 (3): 486–93.
- Wundt, Wilhelm Max. 1874. *Grundzüge der physiologischen Psychologie*. Leipzig: Wilhelm Engelmann.
- Wynne, Brian. 1996. „A Reflexive View of the Expert-Lay Knowledge Divide.” In *Risk, Environment and Modernity: Towards a New Ecology*, hrsg. v. Scott Lash, Brian Wynne und Bronislaw Szerszynski, 44–83. London: SAGE Publications.
- WZ. 2012. „Burn-out: Diskussion versachlichen.” *Deutsches Ärzteblatt* 109 (13): 83. Zugriff: 28.2.18. <https://www.aerzteblatt.de/archiv/124430/Burn-out-Diskussion-versachlichen>.

- Yearley, Steven. 2005. *Making Sense of Science Understanding the Social Study of Science*. London: SAGE Publications.
- Zweig, Stefan. 1981. *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.



Der Begriff Burnout bringt wie kein anderer die psychischen Leidenserfahrungen an gegenwärtigen Arbeitsbedingungen auf den Punkt. Aber wie kann man dem Problem beikommen und wer ist hier überhaupt zuständig? Die vorliegende Arbeit adressiert diese Fragen aus wissenssoziologischer Perspektive. Anstatt selbst im Diskurs mitzumischen, wird rekonstruiert, welche Denkweisen die Debatte dominieren. Wie die Ergebnisse zeigen, ist der Diskurs vor allem von einer Orientierung am autonomen Subjekt und dem Ideal der „Arbeit am inneren Gleichgewicht“ geprägt, das den Umgang mit Stress als Prozess der Selbsterfahrung und ökonomischen Bilanzierung erscheinen lässt. Diese Sprache der persönlichen Wahrnehmung verbannt jede Objektivierung psychischer Belastung aus dem Diskurs; anstatt von der Arbeit überfordert, erscheinen Burnout-Betroffene als Sklaven der eigenen Erwartungen. Durch diese Individualisierung und Normalisierung des Problems werden die Perspektiven andere Professionen, insbesondere die der Soziologie und der Medizin, marginalisiert. Der Burnout-Diskurs ist dabei kein singuläres Phänomen, sondern zeitdiagnostisch wesentlich breiter einzuordnen. Er ist Ausdruck eines generellen Aufstiegs der Psychologie seit Mitte des 20. Jahrhunderts, die einen der wichtigsten Faktoren beim Rückbau sozial- und wohlfahrtstaatlicher Institutionen darstellt.

ISBN 978-3-86309-679-3



www.uni-bamberg.de/ubp/